

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2013 (26. Jahrgang)

Bettina Dausien

„Biographieforschung“ – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung
eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas

Nadja Messerschmidt

Zur Humanistischen Soziologie Florian Znanieckis.
Ein Rückblick auf die biographische Methode

Sebastian Günther und Wiebke Janssen

„Beamte des sozialistischen Staates“?
Professoren der Medizin in der DDR (1968-1989)

Alexander von Plato

Kanada, die Vereinigten Staaten und die Wiedervereinigung Deutschlands

Karin Martensen

Weiblicher Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg:
Nur singen und Verbände wechseln?

Felicitas Söhner

Toleranz, Erinnerungskultur und innerer Einigungsprozess.
Zu den Gödelitzer Biographiegesprächen

Länderbericht, Wiedergelesen: Martin Kohli, Literaturbesprechungen



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2013 (26. Jahrgang)

Bettina Dausien

„Biographieforschung“ – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung
eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas.....163

Nadja Messerschmidt

Zur Humanistischen Soziologie Florian Znanieckis
Ein Rückblick auf die biographische Methode am Institut für Soziologie der
Adam-Mickiewicz-Universität, Posen in der Zwischenkriegszeit (1920-1939).....177

Sebastian Günther und Wiebke Janssen

„Beamte des sozialistischen Staates“?
Professoren der Medizin in der DDR (1968-1989)200

Alexander von Plato

Kanada, die Vereinigten Staaten und die Wiedervereinigung Deutschlands218

Karin Martensen

Weiblicher Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg:
Nur singen und Verbände wechseln?
Oder: Eine Opernsängerin, die nicht singt, sondern Skandale aufdeckt.....230

Projektbericht

Felicitas Söhner

Toleranz, Erinnerungskultur und innerer Einigungsprozess.
Zu den Gödelitzer Biographiegesprächen249

Länderbericht

Gelinada Grinčenko

Oral History in der Ukraine.

Institutionalisierung, Forschungsthematik, akademische Anerkennung258

Wiedergelesen

Martin Kohli

Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist.

Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung.....270

Literaturbesprechungen

Wer steuert das Lebensschiff? Agency in der Lebenslauf- und
Biographieforschung (*Matthias Pohlig*).....299

Marcus Stiglegger: Auschwitz-TV – Reflexionen des Holocaust in Fernsehserien
(*Carsten Heinze*)305

Christa Paul: Anpassung und Selbstbehauptung. Eine identitätstheoretische
Studie zur Fürsorge in den Jahren 1936 bis 1956 (*Anke Wischmann*).....310

Cornelius Weiss: Risse in der Zeit. Ein Leben zwischen Ost und West
(*Martin Malek*).....315

Autorinnen und Autoren dieses Heftes318

„Biographieforschung“ – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas

Bettina Dausien¹

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert Entwicklungen und Positionsbestimmungen der Biographieforschung angesichts aktueller Debatten und Herausforderungen. Ausgehend von der Frage, wie das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in den Anfängen der Biographieforschung gedacht wurde, richten sich die Überlegungen darauf, wie sich die Biographieforschung – im Kontext gesellschaftlicher Verschiebungen eben jenes Verhältnisses – selbst verändert hat und welche Forschungsperspektiven gegenwärtig auf der Tagesordnung stehen. Grundlage ist eine Rede anlässlich des Symposiums zur Verabschiedung von Wolfram Fischer im Oktober 2013 an der Universität Kassel.

Einleitung

Akademische Abschiedsrituale wie Vorlesungen oder Symposien sind nicht nur Anlass zur Würdigung der wissenschaftlichen Biographie einer Person, sie bieten auch Gelegenheit zur Rückschau auf die Geschichte des Forschungsfeldes, in dem die Person tätig war und dem in der Regel auch die anwesenden Mitglieder der *scientific community* in der einen oder anderen Weise verbunden sind. Wolfram Fischer, dessen akademische Verabschiedung Anlass für die folgenden Überlegungen war², gehört zu den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die den deutschsprachigen Diskurs der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung seit den 1970er Jahren nicht nur inhaltlich geprägt haben, er hat sich auch, gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen, über viele Jahre wissenschafts- und fachpolitisch für die Etablierung des Forschungsfeldes engagiert. So war er aktiv an der Gründung der Sektion Biographieforschung beteiligt und hat deren Profil über viele Jahre verantwortlich mitgestaltet.³ Durch sein Engagement in internationalen Kontexten und dem 1984 in der *International Sociolo-*

1 Bettina Dausien ist in Nachfolge von Charlotte Heinritz neue Co-Herausgeberin und Mitredakteurin von BIOS. Herausgeber und Redaktion freuen sich auf die Zusammenarbeit (d. Red.).

2 Der folgende Beitrag ist eine nur leicht überarbeitete, um persönliche Anmerkungen bereinigte Fassung des Vortrags, den ich auf dem Symposium zum Abschied von Wolfram Fischer am 18. Oktober 2013 an der Universität Kassel gehalten habe.

3 Wolfram Fischer gehörte bereits zu der 1979 gegründeten Arbeitsgruppe Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die er ab 1981 gemeinsam mit Martin Kohli, Joachim Matthes und Leopold Rosenmayr koordinierte, ab 1984 dann mit Erika M. Hoerning, Hanns-Georg Brose und Günther Robert und ab 1986 mit Werner Fuchs. Mit der Gründung der Sektion Biographieforschung in der DGS im Jahr 1986 wurde ein dreiköpfiges Sprecherinnen- und Sprecherremium eingerichtet, dem Fischer zunächst als Mitglied und später als Sprecher angehörte.

gical Association gegründeten *Research Committee on Biography and Society*, dessen Vorstand er in verschiedenen Wahlperioden angehörte, hat er auch zur internationalen Vernetzung der deutschsprachigen Biographieforschung beigetragen. Es liegt deshalb mehr als nahe, das berufsbiographische Ereignis der Verabschiedung auch als Moment des Innehaltens und Zurück- und Vorausschauens auf das Fach zu nutzen. Dies ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.⁴

Der Abschied eines älteren Weggenossen⁵ erinnert daran, wie rasch die Zeit vergeht. War es nicht erst vor Kurzem, dass wir gemeinsam über die theoretischen und methodologischen Möglichkeiten einer Forschungsrichtung diskutiert haben, die noch ziemlich neu war in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft und die gerade deshalb einen Reiz hatte, weil sie Neues versprach und Denkmöglichkeiten eröffnete jenseits der eingefahrenen Arbeitsteilungen und konzeptuellen Trennungen zwischen den Disziplinen, zwischen Mikro- und Makroanalyse, zwischen Struktur und Handeln, zwischen statistischen Surveys und philosophisch-hermeneutischen Reflexionen? Mit den neu gefundenen und erfundenen Ansätzen der Biographieforschung in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren schien es möglich, Fragen nach Subjektivität, Identität, Leiblichkeit, nach der Logik individueller Zeitkonstruktionen, nach Erfahrungen und Erwartungen im Alltag und im Horizont der Lebenszeit und viele weitere Fragen, die das Alltagsleben und -denken konkreter Subjekte betrafen, mit der Analyse gesellschaftlicher Strukturen, Klassen- und Geschlechterverhältnisse, soziokultureller Milieus und institutioneller Ordnungen zu verbinden. Das war theoretisch anregend, ja aufregend und anspruchsvoll und hat zugleich, auf einer ganz konkreten Ebene der Forschungspraxis, „Spaß“ gemacht. Die Methoden und Materialien der Biographieforschung, die Arbeit mit Geschichten, hatten in den Anfängen fast experimentellen Charakter. Es ging um das Ausprobieren eines neuen, narrativen Interviewverfahrens, das von Fritz Schütze an der Universität Bielefeld entwickelt und zunächst in Form eines maschinengeschriebenen, vielfach kopierten Projektpapiers (Schütze 1977) – einer Textsorte, die es heute kaum noch gibt – in die wissenschaftliche Öffentlichkeit gelangte. Es ging um Tipps und Tricks beim Transkribieren der Interviews, die mit klobigen Tonbandgeräten aufgenommenen und auf großen Spulen gespeichert wurden. Es ging um die Suche nach geeigneten Auswertungsmethoden, um ein Erproben und Vergleichen unterschiedlicher Ansätze an exemplarischem Material⁶, und es ging

4 Dabei geht es trotz des Anlasses ausdrücklich nicht um eine Würdigung der wissenschaftlichen Lebensleistung von Wolfram Fischer – zum einen weil diese im Kontext der akademischen Feier an anderer Stelle vorgetragen wurde, zum anderen weil mit dem Ausscheiden aus der beruflichen Position an der Universität Kassel Fischers wissenschaftliche Arbeit nicht beendet ist. Ich werde im Folgenden also nur gelegentlich und unsystematisch auf diese verweisen.

5 Die Perspektive, aus der ich schreibe, hat auch mit meiner eigenen Geschichte in der Biographieforschung zu tun. Aufgrund persönlicher Kontakte hatte ich das Glück, schon Ende der 1970er Jahre als Studentin nicht nur über die Rezeption von Texten, sondern durch Teilnahme an Symposien und Tagungen die Aufbauphase der deutschsprachigen Biographieforschung miterleben zu können und mich zunehmend auch an ihr zu beteiligen. Auch meine erste Begegnung mit Wolfram Fischer fand im Rahmen eines Arbeitstreffens in der Vorphase der Sektionsgründung statt. Später haben wir gemeinsam verschiedene Sektionsveranstaltungen (mit-)organisiert, u.a. die Tagung „Biographie und Leiblichkeit“ 1997 in Bremen. Ich danke Wolfram Fischer an dieser Stelle für die inhaltlich anregenden, persönlich und wissenschaftlich offenen Begegnungen, die über wechselnde Zeiten und institutionelle Kontexte hinweg bis heute immer wieder möglich sind.

6 Solche „intermethodologischen“ Diskussionen, in denen Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher theoretischer und methodischer Richtungen ihre Analyseperspektiven auf dasselbe Interviewmaterial

bereits damals um ethische Ansprüche und die Frage, wie man eine Forschung nicht *über*, sondern *mit* den „beforschten“ Subjekten machen kann⁷. Und immer wieder ging es um neue Themen und Fragestellungen, die aus der Komplexität und Lebensnähe des Materials erwachsen. Es war eine lebendige Forschungspraxis in einer historisch-gesellschaftlichen Situation, die mit Gefühlen von Lebendigkeit und Aufbruch und mit Gestaltungsspielräumen verbunden war, wissenschaftlich und persönlich. Vielleicht hat es auch mit der Lebensphase zu tun, in der sich die meisten der Akteurinnen und Akteure damals befanden; es waren überwiegend jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, viele noch nicht in etablierten Positionen, einige noch in der Phase des Studiums. – Aber vielleicht ist diese Lesart auch nur eine „biographische Konstruktion“, eine „Illusion“. Meine eigene? Eine kollektive? Zeitgeist? Soziale Erfahrung?

Fest steht: Die erinnerte Situation ist *verdamp lang her* (BAP). Seitdem haben sich die biographischen wie die wissenschaftlichen Koordinaten geändert. Die Wissenschaft und vor allem die Universitäten haben sich verändert, in Ausmaß und Richtung fast erschreckend. Es gibt einen Abstand zum damaligen Lebensgefühl und eine objektive Differenz zu den damaligen Arbeitsbedingungen.

Die Biographieforschung hat sich im Regelbetrieb vieler Universitäten etabliert. Sie hat eine mehr oder weniger geschätzte, insgesamt anerkannte Position in der *scientific community* erreicht. Es gibt Zeitschriften, eine kaum noch überschaubare Zahl von Publikationen und empirischen Studien zu allen möglichen Themen und Lebenssituationen. Es gibt gewiss auch immer wieder neue, originelle Fragestellungen, aber der „Hype“ scheint vorbei zu sein. In manchen Kontexten und *communities* scheint der Biographieforschung fast etwas Romantisch-Altmodisches anzuhaften: als ein Ansatz, der noch an das „Subjekt“ glaubt, womöglich noch mit längst dekonstruierten Annahmen von Autonomie, Identität und Handlungsfähigkeit arbeitet. Insbesondere die Subjektkritik im Anschluss an Foucault und Butler hat hier Fragen aufgeworfen, die auch die Biographieforschung tangieren (vgl. dazu Schäfer/Völter 2009), aber auch systemtheoretische Argumente stellen die Subjekt konstruktion der Biographieforschung in Frage (vgl. bereits Nassehi 1994). Andererseits nehme ich, in den zufälligen Ausschnitten meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, auch Gegenteiliges wahr: ein immer wieder neues Interesse an der Biographieforschung, das aus ähnlichen Motiven der Kritik und des Neu- und Andersdenkens gespeist wird wie seinerzeit und vielleicht nicht zufällig auf einen Ansatz stößt, der verspricht, die Stimme der Subjekte durch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hindurch und, hin und wieder, auch *gegen* sie wahr- und ernst zu nehmen.

anwendeten und reflektierten, wurden auch publiziert (vgl. z.B. Heinze/Klusemann/Soeffner 1980; Kokemohr/Marotzki 1989; Marotzki/Kokemohr 1990).

7 Diese in den 1970er und 1980er Jahren sehr intensiv geführten Debatten waren inhaltlich allerdings anders gelagert als die zuletzt aufgekommenen Diskussionen. Damals ging es vor allem um die Beziehung zwischen Forschenden und „Beforschten“ in einem gesellschaftlich und politisch verstandenen Feld von Machtbeziehungen (vor allem im Hinblick auf Klassen- und Geschlechterpositionen) und um die Frage, wie Forschungsergebnisse an die Informanten „zurückgegeben“ werden können. Die heutigen Debatten kreisen einerseits um das Thema des Umgangs mit den Daten, womit angesichts der technologischen Möglichkeiten der Speicherung und Nutzung von Massendaten ganz neuartige Problemlagen verbunden sind, andererseits um Fragen der Reflexion des eigenen Involviertseins der Forschenden in Machtverhältnisse, die insbesondere mit Blick auf postkoloniale Konstellationen thematisiert werden (vgl. Unger u.a. 2014).

Ich will diese unsystematischen, meinen eigenen biographischen Erinnerungen und Deutungen verhafteten Reflexionen hier abbrechen und sie durch etwas distanziertere Überlegungen ablösen. Gegenstand ist die aktuelle Situation der Biographieforschung im Lichte ihrer Geschichte. Ich wähle dafür eine historische Darstellungsfigur, eine Narration. Sie gliedert sich in drei Teile: Zunächst erinnere ich an die Anfänge des biographischen Paradigmas als historischem Ort und wissenschaftlichem Anspruch (1), anschließend skizziere ich dessen Wiederaufnahme, Neuentwurf und Etablierung in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft (2), um schließlich nach aktuellen Perspektiven der Biographieforschung zu fragen (3). Trotz des Anscheins einer Chronologie erlaubt das Format des Vortrags – auch in der hier publizierten Form – weder Systematik noch historische Detailliertheit. Die folgenden Gedanken sind kursorisch, thesenartig und wollen zum Weiterdenken und Diskutieren anregen.

1. Die Anfänge des biographischen Paradigmas als historischer Ort und wissenschaftlicher Anspruch

Biographieforschung ist mehr als eine Methode; und sie erschöpft sich auch nicht darin, Biographien zu erforschen. Ich verwende hier den durchaus umstrittenen und inflationär gebrauchten Begriff des Paradigmas (vgl. dazu Kuhn 1967 und 1976; Lakatos 1982), um auszudrücken, dass es sich um einen komplexen Forschungsansatz handelt, der sich um einen theoretischen „Kern“ formiert, oder besser: der ein Kernproblem bearbeitet und zu dieser Bearbeitung methodologische und methodische Strategien entwickelt hat. Mit diesem „Forschungsprogramm“ (Lakatos) werden sehr diverse Themen in durchaus unterschiedlichen disziplinären Kontexten bearbeitet. Verbindend ist nicht ein Thema oder ein abgrenzbarer Ausschnitt sozialer Wirklichkeit, schon gar nicht der Gegenstand „Individuum“, sondern eine grundlegende Perspektive auf soziale Wirklichkeit. Hinzu kommt, so meine These, ein zweites verbindendes Moment, nämlich eine – bei allen methodischen Unterschieden im Detail, die sich zwischen „Schulen“ der Biographieforschung finden lassen – ähnliche Forschungspraxis.

Worin besteht nun diese Perspektive der Biographieforschung und welchen Gegenstand konstituiert sie? Ich zitiere eine Passage aus einem Grundsatzartikel, den Wolfram Fischer 1987 gemeinsam mit Martin Kohli veröffentlicht hat. Sie ist noch immer geeignet, die Stoßrichtung sozialwissenschaftlicher Biographieforschung zu verdeutlichen. In ihrer Argumentation grenzen sich die Autoren zunächst von einer älteren Auffassung ab, die Biographieforschung als spezifisches Forschungsinstrument – als „biographische Methode“ – verstanden hatte, und setzen eine weitergefasste und anspruchsvollere Perspektive dagegen:

Es geht vielmehr um eine theoretische Entfaltung von Biographie als Bestandteil der Sozialwelt. Wir verstehen Biographie als sozialweltliches Orientierungsmuster. (Wir könnten auch von Biographie als einem ‚Regelsystem‘ sprechen – vgl. Kohli 1985:1; allerdings gehen damit Konnotationen einher, die genauer expliziert werden müssten, um Abgrenzungen zur Systemtheorie und einem starren Regelbegriff sichtbar zu machen.) Deutlicher, um einer weit verbreiteten Fehlrezeption biographischer Forschung entgegenzutreten: Nicht das Individuum ist Thema soziologischer Biographieforschung, sondern das

soziale Konstrukt ‚Biographie‘ (Fischer/Kohli 1987: 26; Hervorhebung im Original).

Um das damit verbundene Forschungsprogramm zu umreißen, rekurrieren Einführungstexte (z.B. Fuchs-Heinritz 2005; Fischer-Rosenthal 1991c) nicht zufällig auf den historischen Kontext der Chicagoer Soziologie und auf eine Studie, die bereits in den zeitgenössischen Forschungsdiskursen als Paradigma (hier im Sinne eines Beispiels) gehandelt wurde: die von William Thomas und Florian Znaniecki 1918-20 zuerst publizierte Migrationsstudie *The Polish Peasant in Europe and America* (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a).

Ohne die interessanten theoretischen und methodologischen Explikationen dieser Studie hier angemessen diskutieren zu können, sollen drei wichtige Aspekte des damaligen Forschungsansatzes in Erinnerung gerufen werden:

(1) Der erste Aspekt betrifft den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wandel und seiner wissenschaftlichen Beobachtung: Die Entstehung der soziologischen Biographie- und Lebenslaufforschung⁸ ist eng mit der historischen Veränderung ihres Gegenstandes verbunden. Die Schule qualitativer Sozialforschung, die sich Ende des 19. Jahrhunderts an der *University of Chicago* in der Theorietradition des Pragmatismus und Interaktionismus entwickelte und bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein höchst produktiv entfaltete, reagierte mit einer ausgeprägten empirischen, aber auch theoretischen Neugier auf die aktuellen sozialen Veränderungen der expandierenden, ja explodierenden urbanen Migrationsgesellschaft. Der Umbau der Gesellschaft und die damit einhergehende Herauslösung der Individuen aus sozialen und kulturellen Bindungen, aber auch aus lokalen Lebenswelten, die Auflösung und Transformation der Sozialformen, das Fraglichwerden bislang gültiger Werte und Normen sowie die Konfrontation mit bislang unbekanntem Lebensentwürfen und Orientierungsmustern im Zuge von Migrationsprozessen wurden hier, in der Stadt Chicago, wie im Zeitraffer ganz konkret erfahrbar. In diesem historischen Zusammenhang drängte sich die Frage auf, wie die davon erfassten Menschen diese Prozesse erfahren und verarbeiten, wie sie sich handelnd orientieren und ihre Welt mitgestalten. Biographien wurden zu einem Gegenstand der Reflexion: Wie soll/kann ich leben? Worauf kann ich bauen? Woran soll ich mich halten, wenn die Erfahrungen der Vorgeneration nicht mehr „passen“? Welche Pläne kann ich machen, um in dieser mir unbekanntem „neuen Welt“ zurechtzukommen, gar Erfolg zu haben? Macht es überhaupt Sinn, Pläne zu machen? Oder verschiebe ich das Planen auf später – überlasse es vielleicht gleich der nächsten Generation?

Fragen wie diese sind Ausdruck (und Bearbeitungsmedium) einer gesteigerten Selbst-Reflexivität; sie markieren eine Form des Selbst- und Weltbezugs, die auf die Konstruktion biographischen Sinns verweist. „Biographie“ als ein verzeitlichtes soziales Deutungsmuster individueller Existenz wird historisch funktional – sowohl für die Subjekte, die damit einen Rahmen für die Organisation ihrer Erfahrungen, Erwartungen und Lebensplanungen haben, den sie je individuell ausgestalten können, als auch für die Gesellschaft, die mit der Institution Lebenslauf einen neuen Modus der Integration und Kontrolle über ihre Mitglieder entwickelt, der nun direkt an den Einzelnen ansetzt und sie – ebenfalls temporalisiert – adressierbar macht. Im deutsch-

8 Auf diese Differenzierung gehe ich im Folgenden nicht weiter ein.

sprachigen sozialwissenschaftlichen Diskurs haben Martin Kohli (1985) und Alois Hahn (1987, 1988) diese modernisierungstheoretische Deutung des Lebenslaufs und seiner Biographisierung Mitte der 1980er Jahre systematisch ausgearbeitet und damit eine zentrale These der Biographieforschung etabliert.

(2) Der zweite Punkt, den ich an der frühen Chicagoer Studie hervorheben will, ist der theoretische und methodologische Anspruch, biographische Dokumente bzw. die Perspektive der individuellen Subjekte mit der Analyse des gesellschaftlichen Strukturwandels zu verbinden, einfach gesagt: der Anspruch, „Mikro“ und „Makro“ eben nicht als getrennte Ebenen zu sehen, sondern als zwei Momente eines Prozesses.

Die paradigmatische Idee, die dem *Polish Peasant* und der damals so bezeichneten „biographischen Methode“ zugrunde liegt, basiert auf einer nicht-dualistischen Gesellschaftstheorie, die sich im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus entwickelt und insbesondere auf der von William Thomas vorgelegten Theorie sozialer Situationen beruht (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a): Um soziale Prozesse zu begreifen, genügt es nicht, „objektive“ Faktoren und Wirkungszusammenhänge zu analysieren (wie in den Naturwissenschaften). Vielmehr müssen die „subjektiven“ Aspekte sozialen Handelns einbezogen werden, die spezifische Interpretationsleistungen darstellen. Die Wirklichkeit, die das Handeln der Akteure leitet, ist immer schon gedeutete Wirklichkeit. Soziale Wirklichkeit (*social reality*) formiert sich, so das theoretische Argument, im Zusammenspiel aus sozialen Werten (*values*), individuellen oder kollektiven Einstellungen (*attitudes*) und je neuen „Situationsdefinitionen“ (vgl. die *Methodological Note* in: Thomas und Znaniecki 1958, Part I: 1-86). Aus dieser Überlegung ergibt sich die methodologische Bedeutung persönlicher Dokumente für die Analyse sozialer Veränderungen. Dabei verfolgen die Forscher das Ziel, „allgemeine Gesetze sozialen Wandels“ zu formulieren.

The study of human personalities, both as factors and as products of social evolution, serves first of all the same purpose as the study of any other social data – the determination of social laws (Thomas und Zaniecki 1958, Part IV: 1831).

Auch wenn sich die biographischen Erfahrungen und *attitudes* von Subjekten im Einzelfall unterscheiden, so sind sie doch immer auch Ausdruck allgemeiner Strukturen und Bedingungen, die gewissermaßen durch den Einzelfall hindurch rekonstruiert werden können. Dies hat unmittelbare Folgen für empirische Forschungsstrategien:

But even when we are searching for abstract laws life-records of concrete personalities have a marked superiority over any other kind of materials. We are safe in saying that personal life-records, as complete as possible, constitute the perfect type of sociological material, and that if social science has to use other materials at all it is only because of the practical difficulty of obtaining at the moment a sufficient number of such records to cover the totality of sociological problems, and of the enormous amount of work demanded for an adequate analysis of all the personal materials necessary to characterize the life of a social group (Thomas/Zaniecki 1958, Part IV: 1832 f.; Hervorhebung im Original).

Der Vorrang biographischer Materialien und der Analyse von – gut ausgewählten – Einzelfällen gegenüber Massendaten ergibt sich somit konsequent aus den theoretischen Annahmen über das Zustandekommen sozialen Wandels. So befremdlich heute die Idee einer Suche nach allgemeinen Gesetzen gesellschaftlichen Wandels erscheinen mag, die Grundfigur der Argumentation gehört nach wie vor zum Kern des biographietheoretischen Paradigmas: der theoretische Anspruch, individuelle Biographien mit gesellschaftlichen Strukturen zusammenzudenken und im Zusammenhang zu analysieren (vgl. dazu Fischer-Rosenthal 1991b).

Eher belustigend erscheint dagegen aus heutiger Sicht das Argument, dass die Erhebung und Verarbeitung einer ausreichenden Zahl geeigneter *life-records* eine technische Schwierigkeit darstelle und eben deshalb auf andere Methoden zurückgegriffen werden müsse. Angesichts der neuen digitalen Medien lassen sich biographische Daten und Forschungsmaterialien wie Interviewtranskripte in großer Zahl herstellen, speichern und verbreiten, womit wieder ganz eigene, forschungsethische Probleme verbunden sind. Auch die methodischen Mittel zur Analyse qualitativer Daten sowie die methodologischen Konzepte haben sich in der jüngeren Biographie- und Lebenslaufforschung systematisch ausdifferenziert und weiterentwickelt. Qualitative Massendaten können mit Hilfe elektronischer Programme verwaltet und kodiert werden. Dass die „adäquate Auswertung“ biographischen Materials einen enormen Arbeitsaufwand bedeutet, hat sich freilich trotz der neuen Methoden und Techniken nicht geändert.

(3) Mein dritter Punkt betrifft die in der Chicagoer Schule formulierte und auch praktizierte Idee, Sozialforschung und Sozialtechnologie miteinander zu verbinden, d.h. aus der Gesellschaftsanalyse Konzepte für soziale Intervention abzuleiten. Die Mischung aus soziologischer Theorie, Sozialforschung und Sozialreportage⁹ war mit einem sozialen Engagement und der Idee verbunden, dass es möglich sein müsse, die soziale Welt und ihre Probleme mittels einer *conscious and rational technique* zu kontrollieren (vgl. Thomas und Znaniecki 1958, Part I: 1). Das Projekt, die Soziologie als Basis für eine vernünftige Gesellschaftsorganisation und Sozialpolitik zu nutzen und weiterzuentwickeln, war getragen von einem optimistischen Wissenschaftsverständnis, das sich am Fortschritt der Naturwissenschaft orientiert:

The marvelous results attained by a rational technique in the sphere of material reality invite us to apply some analogous procedure to social reality. Our success in controlling nature gives us confidence that we shall eventually be able to control the social world in the same measure (ibd.).

Auch wenn der Begriff der „sozialen Kontrolle“ – nicht zuletzt angesichts der historischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts – heute kaum derart ungebrochen formuliert werden kann¹⁰, so ist doch die Verknüpfung zwischen Sozialforschung und gesell-

⁹ Diese Perspektive kam insbesondere durch Robert E. Parks ins Spiel. Dazu und zur Chicago School insgesamt vgl. Bulmer 1984; Schütze 1987; Riemann 2015).

¹⁰ Aus Platzgründen kann ich hier nicht näher diskutieren, was jedoch zumindest angemerkt sein soll: Die damals formulierten Ideen einer „rationalen Sozialtechnik“ auf Basis empirischer Forschung unterscheiden sich trotz der oberflächlichen Ähnlichkeiten von heutigen Ansätzen „evidenzbasierter Steuerung“ in verschiedenen gesellschaftlichen Systemen (Gesundheit, Bildung). Geht es heute primär um eine von den sozialen Subjekten und ihren Interessen abgelöste Rationalisierung nach Vorgaben, die vor allem an ökonomischen, verwaltungs- und „messtechnischen“ Kriterien orientiert sind, so ging es da-

schaftlicher Praxis auch ein starkes Motiv der späteren „Wiederentdeckung“ der Biographieforschung in den 1970er und frühen 1980er Jahren und – unter etwas veränderten Vorzeichen – bis heute ein Kennzeichen des Paradigmas.

2. Wiederaufnahme, Neuentwürfe und Etablierung

Die drei Momente ließen sich, etwas anders gelagert, auch für die Phase der sogenannten Wiederentdeckung der Biographieforschung in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft in den 1970er und frühen 1980er Jahren rekonstruieren. Eine Dynamisierung der gesellschaftlichen und ideologischen Verhältnisse der (west-)deutschen Nachkriegsgesellschaft, ein „Aufbrechen“ im mehrfachen Sinn, die neuen, noch unsicheren, nicht vorgelebten Lebensentwürfe, die sich im Kontext der Bildungsreform, der veränderten Arbeitsmärkte und der neuen sozialen Bewegungen artikulieren, politische Ansprüche und Kritik werden auch im Feld der Wissenschaft wirksam. Die Biographieforschung formiert sich in diesem Kontext relativ rasch als ein vielstimmiger Chor, der seine Kraft aus unterschiedlichen Quellen, auch unterschiedlichen Disziplinen und Feldern bezieht:

Da ist die Kritik an den dominanten empirischen Forschungsansätzen und Methoden in den Sozialwissenschaften, die sich im Entwurf von Alternativen – eher unglücklich¹¹ – unter dem Begriff der „qualitativen Sozialforschung“ sammelt. Es ist jedoch keine Methodenkritik um ihrer selbst willen, sie ist vielfach mit neuen inhaltlichen Themen und politischen Positionen verbunden. Ein Beispiel dafür ist die Frauenforschung, die sich zunächst in enger Verbindung mit der Frauenbewegung formiert und die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse zum Thema macht; ein anderes Beispiel ist die politische und wissenschaftliche Auseinandersetzung um die Bedeutung der Arbeiterklasse und ihre Rolle in der Gesellschaft („Ende der Arbeitsgesellschaft“, „Verbürgerlichung der Arbeiterklasse“), wo neben ideologischen Kämpfen auch epistemische und methodologische Auseinandersetzungen ausgetragen werden. Etwas später kommt die beginnende Migrationsforschung hinzu. Wichtig für die Etablierung der Biographieforschung sind auch neue Strömungen in der Geschichtswissenschaft, wo sich neben und zum Teil auch gegen andere kritische Positionen die Idee einer „Geschichte von unten“ artikuliert und Konzepte der *Oral History* entwickelt werden.

In diesen Ansätzen werden, bei aller Unterschiedlichkeit im Detail, die Erzählungen der „einfachen Leute“ bedeutsam gemacht, methodisch angeregt und theoretisch fundiert, unter anderem durch soziolinguistische Arbeiten zur Erzählforschung und Konversationsanalyse, die sich ebenfalls für Alltagsgespräche und -erzählungen interessieren. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

mals um eine Begründung sozialer Maßnahmen, die nicht primär auf religiösen oder moralischen Imperativen der Wohltätigkeit basierte, sondern auf einer empirischen Analyse der Lebensverhältnisse, Erfahrungen und Handlungsperspektiven der beteiligten Akteurinnen und Akteure und auf Vorstellungen einer „vernünftigen“ gesellschaftlicher Organisation.

11 Unglücklich ist diese Bezeichnung insofern, als damit einer dualistischen Frontstellung „qualitativ versus quantitativ“ Vorschub geleistet und zugleich das Anliegen des Interpretativen Paradigmas unzulässig reduziert und in seinem Kern verkannt wird. Zudem werden nicht nur „falsche“ Differenzen nahegelegt, sondern wichtige methodologische und theoretische Differenzen innerhalb der sogenannten „qualitativen Methoden“ übersehen.

Viele dieser Debatten greifen zur theoretischen Fundierung der Kritik an Surveyforschung und gesellschaftlichen „Makro“-Theorien, die die eigensinnige Logik der Subjekte und ihrer Alltagspraxen ausblenden, auf Konzepte der Chicagoer Soziologie, den Symbolischen Interaktionismus und die Sozialphänomenologie zurück. Dazu kommen lebendige Forschungskontakte zur interpretativen Sozialforschung der „zweiten Generation“, insbesondere zu Anselm Strauss und seinem Arbeitszusammenhang. Wichtige Protagonisten der deutschsprachigen Biographieforschung, Fritz Schütze, Gerhard Riemann und auch Wolfram Fischer, haben hier neben anderen gewiss eine Brückenfunktion zwischen der US-amerikanischen und der deutschsprachigen Sozialforschung gehabt.

Der Blick der Biographieforschung richtet sich auf Alltagsleben und Arbeitsleben, auf Alltagskultur, auf Erfahrungen und vor allem auf Lebensgeschichten – insbesondere von Angehörigen jener gesellschaftlichen Gruppen und Schichten, die dem gesellschaftlichen „Unten“ oder den „Rändern“ zugeordnet, die im wissenschaftlichen Mainstream wenig gehört und eher „beforscht“ wurden.

In dieser (wissenschafts-)politischen Positionierung steckt eine über den historischen Kontext hinausreichende methodologische und theoretische Kritik an Forschungszugängen, die den „subjektiven Faktor“ übersehen oder das Subjekt allein als psychologisches Ensemble oder als abhängige Variable sozialer Bedingungen konzipieren und deshalb aus soziologischen Analysen weitgehend ausklammern. Mit der Biographieforschung eröffnet sich nun eine Perspektive, mit der Subjektivität als wichtige Dimension soziologischer Gesellschaftsanalysen anerkannt wird. Damit werden auch Themen bearbeitet, die lange Zeit eher an den Rändern der Disziplin gelegen hatten, etwa zu Identität, Leiblichkeit oder Zeit.¹²

Kurz: In den 1980 Jahren entfaltet die skizzierte Gemengelage aus Interessen, Themen, Kritik und engagierter Forschung eine enorme Produktivität, die zur Ausarbeitung und Etablierung einer theoretisch und methodisch anspruchsvollen, zugleich vielfältigen und durch empirische Arbeiten fundierten Biographieforschung führt. Auch hier möchte ich einige Punkte festhalten, die durchaus Parallelen bzw. Kontinuitäten zur Chicagoer Biographieforschung aufweisen, aber auch Unterschiede erkennbar machen.

(1) Bemerkenswert ist erstens, dass sich das Paradigma in interdisziplinären Diskursen entfaltet. Durchlässigkeiten, disziplinäre Mehrfachzugehörigkeiten und Grenzgänge prägen auch die Biographien vieler Protagonistinnen und Protagonisten und befruchten die theoretische und methodische Ausarbeitung.

(2) Eine Parallele bilden auch das Interesse an der, ja das Engagement für die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und der Bezug auf soziale Praxiskontexte. Diese sind teilweise durchaus mit ähnlichen Vorstellungen einer direkten Einwirkungsmöglichkeit verbunden, wie sie seinerzeit der optimistischen Idee einer „Sozialtechnologie“ inhärent gewesen waren, teilweise aber auch mit dem „bescheideneren“ Anspruch der wissenschaftlichen Reflexion sozialer Praxis (vgl. Schütze 1992). Beispielhaft hierfür ist die seit den 1970er Jahren an der Universität Kassel begründete Tradition der Verknüpfung von Studium, Forschung und professioneller Praxis im

12 Zu diesen Themen liegen auch wichtige Arbeiten von Wolfram Fischer vor (z.B. 1986a, b, 1999a, b und 2006).

Bereich der Sozialen Arbeit¹³. Ähnliche Bezugnahmen der Biographieforschung auf soziale und professionalisierte Praxisfelder wurden, zeitlich später, auch für die Bildungsarbeit, Beratung, Pflege, Medizin und andere Kontexte professioneller Arbeit (vgl. Dausien u.a. 2008) entwickelt. Seit etlichen Jahren sind auch außeruniversitäre Fortbildungskonzepte für biographieorientierte pädagogische Arbeit entstanden, die wissenschaftlich rückgebunden sind.

(3) Schließlich sehe ich eine Parallele zur ersten Phase der Etablierung des biographiewissenschaftlichen Paradigmas darin, dass auch die jüngere Biographieforschung auf sozialen Wandel reagiert, und zwar insbesondere auf die neuen (oder neu und populär beschriebenen) Formen der Individualisierung. Seit den 1980er Jahren wird der Zusammenhang zwischen Individualisierung, Biographie und Spät- oder Postmoderne vor allem theoretisch reflektiert (z.B. Hahn 1988; Alheit 2000, Alheit/Brandt 2006; Schäfer/Völter 2009). Im Unterschied zu den theoretischen Konzepten, die dem *Polish Peasant* zugrunde lagen, wird dieser Konnex jedoch nicht als wechselseitige Relation zwischen *life-record* und einer gesellschaftlichen Struktur gedacht, sondern als vielschichtige soziale Konstruktion, die nicht auf „allgemeine Gesetze“ rückführbar ist, sondern als gesellschaftliche „Singularität“, als individuelle Konfiguration allgemeiner gesellschaftlicher Verhältnisse begriffen wird. Man könnte sagen: „Biographie“ wird als sozial und historisch „gebrochene“ Konstruktion theoretisiert und empirisch rekonstruiert. Eine durch die Bourdieusche Kritik und durch macht- und diskurstheoretische Ansätze z.B. im Anschluss an Foucault aufgeklärte Biographieforschung interessiert sich für Differenzen und Machtverhältnisse, die in biographische Konstruktionen hineinwirken und durch sie hindurch gehen. Mit dieser theoretischen These stellen sich zugleich neue methodologische Herausforderungen, die im Konzept der rekonstruktiven Sozialforschung wichtige Grundlagen für ihre Bearbeitung, aber gewiss noch keine befriedigende Lösung gefunden haben.¹⁴

Insgesamt lässt sich für den deutschsprachigen Kontext sagen, dass in den 1970er und 1980er Jahren die Biographieforschung nicht nur wiederentdeckt wurde, sondern sich erfolgreich als Paradigma etablieren konnte. Die Institutionalisierung und Etablierung von Biographieforschung im Feld der Wissenschaft vollzieht sich insbesondere seit den 1990er Jahren. In den Fachgesellschaften bilden sich eigenständige Organisationseinheiten, vor allem in der Soziologie und Erziehungswissenschaft¹⁵. Die Sektionen haben steigende Mitgliederzahlen zu verzeichnen; Zeitschriften¹⁶ und Pub-

13 Diese Tradition ist in ihren Anfängen (im deutschsprachigen Kontext) vor allem mit den Namen Fritz Schütze und Gerhard Riemann verbunden. Mittlerweile hat sich ein Netzwerk Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung mit eigener Publikationsreihe und Tagungskultur etabliert.

14 Die Frage, wie mit Mitteln der Fallrekonstruktion nicht nur genaue Analysen einer je individuellen biographischen Konstellation in ihrem jeweiligen gesellschaftlich-historischen Kontext zu leisten ist, sondern wie zugleich systematisch Erkenntnisse über gesellschaftliche Strukturen und ihren Wandel gewonnen werden können, ist nach wie vor eine große methodologische Herausforderung für die sozialwissenschaftliche Biographieforschung (vgl. z.B. Alheit 2009 oder die Arbeiten von Rosenthal zu Biographien im Kontext der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, z.B. Rosenthal 1997).

15 Dies gilt für die deutschen Organisationen Deutsche Gesellschaft für Soziologie und Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, aber auch auf internationaler Ebene (z.B. das *Research Committee on Biography and Society* in der *International Sociological Association*, das *Network Life History and Biographical Research* in der *European Society for Research on the Education of Adults*).

16 Neben BIOS, die sich im Schnittfeld von *Oral History*, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Erziehungswissenschaft etabliert hat, ist dies im deutschsprachigen Raum vor allem die Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), die seit 2005 unter dem Namen Zeitschrift

likationsreihen werden gegründet. Professuren werden besetzt. Dazu kommt eine enorme Professionalisierung der methodologischen und methodischen Ansätze; biographische Forschungsansätze differenzieren sich aus. Methodenseminare in Hochschulen und auf dem freien Markt, Handbücher und Artikel zeigen an, dass Biographieforschung zum Kanon qualitativer Forschung gehört und neben Ethnographie und Diskursanalyse ein starkes Paradigma ist. – Ist also, unter dem Strich, die Geschichte der Biographieforschung eine „Erfolgsgeschichte“? Ich komme zu meinem letzten Punkt.

3. Was nun? Gedanken zur Biographieforschung der Gegenwart

Wo steht Biographieforschung heute? Was ist aus den Ansprüchen geworden? Ich möchte abschließend einige vorsichtige Beobachtungen, Thesen und Fragen formulieren:

(1) Zunächst einmal sehe ich in dem angedeuteten Prozess eine Normalisierung und Integration. Biographieforschung ist zur „Normalwissenschaft“ (Kuhn) geworden. Dies geht – so mein Eindruck – einher mit einer Re-Disziplinierung bzw. einem Zurückgehen interdisziplinärer Kooperationen und Forschungsansätze. Hier gibt es vermutlich einen Zusammenhang mit den neuen Steuerungspolitiken in den Hochschulen, die Inter- und Transdisziplinarität eher bestrafen, auch wenn sie auf der Vorderbühne des Wissenschaftsmanagements gefordert werden. Andererseits gibt es aber auch immer wieder Ansätze der interdisziplinären Vernetzung und Verknüpfungen mit anderen methodischen Ansätzen (vgl. Völter u.a. 2009).

(2) Damit bin ich beim zweiten Punkt: Als besonders erfolgreich hat sich, meinem Eindruck nach, der methodisch-empirische Strang der Biographieforschung erwiesen. Hier gibt es Weiterentwicklungen, ebenso gibt es immer wieder neue empirische Studien, Graduiertenkollegs, Forschungsgruppen. Die theoretische Diskussion der Biographieforschung scheint mir dagegen wenig Neues zu bringen. Sind die Kernfragen geklärt? Sind alle relevanten Theorieperspektiven formuliert? Gibt es keine neuen Fragen?

(3) Ich persönlich denke, es ist notwendig, die Grundthese des Zusammenhangs zwischen gesellschaftlicher Formation und Formaten des Biographischen noch weiter zu treiben. Dabei geht es dann nicht nur um die Frage, welche Formen der biographischen Thematisierung sich in bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen oder Figurationen herausbilden, es geht vielmehr auch darum, die Biographieforschung selbst als Produkt solcher Zusammenhänge kritisch zu reflektieren. Es spricht einiges dafür, Biographieforschung als *das* wissenschaftliche Paradigma der „reflexiven Moderne“ zu begreifen. Zumindest bietet die Gesellschaftsdiagnose der Individualisierung ein gutes Terrain für den Erfolg des Paradigmas. Anders gesagt: Biographieforschung erforscht nicht nur Prozesse der gesellschaftlichen Individualisierung, sondern ist deren adäquates Denkmodell.

Eine solche Passung erzeugt blinde Flecken. Es ist deshalb erforderlich, zunächst die Diagnosen des Neoliberalismus, die eine weitreichende gesellschaftliche Umstrukturierung konstatieren, ernst zu nehmen und mit den Mitteln der Biographieforschung empirisch und theoretisch genauer in den Blick zu nehmen, insbesondere

für qualitative Forschung firmiert und einen deutlichen Schwerpunkt auf methodologische und methodische Fragen setzt.

solche, die sich auf neue Selbstverhältnisse wie das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007), das sich selbst organisierende, selbst-lernende und sich selbst managende Subjekt beziehen.

Dabei geht es um eine kritische Überprüfung der Diagnosen selbst, zugleich aber um eine empirische Analyse der diagnostizierten Verhältnisse: Welche Modi und Formate biographischer Selbstkonstruktion sind gegenwärtig gesellschaftlich funktional, welche werden mit welchen Medien, Strategien und Institutionen produziert, „trainiert“, vorangetrieben, welche werden nicht mehr gebraucht und vergessen oder verunmöglicht? Ich denke hier zum Beispiel an so mächtige „Biographiegeneratoren“ (Hahn 1988) wie die Politik des lebenslangen Lernens, an Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten für die Gestaltung des eigenen Körpers/der eigenen Gesundheit, einschließlich der Geschlechtlichkeit, oder an die neuen technisch und medial vermittelten Formen von Sozialität und an den Umgang mit biographischen Massendaten. Wie gehen konkrete Subjekte in konkreten sozialen Kontexten mit den womöglich neuen Imperativen biographischer Selbst-Konstruktion um? Welche Effekte haben solche biographisierenden Praxen für Gesellschaften und ihre Individuen? Wie verändern sich langfristig Formen der Erfahrungsaufschichtung und Prozessstrukturen von Lebensgeschichten?

Über solche Forschungsfragen hinausgehend muss aber auch die Biographieforschung sich selbst in die Analyse einbeziehen. Biographieforschung ist nicht nur Beobachterin, sondern auch Akteurin und Mittäterin. Sie „schraubt mit“ an der Spirale individueller Reflexionstechniken und Selbst-Modelle. Und sie forciert damit womöglich eine gesellschaftliche Entwicklung, die sie gerade eben noch kritisch kommentiert hat.

Eine Auseinandersetzung mit Fragen dieser Art halte ich nicht allein aus wissenschaftlichen Erwägungen für relevant, sondern auch und ganz besonders mit Blick auf wissenschaftlich fundierte professionelle Praxen. Damit komme ich zu meinem letzten Gedanken.

(4) In den letzten Jahren haben sich, wie angemerkt, im Zuge der Ausbildung pädagogischer und sozialer Berufe an Hochschulen und anderswo zunehmend Konzepte professioneller Biographieorientierung – biographische Beratung, Biographiearbeit, biographieorientierte Didaktik usw. – entwickelt. So sehr diese mit der Idee von Subjektorientierung, *empowerment*, emanzipatorischer Bildung und Kritik verbunden sein mögen, so sehr stehen sie doch in der Gefahr, neue Formen der Kontrolle und der Selbst-Regierung zu befördern. Zugespitzt gesagt: Ist die Vision einer „vernünftigen Sozialtechnologie“ aus dem historischen Kontext der Chicagoer Soziologie – nach einer Phase kritischen Selbstverständnisses – nicht längst in der neoliberalen Wirklichkeit verfeinerter biographischer Selbsttechnologien angekommen? Welche Widersprüche, welche Handlungspotenziale stecken in diesem Zusammenhang?

Hier gibt es neue Forschungsaufgaben, aber auch eine Verantwortung der Biographieforschung, die von ihr selbst mitgestaltete Herstellung und die Gebrauchsweisen biographischen Wissens in Wissenschaft und gesellschaftlicher Praxis kritisch zu untersuchen.

LITERATUR

- Alheit, Peter (2000): Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgeblichen „Zerfall“ des Sozialen. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1 (1), 151-165.
- Alheit, Peter (2009): Biographie und Mentalität. Spuren des Kollektiven im Individuellen. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Aufl., 21-45.
- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung: Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.) (1999): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bulmer, Martin (1984): The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research. Chicago und London: The University of Chicago Press.
- Dausien, Bettina, Andreas Hanses, Lena Inowlocki und Gerhard Riemann (2008): Die Analyse, Selbstreflexion und Gestaltung professioneller Arbeit. Biografieanalytische und andere interpretative Zugänge. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 9(1). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt1-08-d.htm>.
- Fischer, Wolfram (1986a): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken. In: Hurrelmann, Klaus (Hg.): Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Basel: Beltz, 157-171.
- Fischer, Wolfram (1986b): Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit. Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker. In: Fürstenberg, Friedrich und Ingo Mörth (Hg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft. Linz: Trauner, 237-256.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske und Budrich, 25-49.
- Fischer, Wolfram (2006): Über die allmähliche Verfertigung des Selbst beim Sprechen von sich. Begrenzung und Entgrenzung der Erinnerung im autobiographischen Dialog. In: Strauss, Bernhard und Michael Geyer (Hg.): Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 307-336.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991a): William I. Thomas & Florian Znaniecki: “The Polish peasant in Europe and America”. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 115-118.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991b): Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft. In: Flick, Uwe Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 78-89.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991c): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, Uwe Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 253-256.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999a): Biographie und Leiblichkeit. Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers. In: Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial, 15-43.

- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999b): Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 12 (2), 143-168.
- Werner Fuchs-Heinritz (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 3., überarbeitete Auflage.
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematisierung. In: Hahn, Alois und Volker Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-24.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf. In: Brose, Hanns-Geor und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich, 91-105.
- Heinze, Thomas, Hans-Werner Klusemann und Hans-Georg Soeffner (Hg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: Päd. Extra Verlag.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 1-29.
- Kokemohr, Rainer und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien I. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Peter Lang.
- Kuhn, Thomas S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Suhrkamp, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2. Auflage 1976).
- Lakatos, Imre (1982): Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg.
- Marotzki, Winfried und Rainer Kokemohr (Hg.) (1990): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien II. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7 (1): 46-63.
- Riemann, Gerhard (2015): Chicagoer Schule. In: Bohnsack, Ralf, Winfried Marotzki und Michael Meuser (Hg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Stuttgart: UTB, 3., durchgesehene Aufl., 26-29.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoa und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien / Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Nr. 1.
- Schütze, Fritz (1987): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, Ulrich, Norbert Dittmar und Klaus J. Mattheier (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin und New York: Walter de Gruyter, 520-553.
- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd, Wilfried Ferchhoff und Frank-Olaf Radtke (Hg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske und Budrich.
- Thomas, William I. and Florian Znaniecki (1958): The Polish Peasant in Europe and America. New York: Dover Publications.
- Unger, Hella von, Petra Narimani und Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer.

Zur Humanistischen Soziologie Florian Znanieckis

Ein Rückblick auf die biographische Methode am Institut für Soziologie der Adam-Mickiewicz-Universität, Posen in der Zwischenkriegszeit (1920-1939)

Nadja Messerschmidt

Zusammenfassung

Die Aufnahme von Autobiographien in die sozialwissenschaftliche Forschung und, weit mehr noch, ihre Anerkennung als wissenschaftliche Dokumente ist der Begegnung und jahrelangen Zusammenarbeit zweier Wissenschaftler zu verdanken: des amerikanischen Sozialpsychologen und Soziologen William I. Thomas (1863-1947) und des polnischen Philosophen und Soziologen Florian Znaniecki (1882-1958). Ihr Werk *The Polish peasant in Europe and America*, in den Jahren 1918-1920 publiziert, arbeitete mit Lebensgeschichten und Briefserien und wurde ein migrationssoziologischer Klassiker. Seitdem ist die Arbeit mit Biographien in der Soziologie als biographische Methode bekannt. Der Artikel stellt die Weiterentwicklung der biographischen Methode durch Florian Znaniecki in Polen nach dem Ersten Weltkrieg vor, die im deutschen Sprachraum weitgehend unbekannt geblieben ist. Nach einem kurzen Rückblick auf die *Polish-Peasant-Studie* stellt er ihre theoretischen Grundlagen und wissenschaftspolitischen Zielsetzungen dar, diskutiert ihre Stärken anhand dreier monographischer Beispiele und benennt historische und wissenschaftshistorische Gründe ihrer bis heute wirksamen Verdrängungsgeschichte. In historischer Perspektive unterstreicht der Artikel den unverzichtbaren wissenschaftlichen Wert biographischer Dokumente.

Einführung

Die Aufnahme von Autobiographien in die soziologische Forschung und, mehr noch: ihre Anerkennung als wissenschaftliche Dokumente, ist der Begegnung und jahrelangen Zusammenarbeit zweier Wissenschaftler zu verdanken: des Sozialpsychologen und Soziologen William Isaak Thomas und des Philosophen und Soziologen Florian Znaniecki. Ihre gemeinsam erarbeitete Studie *The Polish Peasant in Europe and America*, welche die Assimilation polnischer Immigranten in den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts untersuchte und 1918 bis 1920 publiziert wurde, gilt als migrationssoziologischer Klassiker und ist die Grundlegung für die Arbeit mit biographischen Dokumenten, der biographischen Methode in der Soziologie.

Ihr Erstautor, William Isaak Thomas, ist durch seine ethnologischen Studien zur schwarzafrikanischen Bevölkerung, zu jüdischen Immigranten in den USA und durch viele sozialwissenschaftliche Konzepte, die zum Allgemeingut der amerikanischen Soziologie gehören, in der Wissenschaftsgeschichte der Soziologie bekannt. 1863 in

Virginia geboren, lehrte er nach dem Studium der Literatur-, Sprachwissenschaft und später der Soziologie Ethnologie und Völkerpsychologie an der Universität Chicago. Er war Mitglied der American Sociological Association (ASA) und wurde 1927 ihr 17. Präsident.

Florian Znanieckis Werk ist demgegenüber kaum rezipiert – mit Ausnahme von Polen, seinem Heimatland. Seine empirischen Arbeiten der 1920er und 1930er Jahre, die der biographischen Methode folgen, sind weitgehend unbekannt geblieben, was nicht daran liegt, dass er im Schatten William Thomas gestanden hätte – im Gegenteil, 1939 verhalf ihm Thomas zur Fortsetzung seiner Arbeit und seiner Karriere in den USA –, sondern es sind politische, historische und auch sprachliche Gründe, die einer Rezeption seines Werks, zumal in Deutschland, entgegenstanden.

Da Florian Znaniecki – entgegen Darstellungen in älteren soziologischen Lexika (vgl. König 1957; Szczepański 1962) – die biographische Methode in der Zwischenkriegszeit für seine Arbeiten modifizierte, macht das zunächst einen kurzen Rückblick auf den migrationssoziologischen Klassiker erforderlich. Der erste Teil dieses Artikels stellt deshalb in Kürze seine Zielsetzung, seine theoretische Konzeption und die Einführung von Biographien als wissenschaftliche Dokumente in die soziologische Forschung dar.

Der zweite, zentrale Teil stellt die biographische Methode vor, wie sie von Florian Znaniecki am Institut für Soziologie der Adam-Mickiewicz-Universität Posen in der Zwischenkriegszeit modifiziert und praktiziert wurde. Wie von Fuchs-Heinritz (2010) hervorgehoben wird, hat sich nur hier die biographische Methode zu einer bis heute nicht unterbrochenen Forschungstradition weiterentwickelt. Dieser Teil umreißt ihre theoretische Konzeption im Rahmen der Humanistischen Soziologie, stellt die Sammlungstechnik für Autobiographien dar, die Art und Weise ihrer Interpretation und ihre Anwendungsfelder.

Im dritten Teil werden drei Monographien, die auf der Grundlage biographischer Quellen erarbeitet wurden, diskutiert, der zeitgeschichtliche Kontext und die (wissenschafts-) politische Intention dieser soziologischen Arbeitsweise bezeichnet.

Im abschließenden, vierten Teil werden neben ihren Stärken einige historische und auch wissenschaftshistorische Gründe ihrer – bis heute wirksamen – Verdrängungsgeschichte benannt.

I. Die biographische Methode in der *Polish-Peasant-Study*

Vor dem Hintergrund der Massenmigration aus Zentral- und Osteuropa in die USA seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und der zunehmenden Verschärfung sozialer Konflikte untersuchte die *Polish-Peasant-Study* den kulturellen Einfluss der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft auf Immigranten, ihre Assimilation. Mit Blick auf das Europa des 19. Jahrhunderts verstand man Assimilation hierbei nicht als Denationalisierung – als forcierte und zwangsweise Eingliederung von Nationalitäten in größere politische Einheiten, Imperien wie das Deutsche Reich oder die Habsburger Monarchie –, vielmehr verstand man hierunter die Schaffung von Partizipationsmöglichkeiten für die Immigranten, die u.a. im Spracherwerb und in der Wissensvermittlung des Nutzens staatlicher und sozialer Institutionen gesehen wurden. Sie sind die Grundlage von Assimilation, die Partizipation ihr Medium und Ziel, deren Bedingungen zu fördern und keiner Politik des *Laissez faire* zu überlassen seien. Wenn die

Assimilation auf einer Veränderung der Einstellungen der Immigranten beruhe, müsse sie demnach so offen gestaltet werden können, dass sie vom Einzelnen die Annahme kulturell andersartiger Erfahrungen, auch andersartiger geschichtlicher Erfahrungen der Einwanderungsgesellschaft, erlaube, ohne zugleich frühere Erinnerungs- und Erfahrungsmuster der Herkunft verwerfen zu müssen. In diesem Sinne sei Amerikanisierung – als Synonym und neuartiger Begriff für den der Assimilierung – ein Prozess, der eine politische Ordnung trotz einer nicht teilbaren Kultur anstrebe und erhalte und die Desorganisation der Immigranten und hieraus resultierende soziale Konflikte wenn nicht ausschließe, so doch reduziere (Park/Burgess 1921: 396-415; 95).

Dieses Forschungsvorhaben, im Rahmen der *Studies of Americanization* der Carnegie Corporation, war es, das William I. Thomas 1913, ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, nach Ost- und Südosteuropa brachte, um Materialien über polnische, russische, ungarische und jüdische Emigranten in ihren Herkunftsländern zu sammeln. In Warschau trat er in Kontakt zu einer Emigrantenorganisation, deren Direktor, Florian Znaniecki, er zur Mitarbeit gewann. Die Warschauer Emigrantenorganisation verfügte über eine eigene Poststelle, und so waren es Hunderte von Briefen, zwischen Familienangehörigen in Polen und den USA geschrieben, die zur hauptsächlichen Forschungsquelle über ihre Assimilierung in den USA wurden. Fünf Quellen waren es insgesamt, auf die sich die *Polish-Peasant-Study* stützte: über 700 Briefe in 50 Briefserien angeordnet, sogenannte *bow-letters*, die immer zugleich über eine ganze Familie und das Schicksal eines jeden Einzelnen ihrer Angehörigen berichten; Lebensgeschichten (drei werden detailliert wiedergegeben und interpretiert); Zeitungsberichte über persönliche Geschichten; Protokolle von Gerichtsverhandlungen und Sozialeinrichtungen – den Schnittstellen sozialer Konflikte.

Als Modellfall für das Forschungsvorhaben der Carnegie Corporation wurde diese Immigrantengruppe jedoch nicht allein aufgrund des materialen Befunds gewählt; wichtiger war ihre Geschichte. Die Assimilation gerade am Beispiel polnischer Immigranten zu untersuchen sei gerade deshalb besonders aufschlussreich, weil es sich hierbei um eine soziale Gruppe handele, die ihren Zusammenhang in der über 100-jährigen Teilungsgeschichte Polens, d.h. unter den Bedingungen einer fehlenden Eigenstaatlichkeit, aufrechterhalten habe; aber nur wenige Jahre der Emigration genügen, um ihn aufzulösen. Also müssten es kulturelle Faktoren sein, die zum Zerfall ihrer traditionellen und familiären Strukturen in den USA im Zuge der Entwicklung von Industriearbeiterkolonien führten und an denen Reformbestrebungen zugleich anzusetzen hätten (Thomas/Znaniecki 1919: 74-76).

Um diesen Prozess quasi von innen heraus und unter dem Aspekt der Partizipation untersuchen zu können, wurde von Thomas und Znaniecki eine induktive Zugangsweise gewählt. Sie gingen von den Immigranten als sozialer Gruppe aus, deren Leben durch kollektive Bräuche, Erziehungsnormen, Glaubens- und Zielvorstellungen strukturiert sei und die ihre sozialen Normen bildeten. Weil diese Normen zum einen – sowohl für die Gruppe als auch für den Einzelnen – bestimmte Inhalte und Bedeutungen besäßen und zum anderen von bestimmten Einstellungen (Handlungsbereitschaften oder -ausrichtungen) getragen und nur durch sie veränderbar seien, könne man sie als Werte definieren, die in der Gruppe selbst begründet sind. Indem sie ein bestimmtes Verhalten evozierten und in ihrem Gesamt die soziale Ordnung der Gruppe bildeten, hätten sie den Charakter sozialer Institutionen (Thomas/Znaniecki 1919: 31-33).

Die theoretische Perspektive folgte somit der Soziologie E. Durkheims; die sozialen Normen respektive Werte sind soziale Tatbestände:

Ein sozialer Tatbestand ist jede mehr oder minder festgelegte Art des Handelns, die die Fähigkeit besitzt, auf den Einzelnen einen äußeren Zwang auszuüben ... oder eine Art des Handelns, die im Bereiche einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftritt, wobei sie ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt ... Wenn wirklich die entscheidende Bedingung der sozialen Phänomene in der Tatsache der Assoziation selbst besteht, müssen die Phänomene mit den Formen der Assoziation variieren. Der erste Ursprung eines jeden sozialen Vorgangs muss in der Konstitution des inneren sozialen Milieus gesucht werden (Durkheim 1895: 114, 194 f.).

Für die Arbeit mit Biographien bedeutete das, Veränderungen in der Zeit – sowohl kollektiv wie individuell – auf der analytischen Ebene von Wert und Einstellung rekonstruieren zu können. Die biographischen Dokumente berichteten über die Veränderungen in der sozialen Organisation und den Einstellungen der Immigranten, in denen sich – so die Vorannahme der Wissenschaftler – der kulturelle Einfluss der Einwanderungsgesellschaft manifestiere. Anders formuliert: Die psychologischen und kulturellen Veränderungen, in denen sich der Einfluss der Einwanderungsgesellschaft manifestiere, würden durch das Kausalverhältnis von Einstellungen und Wert erklärt werden können. Ein Verhalten, das den Einzelnen aus seiner Gruppe löse (im Sinne von Individualisierung) entstehe dann, wenn die Entwicklung einer neuen Einstellung zu einem anderen Wert führe oder ein anderer Wert eine neue Einstellung nach sich zöge.

Wenn in dieser Weise zum einen von sozialen Tatbeständen ausgegangen wurde, um zum anderen den kulturellen Einfluss der Einwanderungsgesellschaft über das Kausalverhältnis von Einstellung und Wert offenzulegen, musste in dieser Perspektive zweifelsfrei eine Dichotomie zwischen Innen und Außen, zwischen subjektiver psychischer Realität und objektiver kultureller Wirklichkeit, bestehen bleiben.¹ In der *Polish-Peasant-Study* wurde diese Dichotomie im Wesentlichen durch zwei Konzepte überbrückt, die Bestandteil ihrer Sozialtheorie sind und hier in den Bereich der Persönlichkeitstheorie fallen.

Das erste Konzept war das der *vier Wünsche oder Bestrebungen*. Vier Bestrebungen seien es, die quasi den inneren Motor der Persönlichkeitsentwicklung bildeten, die jedes Individuum erfüllt wissen wolle, an denen sich sein Handeln ausrichte und worüber die Biographien berichteten: der Wunsch nach neuen Erfahrungen, nach Anerkennung, nach Kontrolle der eigenen Situation und Erwidern sowie nach Sicherheit – Wünsche, für deren Gewähr die Gesellschaft das Medium bilde.

Mit dem zweiten Konzept, dem bis heute geläufigen Konzept der *Definition der Situation*, wurde die Persönlichkeitsentwicklung betrachtet – die Persönlichkeit als Prozess bilde sich durch die Disposition des Temperaments, die Formierung des Charakters und die individuelle Lebensorganisation. Die Formierung des Charakters aus dem angelegten Temperament ebenso wie die Lebensorganisation aus dem formierten

¹ Zur späteren (Selbst-)Kritik, die zum Fallenlassen des Konzepts der Einstellung und des Kausalverhältnisses von Einstellung und Wert führte, s. Znaniecki 1952: 237-242.

Charakter heraus seien von Interpretationen der Situation getragen, in welcher das Individuum lebe und die sein weiteres Handeln organisierten – Interpretationen, in denen es seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen ebenso wie ihrer Bedeutung für die soziale Gruppe, der er angehöre, Rechnung tragen müsse:

(... he) has to take in social meaning into account, interpret his experience not exclusively in terms of his own needs and wishes, but also in terms of the tradition, customs, beliefs, aspirations of his social milieu (Thomas/Znaniecki 1919, Bd. II: 1847).

Wie diese Interpretationen Bestandteil seiner Lebensorganisation seien, würden die ihnen entspringenden Handlungsausrichtungen zum Bestandteil des individuellen Charakters, ganz unabhängig davon, wie zutreffend, wie real oder unreal sie gewesen seien oder sind.

Als wichtigste Grundlage der Interpretation der biographischen Dokumente führten beide Konzepte zur Postulierung dreier Persönlichkeitstypen, die das Misslingen oder Gelingen der Assimilation beschrieben: neben dem Typus des *Philisters* (dessen reflexive Einstellungen unter den gegebenen Umständen erstarrt sind und keinen Spielraum für die Entwicklung neuer Einstellungen und Werte erlauben) und dem Typus des *Bohemiens* (dessen Einstellungen permanent wechseln, da er neue Einstellungen nicht in stabilen Mustern zu organisieren vermag und dessen Persönlichkeit deshalb unorganisiert bleibt) stand der Typus der *kreativen Persönlichkeit*, welche die Entwicklung neuer Werte und Einstellungen in ihrer Ablösung vom bisherigen sozialen Umfeld auszugleichen und auf Dauer und produktiv zu balancieren verstehe. Sie verfüge über die größten Partizipationschancen, wenn ihre Entwicklung von einer Sozialtechnik gestützt werden würde, die weder durch sozial erwünschte Einstellungen das Individuum an das soziale Milieu noch das soziale Milieu an das Individuum anzupassen versuche, sondern die Kenntnis über die Formen reflexiver Einstellungen als konzeptionelles, praktisches Wissen in die Gesellschaft hinein vermittele, d.h. die Substitute, die sich an Stelle alter Einstellungen bei Immigranten entwickelten, sichtbar mache und integriere, zum Bestandteil des gesellschaftlichen Selbstverständnisses werden lasse. Eine solche Sozialtechnologie könne langfristig und entgegen dem Druck des Staates zu einer Umstellung der sozialen Beziehungen zwischen Einheimischen und Fremden – zur Akkomodation – führen. Im Rahmen dieser Reformbemühungen erhielten Biographien den Stellenwert wissenschaftlicher und für die Forschung unerlässlicher Dokumente.

II. Die Weiterentwicklung der biographischen Methode im Rahmen der Humanistischen Soziologie Florian Znanieckis

Florian Znaniecki, Philosoph und Soziologe, war österreichisch-polnischer Herkunft, sein Vater Leon Znaniecki war ein polnischer Gutsverwalter, seine Mutter, Amalia Holz, österreichischer Herkunft. Er wurde am 15. Januar 1882 in einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Thorn, Świątniki, im russischen Teilungsgebiet Polens geboren, besuchte das Gymnasium in Warschau und begann hier mit dem Philosophiestudium. Er setzte das Studium in Genf und Paris, u.a. bei Emile Durkheim, fort und promovierte 1910 über „Das Werteproblem in der Philosophie“ in Krakau. In den

folgenden Jahren arbeitete er als Direktor einer polnischen Emigrantenorganisation in Warschau, die auch eine eigene Zeitschrift („Der polnische Emigrant“) herausgab. Hier begegnete er William Isaak Thomas. Durch ihn erhielt er Zugang zur *American Sociological Association*, die, 1905 gegründet, durch Lester F. Ward eine sozialpsychologische Auffassung der Soziologie vertrat und ihre Arbeit auf die Analyse und die mögliche Steuerung von Sozialisationsprozessen fokussierte. Die Forschungsarbeiten ihrer Mitglieder (Mead, Blumer u.a.) wurden durch die Carnegie Corporation und andere Stiftungen (wie die Rockefeller Foundation) unterstützt. Sie finanzierte auch die *Studies of Americanization*, für die Florian Znaniecki William I. Thomas 1914 nach Chicago begleitete. Als er 1919, unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit Polens, mit seiner zweiten Frau und seinem Sohn in sein Heimatland remigrierte, war er als Co-Autor der *Polish-Peasant-Study* bereits bekannt. In Polen gründete Znaniecki das erste Institut für Soziologie der Nachkriegszeit an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen, richtete das Organ des Instituts, die Zeitschrift *Przegląd Socjologiczny* (Soziologische Rundschau) ein und baute ein wissenschaftliches Netzwerk auf, das Posen als eines der Zentren der Humanistischen Soziologie mit in- und ausländischen Bildungs- und Forschungsinstitutionen verknüpfte. Den Kontakt nach Amerika hielt er durch eine Gastprofessur aufrecht, und auch nach Deutschland hatte er Kontakte: Er war korrespondierendes Mitglied der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, in deren Zeitschrift er 1927 einen Artikel zur biographischen Methode und zur Sammlungstechnik von Biographien publizierte.

1939 stand sein Name ebenso wie der seiner Familie auf den Exekutionslisten der NSDAP, die den Großteil der polnischen Intelligenz innerhalb dreier Monate ermordete, unter anderem am sogenannten Bromberger Blutsonntag, den Ereignissen vom 3. bis 5. September 1939. Seit dem Sommer 1939 hielt sich Znaniecki wegen seines Lehrauftrags in Chicago auf und plante zu diesem Zeitpunkt noch seine Rückkehr nach Polen. William I. Thomas verhalf ihm dazu, in den USA zu bleiben.

Bis 1958 war Florian Znaniecki an der University of Illinois, Urbana tätig. Hier strebte er u.a. mit der – ebenfalls auf Biographien von Studenten beruhenden – Monographie *The social role of university student* (1942) eine Reform des amerikanischen Hochschulwesens an und verfasste sein theoretisches Hauptwerk *Cultural Sciences* (1952), eine erweiterte Fassung der polnischsprachigen *Einführung in die Soziologie* von 1920. 1954 wurde Znaniecki zum 44. Präsidenten der *American Sociological Association* gewählt. Im Alter von 76 Jahren starb er am 23. März 1958 in Urbana, Illinois.

Die Modifizierung der biographischen Methode in der Zwischenkriegszeit

Nach seiner Remigration nach Polen hat Florian Znaniecki die biographische Methode grundlegend verändert und auf gänzlich andere Problemlagen angewendet. Worin bestand ihre Modifizierung und wofür wurde sie verwendet?

In der *Polish-Peasant-Study* war die Gegenüberstellung der Kultur der Immigranten und ihres gesellschaftlichen Umfeldes seitens der theoretischen Konzeption nicht aufgelöst worden; sie wurde durch sozialtheoretische Annahmen überbrückt, deren zwei wichtigste Konzepte bereits dargestellt worden sind: das Konzept der *vier Wünsche* und das Konzept der *Definition der Situation*. Die Konzeptualisierung war ausdrücklich auf das Problem des gesellschaftlichen Wandels bezogen, wie es das Kon-

zept der Definition der Situation besonders deutlich macht. Es nahm das Verhältnis des Individuums zur Gruppe in den Blick und bildete folglich ein psychokulturelles Konzept, das einen Konflikt beschrieb: den Konflikt des Individuums gegenüber der Gruppe, die sich aufgrund ihrer bisherigen Werte neuen Einstellungen in der Regel ebenso verschloss, wie ihre bisherigen Einstellungen die Integration neuer Werte verhinderten. Eine Assimilation war somit unmöglich, weil ihr keine Veränderungen der sozialen Institutionen der Gruppe entsprachen und im Zuge des Zerfalls der traditionellen Gruppe entsprechen konnten. Wie sollten nun aber neue Einstellungen ihren institutionellen Ausdruck finden können jenseits individueller Revolte oder Delinquenz?

Wie Znaniecki 1939 betont hat, stellte sich seine spätere Arbeit in Posen weniger dem Problem des Wandels als vielmehr dem der Stabilität gesellschaftlicher Bedingungen, was zu einer Neukonzeptualisierung der biographischen Methode führen sollte. Das Konzept der vier Wünsche wurde ebenso fallengelassen wie das behauptete Kausalverhältnis von Einstellung und Wert; das Konzept der Definition der Situation, mit dem der Begriff der Erfahrung und ein subjektgebundener Empiriebegriff in die sozialwissenschaftliche Forschung eingeführt worden waren, wurde ebenfalls nicht in dieser Form beibehalten, enthielt indessen im Kern das neue Konzept des *Humanistischen Koeffizienten*, das den wesentlichen Bruch mit der bisherigen biographischen Methode und ihre Weiterentwicklung markieren sollte.

Die Modifizierung setzte an der Kritik Durkheims an, mit dem man davon ausgegangen war, dass sich die Werte und sozialen Institutionen der Gruppe in ihrem Milieu selbst begründeten. Sie waren durch den Doppelaspekt von Wert und Einstellung markiert. Ihren objektiven Charakter als festgelegte Formen des Handelns erhielten sie dadurch, dass sie kollektiv, sozial geteilt seien. Das Kollektive, so Znaniecki, könne ihren objektiven Charakter, den sie als kulturelle Phänomene besäßen, indessen nicht begründen, es sei denn – und das wird der springende Punkt für die Modifizierung der biographischen Methode sein – man wolle das Kollektive ontologisieren und soziale Tatbestände subjektiv begründen.

In der Perspektive Znanieckis sind soziale Tatbestände indessen objektive kulturelle Phänomene; ihre inhaltlichen Werte (ökonomische, religiöse, sprachliche, ästhetische, intellektuelle, hedonistische, technische) stellen Seinskategorien dar, die dem Bereich der nur von Menschen gebildeten Kultur zuzuordnen sind. Ihren objektiven Charakter als soziale Handlungen erhielten sie jedoch nicht dadurch, dass sie sozial geteilt würden – hier ließe sich gegen Durkheim lediglich von ökonomischen, religiösen, hedonistischen ect. Tätigkeiten sprechen –, sondern dadurch, dass sie sowohl Objekt von Handlungen als auch Handlungen gegenüber sozialen Objekten, Menschen sind. Hierdurch erst sind sie allgemeine kulturelle Phänomene – soziale Tatbestände im eigentlichen, engeren Sinn. Sie bezeichnen ein Gesamt von Handlungen als soziale Handlungen und ihren Gegenstand, den Menschen, als ihren sozialen Wert. Ihre Objektivität entspringt dem Einfluss, den sie auf das Handeln und die Einstellungen anderer Menschen, Individuen und sozialer Gruppierungen, haben, und qualifiziert sie als allgemeine (und gleichwohl für jede einzelne Gesellschaft typische) kulturelle Phänomene. Ihre gesellschaftlichen Formen sind charakteristisch für eine be-

stimmte Kultur und zugleich offen für ihre Evolution² auf der Grundlage reformorientierter Bestrebungen (Znaniiecki 1927a).

Um diesen Aspekt von Handlungen hervorzuheben und als Dimension soziologischer Forschungsarbeit bezeichnen zu können, wurden die Subjektivität der Erfahrung und des Erlebens betont und durch den Begriff des *Humanistischen Koeffizienten* markiert; nur durch sie könne die Objektivität der Kultur zur Anschauung gebracht werden.

Diese Wendung in der Rezeption Durkheims wurde für die Arbeit mit der biographischen Methode am Posener Institut in der Zwischenkriegszeit zentral; das Konzept des Humanistischen Koeffizienten holte quasi den von Durkheim ausgeblendeten sozialen Hintergrund nach vorn und war – vom erkenntnistheoretischen Interesse her – ein antipositivistisches Konzept, das mit Durkheims *Soziologismus* ebenso brach wie mit dem Imperialismus einer Perspektive, in der soziale Tatbestände die Gesamtheit der kulturellen Welt und ihrer Werte bezeichneten (Znaniiecki 1934: 101-107; Rybicki 1975: 35-46).

Generally speaking, every cultural system is found by the investigator to exist for certain conscious and active historical subjects, i.e. the sphere of experience and activity of some particular people, individuals and collectivities, living in a certain part of the human world during a certain historical period. Consequently, for the scientist this cultural system is really and objectively as it was (or is) given to those historical subjects themselves when they were (or are) experiencing it and actively dealing with it. In a word, the (cultural) data ... are always 'somebody's', never 'nobody's' data. This essential character of cultural data we call the humanistic coefficient, because such data, as objects of ... theoretic reflection, already belong to somebody else's active experience (Znaniiecki 1934: 36-37; zur Einführung des Konzepts des Humanistischen Koeffizienten siehe Znaniiecki 1922: 23-25).

Einfacher formuliert: Gegenstand der Soziologie sind solche

Erscheinungen, die zum Bewusstseinsbereich bestimmter Menschen, ... Personen oder auch Gemeinschaften, gehören, und alle die, und nur die Eigenschaften besitzen, die ihnen in den Erlebnissen dieser Menschen zukommen. Dieses Kennzeichen der Kulturtatsachen nenne ich ihren humanistischen Koeffizient (Znaniiecki 1927b: 277).

Was allerdings voraussetzt, dass sich der Forscher diesen Personen oder Personenkreisen zuwendet. Der *Humanistische Koeffizient* bot diese Möglichkeit an:

Die Dokumente, in denen sich (diese Handlungen äußern), sind noch allzu wenig für soziologische Zwecke ausgenutzt. Das ist sehr schade, denn sie sind sehr zahlreich, bei entsprechender Technik verhältnismäßig leicht zugänglich, und da außerdem die Mehrzahl von ihnen nach kurzer Zeit der Vernichtung

2 „... the primary condition of all cultural evolution is the evolution of morally regulated interaction between individual participants in cooperating groups“ (Znaniiecki 1952: 382).

anheimfällt, sind die Verluste, die die Wissenschaft dadurch erleidet, nicht wieder gut zu machen (Znaniecki 1927b: 288).

Die biographische Methode als empirische Grundlage der Humanistischen Soziologie

Mit den Ausführungen des vorangegangenen Teils sollte deutlich gemacht werden, dass und in welchen zentralen Punkten sich die biographische Methode der Zwischenkriegszeit von ihrer vorherigen Fassung unterschied – ebenso unterschied sie sich von den ihr nachfolgenden Formen der Biographieforschung. Sie war weder mikrosoziologisch noch interaktionistisch angelegt, obgleich sie für die Entwicklung des *symbolischen Interaktionismus* wichtige Impulse gegeben hat; ihre Problemstellungen waren weder die der Sozialisation noch der Identitätsbildung als vorherrschende Fragestellungen heutiger qualitativer, biographischer Forschung; ihre Thematik lag nicht in der Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen, mit der sich die *Objektive Hermeneutik* befasst; sie nahm keine inhaltsanalytischen Einzelfallstudien und Typisierungen vor und bildete ihre Theorie nicht mittels Kodierung und Kategorienbildung, denen die *Grounded Theory* folgt.

Mit der Zerstörung ihres wissenschaftlichen Zentrums in Polen infolge des Nationalsozialismus schied die Humanistische Soziologie Ende der 1950er Jahre aus dem soziologischen Forschungskanon aus. Gleichwohl hatte die Einführung des *Humanistischen Koeffizienten* für die Entwicklung der Soziologie weitreichende Konsequenzen.

Zum ersten wurde mit dem *Humanistischen Koeffizienten* die grundlegende Auffassung nahegelegt, dass nicht der soziale Zwang, sondern die Sozialibilität das soziale Band der Gesellschaft bilde, eine Soziabilität, die darin bestehe, dass der Mensch sowohl bewusstes, handelndes und erfahrendes Subjekt als auch Objekt des Handelns sei – eine Perspektive, die der Cooleys (1902) folgte. Dessen Konzept des *Self and Other* bildete den Kern des Kulturbegriffs der Humanistischen Soziologie Znanieckis im engeren Sinn; als Aspekte sozialer Beziehungen bilden das *Self and Other* eine kulturelle Realität in einem Universum der Werte. (Bierstedt 1969: 21; Znaniecki 1934: 131f)

Für die Arbeit mit Biographien bedeutete der *Humanistische Koeffizient*, dass die Betrachtung sozialer Tatbestände im sozialen Milieu der Autoren platziert werden konnte. Die Lebensläufe, die in der Folge zu bestimmten Problemlagen und an bestimmte soziale Gruppierungen adressiert gesammelt wurden, waren von Fragen begleitet, die den Adressaten/den Autor als Zentrum eines bestimmten sozialen Kreises und als Subjekt und Objekt in seinen Beziehungen zu anderen – individuell oder kollektiv – ansprechen sollten, denn

(d)ie Humanistische Soziologie interessieren Menschen als Objekte des Handelns nicht so, ‚wie sie sind‘ (sofern man das überhaupt feststellen kann), sondern so, wie sie sich den Subjekten der auf sie bezogenen Handlungen ‚darstellen‘, mit anderen Worten: wie sie den historisch lebenden Personen oder Gemeinschaften, die mit ihnen zu tun haben, gegeben sind (Znaniecki 1927b: 288).

Die Fragen – als Hilfe für die Autoren und je nach der Problemlage und der betreffenden sozialen Gruppe verschieden – wurden so formuliert, dass sie die sozialen

Tatbestände, die für ihr soziales Milieu typisch waren, markieren konnten. Mit anderen Worten: Die Fragen öffneten das soziale Milieu in der Weise, dass das Subjekt-Objekt-Verhältnis, in dem sich die sozialen Tatbestände manifestieren, artikuliert werden konnte. Für ihre Sammlungstechnik wurde betont:

Im soziologischen Institut habe ich eine Sammlungstechnik für Autobiographien ausgearbeitet, die sich sehr bewährt hat. Ich veranstalte einen Wettbewerb mit Geldpreisen und Auszeichnungen für Autobiographien einer bestimmten Kategorie von Personen und appelliere so gleichzeitig an wirtschaftliche Motive und an den Drang nach Anerkennung der Leute. Ich zeichne kein Schema vor, sondern weise nur darauf hin, welche Arten von Tatsachen berücksichtigt werden müssen, betone die Forderung der Wahrhaftigkeit und schreibe eine minimale Länge vor. ... Welch reichliches Material man auf diesem Wege sammeln kann, zeigt die Tatsache, dass ein Preisausschreiben für Autobiographien polnischer Arbeiter 164 Autobiographien von durchschnittlich je 250-300 Druckseiten Umfang einbrachte (Znanięcki 1927: 290).

Die Hinweise, als Fragen formuliert, waren hierbei kein Leitfaden. Sie hatten vielmehr die Funktion eines Leitbildes, in welches das Vorwissen der Forscher über das soziale Milieu der betreffenden Gruppe einfließen konnte, eines Forschers, der sich selbst als aktiver Teilnehmer an gesellschaftlichen Prozessen verstand. Die Fokussierung auf das soziale Milieu der Autoren legte die Aspekte offen, die ein Individuum/eine Gruppe im Bewusstsein anderer Individuen/Gruppen besaß. Von all dem ausgehend, waren es fünf Quellen biographischer Materials, die soziale Tatbestände im Kontext einer bestimmten Nationalgesellschaft beschreiben und damit für soziale Reformbestrebungen offen legen konnten:

1. persönliche Erfahrungen und Beobachtungen des Forschers (direkt/indirekt),
2. teilnehmende Beobachtung durch andere Forscher, Verwendung analoger fremder Beobachtungen (im Hinblick auf die Bedeutung der Werte und der sozialen Werte; Was bedeutet jedes Individuum sozial für das andere? Wie behandeln sie sich gegenseitig?)
3. Dokumente sozialer Interaktionen (an Einzelne oder Gruppen gerichtete Verordnungen, behördliche Verfügungen; Zeitungen, Broschüren, Plakate; an soziale Institutionen oder Einzelpersonen gerichtete Briefe u.ä.), Beobachtungen Dritter (Insgesamt sind das also Beobachtungen von Handlungen und Werten),
4. vom Forscher angeregte Bekenntnisse/Autobiographien,
5. Aussagen von Einzelnen oder Gruppen über Normen oder Verhaltensideale (Bräuche, Rechtsvorschriften, Reden und Schriften von Politikern, Moralisten, Erziehern, Reformern, Literaten u.ä.), Generalisierungen (wiss./populäre Absichten) (d.h. Selbstaussagen von Menschen in Wort und Schrift über eigene Handlungen und Werte) (Znanięcki 1927a; Znanięcki 1934: 156).

Dieser Gebrauch von Biographien machte insbesondere den Unterschied zur historischen und psychologischen Arbeitsweise deutlich. Der Autor einer Autobiographie war für den Soziologen weder isoliertes Einzelsubjekt noch unparteiischer Zeuge zu beschreibender Ereignisse, sondern

... er interessiert ihn als Teil eines bestimmten sozialen Milieus. Der Soziologe erforscht das soziale Bewusstsein der Einzelnen, ihr soziales Verhalten und er analysiert die Verbindungen zwischen den psychologischen Grundlagen und den objektiv-sozialen Bedingungen mit dem kollektiven Bewusstsein.

Der Soziologe begreift den Lebenslauf des Autors in vollkommener und ausschließlicher Weise aus seinem sozialen Milieu heraus, welches in unlösbarem Zusammenhang mit ihm steht; im Unterschied zum Historiker betrachtet er das soziale Milieu des Autors ausschließlich im Hinblick auf dessen Person. Denn das Individuum und sein Milieu bilden in den Augen des Soziologen eine Einheit.

Deshalb ist für den Soziologen das soziale Milieu nicht an sich von Interesse, es geht keineswegs darum, vom idealen Gesichtspunkt eines unparteiischen Beobachters aus ein möglichst getreues und objektives Bild wiederzugeben, sondern es geht gerade umgekehrt darum, dieses Milieu in der Weise zu erfassen, wie es von der Person, die in ihm lebt und handelt, selbst vorgestellt wird, um auf diesem Wege die Individualität, die Umgebung und den Charakter der Person erklären zu können.

Der Subjektivismus des Autors, seine Bestrebungen, Voreingenommenheiten, Vorurteile ... sind vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet ihr größter Vorzug ..., (d)enn soziale Prozesse sind weniger der objektive Ausdruck einer sozio-ökonomischen Struktur, als vielmehr das Resultat von Gefühlen, Einstellungen und Bestrebungen von Menschen unter bestimmten sozio-ökonomischen Bedingungen (Znaniecki 1923: 5; Chalasinski, 1935: 14).

Das vollkommenste persönliche Dokument ist eine vollständige Autobiographie, sei sie aus Gesprächen gewonnen, oder durch die betr. Person selbst niedergeschrieben; je ausführlicher, umso besser. ... Am besten sind die naiven, unmittelbaren, konkreten Autobiographien von Menschen, die weder literarische noch moralisierende noch politische Zwecke im Auge haben ... Aber gerade solche Menschen beschreiben selten ihr Leben, da ihnen dazu meist der Antrieb fehlt (Znaniecki 1927b: 289).

Zum zweiten konnte mit dem *Humanistischen Koeffizienten* die biographische Methode aus ihrem bisherigen Rahmen sozialtheoretischer und –psychologischer Hintergrundannahmen herausgelöst werden, ohne indessen das Konzept der *Definition der Situation* fallenzulassen:

We shall try ... applying consistently to situations the humanistic coefficient. We postulate that every situation must be studied by the investigator as it is experienced by the particular human individual who is conscious of it (Znaniecki 1952: 242).

Die dem Handeln unterlegten Reflexionen, die – auf Werte und Fakten rekurrend – zu Modifizierungen, Verschiebungen, Unterbrechungen oder Abbrüchen von Handlungen respektive Aktivitäten der Einzelnen führen und deshalb als realistische Einstellungen zu bezeichnen seien, werden ebenso als Bestandteil der individuellen Lebensorganisation angesehen wie retrospektive Reflexionen – subjektive Evaluierungen

gen – die als kommunizierte ideationale Einstellungen ihr Denken gegenseitig beeinflussen und von denen die Autobiographien erzählen:

The common aspect of these definitions is that they all require reflection as an ideational activity which may or may not be connected with realistic activities (Znaniecki 1952:243).

Mit dieser Wendung transponierte der *Humanistische Koeffizient* das Konzept der *Definition der Situation* von der psychokulturellen auf die soziokulturelle Ebene und markierte die Ebene der symbolischen Kommunikation, die sich durch auf Autobiographien gestützte Surveys objektivieren lässt:

Even if the author does refer to his own actual situation (as when he asks advice), the fact that he communicates his definition to somebody else makes it accessible to investigation, without any need to study the active performance of the author. Moreover, verbal definitions of situations may remain accessible to investigators long after they have been expressed. An individual's oral statement referring to some situation can be remembered by others for years, though the attitude he manifested at the time may have changed radically. A written evaluative statement can remain accessible and understandable to students for centuries after the value to which it referred have lost all practical significance (Znaniecki 1952: 260).

Der geläufige Begriff der Meinung (Einstellung im engeren Sinn) wurde damit in einer Weise aufgefasst, welche die biographische Methode in eine qualitative Enqueteforschung münden ließ. Sie führte ein grundsätzlich neues Instrument der Kommunikation zwischen Sozialwissenschaftlern und den von ihnen untersuchten sozialen Gruppierungen gegenüber den seit dem Ende des 19. Jh. üblich gewordenen Methoden der Einstellungsskalierung und standardisierten Fragebögen ein, ohne diese gängigen Formen der Meinungsumfrage zu verwerfen, wenngleich sie nicht zum engeren Instrumentarium der Humanistischen Soziologie gehörten, die an dieser Stelle eher *Meinungsbilder* erhob. Im weitesten Sinn stellten diese üblichen Methoden ebensolche symbolischen Formen der Kommunikation dar, die dem vergleichenden Datenaustausch und der Selbstverständigung unter Wissenschaftlern dienen.

Zum dritten konnte mit der Einführung des *Humanistischen Koeffizienten* die Soziologie fortan als spezielle Kulturwissenschaft definiert werden, wodurch sie sich zugleich für eine interdisziplinäre Forschung öffnen ließ. Als *Humanistische Soziologie* bezeichnet, blieb sie auf vier Bereiche begrenzt – auf die Theorie

- *der sozialen Person*, in der der Einzelne Objekt des Handelns anderer ist wie diese für ihn,
- *des sozialen Handelns*, das andere Individuen oder Gruppen beeinflusst,
- *der sozialen Beziehung*, in der bestimmte Verpflichtungen erfüllt werden und die Erfüllung anderer Verpflichtungen erwartet wird,
- *der sozialen Gruppe*, deren Erhalt durch Kooperation und Kontrolle den für ihre Mitglieder gemeinsamen Wert bildet.

Obzwar sich die Humanistische Soziologie als theoretische Wissenschaft verstand und empirische Studien insbesondere der Weiterentwicklung des theoretischen Instrumentariums einschließlich heuristischer Begriffe dienten, behielten Biographien ihren Stellenwert als primäre empirische Datenquelle bei. Auf ihrer Grundlage wurden soziale Prozesse – wie beispielsweise typische Muster des sozialen Aufstiegs bestimmter Gruppen oder die Stigmatisierung bestimmter Bevölkerungsgruppen als fremd – beschrieben, analysiert und für soziale Reformbestrebungen geöffnet.

Zwischen 1920 und 1939 schrieb das Institut für Soziologie (und in seinem Zuge auch andere mit ihm kooperierende Institute) über zwanzig autobiographische Wettbewerbe aus, die zur Grundlage von Monographien wurden:

1. zum Ablauf der Wahlen zur ersten polnischen verfassungsgebenden Nationalversammlung 1919 anhand der Erinnerungen der Wahlhelferinnen (1920),
2. zu den städtischen und landwirtschaftlichen Arbeitsbedingungen und zur Lage von Landarbeitern in der Nachkriegszeit aufgrund von 149 Lebensläufen von Arbeitern (1921 und 1931),
3. zur Möglichkeit einer bürgernahen, sozialistisch-liberalen Stadtpolitik anhand autobiographischer Erzählungen der Einwohner Posens (1929),
4. zu paternalistischen Einstellungen der polnischen Szlachta gegenüber den Bauern anhand von deren Heiratsstrategien (1933),
5. zur Beschreibung der Subsistenzwirtschaft und ihrer Verwaltung anhand der Biographien von Kleinbauern (1934),
6. zur Umsetzung genossenschaftlicher Reformideen anhand der Lebensläufe von Angehörigen der polnischen Intelligenzija und Großgrundbesitzern (1935),
7. zur Arbeiterkultur und Bildungsvereinen anhand von Arbeiterbiographien (1935),
8. zu den Möglichkeiten des Handwerks anhand der Biographien von Dorfjugendlichen (1936),
9. zur Emigration von Polen nach Frankreich, in die USA, Kanada, Uruguay, Brasilien, Argentinien und Paraguay (1936),
10. zur Situation Arbeitsloser anhand von über 600 Biographien und jahrelanger Begleitung ihrer Familien (1931 und 1936),
11. sechs Wettbewerbe zu Biographien von Ärzten, von Leitern selbstverwalteter landwirtschaftlicher Betriebe, von Schülern und Lehrern an Bauernschulen, von Jugendlichen in Schlesien und ihrer Ablösung von der Familie, von Dozenten an Volksuniversitäten, von jüdischen Jugendlichen und deren Wunsch und Bestreben nach sozialem Aufstieg durch Bildung mit über 300 Biographien (1937),
12. zur Situation von Lehrern (1938) (Jakubszak 1966).

Wie dieser Überblick über die Themenstellungen der empirischen Arbeiten deutlich macht, wurden mit ihnen weitgehende Reformen angestrebt. Mit dem Instrument der autobiographischen Wettbewerbe wurden gesellschaftliche Problemlagen lokal und personal adressiert. Soziale Klassen und nationale Minderheiten sollten in das Selbstbild der polnischen Adels- und Kulturnation integriert werden. Der Kulturbegriff der biographischen Methode im engeren Sinn (s.o.) wurde mit einem historischen und

partizipatorischen Nationsbegriff verbunden.³ Die Arbeitsweise mit Biographien, die innen- und außenpolitischen Kontexte und Zielsetzungen der Studien werden im Folgenden anhand dreier Beispiele dargestellt.

III. Die innen- und außenpolitischen Kontexte der biographischen Methode – drei Beispiele

Das erste Beispiel ist eine stadtsoziologische Studie, eine Enquete zur Einschätzung der Stadtpolitik Posens durch ihre Einwohner. Mit der einfachen Frage: *Was war und ist für Sie die Stadt Posen?* schrieb das Institut für Soziologie den autobiographischen Wettbewerb 1929 aus und wandte sich an all die Einwohner Posens, die mindestens seit einem Jahr in dieser Stadt lebten, ohne Unterschied der Bildung, der Beschäftigung oder des Vermögens. Durch die biographischen Erzählungen hatte die Enquete jedoch eine völlig andere Form und Funktion als die herkömmlicher Meinungsumfragen.

Mit der Denkfigur des *sozialen Ensembles* wurde die „Stadt“ als sozialer Raum betrachtet, der durch die Verflechtung der *städtischen Gemeinde* (die Einwohner Posens mit Deutschen, zugewanderten Polen aus Kongresspolen und Galizien und knapp 2 % Juden), der *Öffentlichkeit* (Zeitschriften, politische Organe u.ä.) und der *Zivilgesellschaft Posens* (Verbände, Parteien ect.) gebildet werde und durch seine Abhängigkeit von der städtischen Gemeinde einerseits und aller sozialer Gruppen von der öffentlichen Meinung und ihren Organen andererseits bestimmt sei. Die „Stadt“ konnte in dieser Perspektive sowohl als territoriale Gesellschaft wie auch als Gesellschaft der sozialen Beziehungen betrachtet werden.

(Wir) wählen ... einen nicht räumlichen, humanistischen Gesichtspunkt zum Ausgangspunkt des Stadtbegriffs, wie er sich in der Erfahrung und im Handeln der Menschen realisiert. ... Die städtische Gemeinde, als territoriale Gruppe, umfaßt die Großzahl der ‚Bürger‘ der Stadt in ihrem Charakter als reine Mitglieder, den Rest ihrem Charakter nach als Nicht-Vollmitglieder oder ‚Gäste‘, die Öffentlichkeit Posens wird durch direkte und indirekte soziale Kontakte gebildet, deren Institutionen im gegenwärtigen Moment städtische Periodika, v.a. Zeitungen, als Organe der öffentlichen Meinung sind. Außer diesen zwei finden wir noch eine Unmenge anderer sozialer Gruppen, zu denen nur ein Teil der Einwohner gehört, und zu denen viele gehören, die nicht in Posen wohnen. Der Großteil der Einwohner gehört zum polnischen Volk und bildet eine lokale Gemeinschaft, obwohl es auch Mitglieder anderer Volksgruppen gibt. ... Unmöglich ist es, alle Typen der Gruppen aufzuzählen, die mehr oder weniger selbständig größere Verbände bilden, erwähnt seien nur: politische Parteien, Verbände von Berufen und Klassen, handwerkliche Produktionsgruppen, Händler, Bänker, Sportler, Künstler, Literaten, Wissenschaftler, Familien. Diese separaten, teilweise lokalen, sich durchkreuzenden Gruppen,

3 Die historische Orientierung an der piastischen Tradition der polnischen Adelsnation macht der 1931 publizierte Text Znanieckis „Siły społeczne w walce o Pomorze“ (Soziale Kräfte im Kampf um Pommern) deutlich, in dem er die unwiderrufliche Zugehörigkeit Pommerns zu Polen und die Integration der deutschen Minderheit in den polnischen Westgebieten, ihre Akkulturation, vertritt (Znaniecki 1931a).

aber unter Ausschluß von Gemeinde und Öffentlichkeit, nennen wir die Posener Gesellschaft (Znaniecki 1931b: IX-XIV).

Der Zeitpunkt für die Umfrage war klug gewählt: Im selben Jahr fand eine der jährlichen Landesausstellungen Polens statt.

Die Vorbereitung auf die Landesausstellung war wie ein soziologisches Experiment, das aufzeigen könnte, wo die Entwicklungsmöglichkeiten oder die sozialen Kräfte liegen, die die Stadt erhält und die für ihre Entwicklung verwertbar sind (Znaniecki 1931b: XI).

Aus diesem Grund wurde den Autoren für das Verfassen ihrer biographischen Erzählungen eine Reihe von Fragen zur Seite gestellt, die ihrer Subjektivität bewusst Raum ließen und ihre Bestrebungen und Einstellungen gegenüber der Gesellschaft Posens, der städtischen Gemeinde und ihren Funktionären thematisierten:

1. Was verdankt Ihnen die Stadt, was leisten Sie für Posen? Im Einzelnen heißt das: Welche Steuern bezahlen Sie, welche ehrenamtlichen oder bezahlten Arbeiten leisten Sie, nehmen Sie an Wahlen und Versammlungen teil, leisten Sie Lohnarbeit oder eine Arbeit in städtischen Unternehmen, leisten Sie Beiträge zum Aussehen der Stadt o.ä.?
2. Was verdanken Sie der Stadt? Welchen Gewinn verdanken Sie Posen? Im Einzelnen heißt das: Welche Betriebe und Einrichtungen, welche städtischen Behörden und Institutionen nutzen Sie, welche Einkünfte und Unterstützungsgelder beziehen Sie, erhalten Sie Hilfe in der Kindererziehung, erhalten Sie rechts- und polizeiliche Unterstützung, ärztliche Fürsorge u.ä.?
3. Welche Nachteile oder Schäden haben Sie erfahren?
4. Welches Unrecht haben Sie erlebt?
5. Betrachten Sie sich selbst in der moralischen Schuld der Stadt oder glauben Sie umgekehrt, dass Sie von der Stadt weniger Leistungen erhalten, als Sie ihr geben?
6. Warum leben Sie in Posen? Ist es das wirtschaftliche Interesse oder die Anstellung, ist es die Verwandtschaft, sind es Freundschaften und Bekanntschaften, sind es persönliche Gewohnheiten und Anhänglichkeiten?
7. Was verleidet Ihnen möglicherweise einen weiteren Aufenthalt in Posen?
8. Was denken Sie über die Bevölkerung Posens – über seine Arbeiter, seine Handwerker, Kaufleute, Industriellen, Beamte, Ärzte, Literaten, Künstler, Intellektuelle, über Frauen, Männer und Kinder?
9. Was ist Ihre Meinung über die städtische Verwaltung – über den Präsidenten, den Stadtrat, den Magistrat, die Beamten?
10. Nehmen Sie an bestimmten städtischen Unternehmungen und Veranstaltungen teil?
11. Nehmen Sie an Messen und an der allgemeinen Landesausstellung teil?
12. Was denken Sie über das äußere Stadtbild?
13. Welche anderen Städte sind Ihnen gut bekannt, welche würden Sie Posen möglicherweise vorziehen und warum würden Sie das tun?
14. Was unterscheidet das heutige Posen von dem der Vorkriegszeit?

15. Was sind die Ihrer Ansicht nach wichtigsten und dringendsten Erfordernisse für die Stadt und wie sollte man sie erfüllen?
 16. Wie müsste Posen sein, um eine ideale Stadt zu sein? (Znanięcki 1931b: 12-14)

Mit diesen Fragen wurde die Teilnahme der Bevölkerung Posens an den öffentlichen Funktionen der städtischen Gemeinde, ihre soziale Rolle, erfragt.

Der bedeutende Teil der Beziehungen, die den Einzelnen mit anderen verbindet, liegt außerhalb des öffentlichen Lebens dieser oder jener Gruppe. Diese Beziehungen sind rein privat normiert, ... aber die soziale Gruppe, zu der er gehört, interessiert sich entweder nicht für sie oder ist nicht imstande, sie für sich zu nutzen und stützt sich auf ihre eigene Struktur. Hierdurch erklär(en) sich ... alle Kämpfe und Konflikte zwischen staatlichen, völkischen, parteilichen, klassen-, beruflichen, religiösen usw. Gruppen, sowohl durch die Gruppenführer, als auch durch die organisierten Massen, die verhindern, dass eine soziale Ganzheit entsteht (Znanięcki 1931b: 6).

Das Material war 1929 gesammelt worden, die Publikation erschien 1931. Zu diesem Zeitpunkt war die politische Situation in Polen – nicht nur in Posen – extrem polarisiert. Stark vereinfacht lässt sie sich durch zwei politische Kräfte beschreiben: die polnische Rechte, die National-Demokratische Partei Roman Dmowskis (Narodowa Demokracja; ND), und die polnische Linke, die Polnische Sozialistische Arbeiterpartei Józef Piłsudskis (Polska Partia Socjalistyczna; PPS). Die ND war an einer minderheitenfeindlichen und zentralistischen Nationalstaatspolitik orientiert und mit Expansionsbestrebungen Polens nach Westen, legitimiert durch die piastische Tradition, verbunden. Die PPS war an einer multi-ethnischen und föderativen Nationalstaatspolitik orientiert und mit Expansionsbestrebungen Polens nach Osten verbunden, die temporär bis hin zur Wiederherstellung der Jagiellonischen Union führen sollten. Während die PPS nach dem Staatsstreich von 1926 zum Sanacja-Regime erstarrte, das sich auf die Außenpolitik an der Ostgrenze konzentrierte und sich innenpolitisch auf eine starke Exekutive stützte, wuchs zugleich der Einfluss der Nationaldemokratie, und eine sozialistisch-liberale Innenpolitik wurde zunehmend geschwächt (Złoch 2010). Diese Schwächung wurde zum Einfallstor des gegen die PPS mobilisierten Antisemitismus der polnischen Nationaldemokratie. Durch ihn und durch eine deutschfeindliche Propaganda war das öffentliche Leben Posens bestimmt.

Über den Antisemitismus dieser Jahre berichten eindrücklich Reportagen von Journalisten, so die im Berliner Tageblatt erschienenen Analysen Rudolf Herrnstadts.⁴ „Eine ‚Liga des grünen Bandes‘ wurde gegründet, die den weitesten Schichten den kollektiven Kampf gegen die jüdische Bevölkerung nahebringen soll.“ So ist es zu lesen in dem Artikel Rudolf Herrnstadts in der Ausgabe des „Berliner Tageblatt“ am 19.11.1931 mit dem Titel „Die Pogrom-Hetze in Polen. Die wahren Ziele der nationaldemokratischen Bewegung“.

4 Für den Hinweis auf diese Reportagen danke ich Frau Irina Liebmann, die mich darüber hinaus auf den prinzipiellen Quellenwert journalistischer Texte für historisch-soziologische Forschungen aufmerksam gemacht hat.

Wie folgt, kalkulieren die Nationaldemokraten: Schützt die Regierung, laut ihrem Programm, die Minderheiten, also auch die Juden, so ist es uns ein Leichtes, sie vor der Bevölkerung als eine von Juden bestellte, für Juden arbeitende Regierung zu denunzieren. Lässt die Regierung jedoch die Krawalle zu, so ermöglicht sie das Anschwellen unserer Bewegung und ihren eigenen Verfall. – Getreu dieser Methode verzichten die Nationaldemokraten darauf, die Regierung direkt anzugreifen. Sie konzentrieren vielmehr ihre Kräfte auf die jüdische Bevölkerung, die ihnen nur als Vorwand und taktischer Hebel dient. So kommt es zu der merkwürdigen Erscheinung, dass die Nationaldemokraten einen Kreuzzug gegen die Juden entfachen, die keinen Machtfaktor und keinen Gegner für sie darstellen, während sie, scheinbar, die Regierung unbeachtet lassen, der in Wahrheit ihre Todesdrohungen gelten („Berliner Tageblatt“, 19.11.1931).

Das grüne Band, am Knopfloch getragen, bedeutete ein sichtbares Bekenntnis zu den Zielen der Nationaldemokraten. Es bedeutete, nicht in jüdischen Geschäften zu kaufen, keine jüdischen Arbeiter und Handwerker zu beschäftigen, sich nicht bei jüdischen Ärzten und Anwälten beraten zu lassen, keinen gesellschaftlichen oder freundschaftlichen Umgang mit Juden zu pflegen, ihnen die Mitgliedschaft in nichtjüdischen Vereinen oder Organisationen zu verwehren, den Numerus Clausus gegen Juden an den polnischen Hochschulen einzuführen; es bedeutete die Propaganda der „Solidarität aller Polen ohne Unterschied der politischen oder sozialen Stellung“ – den Ausschluss der Juden vom gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Leben.

In einem Augenblick, in dem Tausende von Polen keine Arbeit haben und Hunger leiden, ist jeder Groschen, der an Juden fällt, ein Verbrechen gegen das polnische Volk. ... Das nämlich ist der Frontalangriff gegen die Regierung: Herstellung einer „nationalen Einheitsfront“, einer goldenen Brücke, auf der sich mit den Mitgliedern der nationaldemokratischen Partei die Arbeitslosen jeglicher Herkunft, das verelendete Kleinbeamtentum und die Unzufriedenen schlechthin zusammenfinden können (ebda).

Der Artikel Rudolf Herrnstads endet mit den Worten:

Der Kampf gegen die Juden wird verebben ... Das wissen auch die Nationaldemokraten, deren Freimütigere zynisch erklären, dass der Terror gegen die Juden eingestellt werde, sobald der Pilsudskismus am Boden liege. Der Kampf gegen die Regierung jedoch wird nicht verebben (ebda).

Vor diesem Hintergrund zeigte die Enquete die Möglichkeiten einer sozialistisch-liberalen Stadt- bzw. Innenpolitik anhand der biographischen Erzählungen von Arbeitern, Handwerkern und Angehörigen anderer mittelständischer Berufe auf, die sich in Berufsvereinigungen organisierten, von den öffentlichen Funktionen der städtischen Gemeinde jedoch weitgehend ausgeschlossen seien. Diese Begrenzung der Teilnahme am öffentlichen Leben – so die These – öffne der ND und ihrer gegen die PPS gerichteten antisemitischen Propaganda Tür und Tor. Anders formuliert: Der zunehmende

Erfolg und Zulauf zu den Nationaldemokraten wird durch die Folgen des Sanacja-Regimes auf das städtische Leben erklärt. Für die Zielsetzung der Enquete wurde deshalb betont:

Unsere Absicht war es, die Entwicklungskräfte der Stadt Posen detailliert zu erforschen, die im sozialen Ideal der städtischen Gemeinde fokussiert sein könnten. ... Populär ausgedrückt, kann man sagen, daß wir zu erforschen haben, welche Grundlagen die Posener Gemeinde im moralischen Bewußtsein ihrer Bürger hat und in welche Richtung sie sich frei erweitern könnte, wenn man es wollte (Znanięcki 1931b: 8).

Mit der Enquete von 1931 sollte der innenpolitische Kontext für den Gebrauch biographischer Dokumente veranschaulicht werden; der außenpolitische Kontext soll mit der Studie Józef Chałasinski's „Der deutsch-polnische Antagonismus in der Fabrik­siedlung Kopalnia in Oberschlesien“ (1935) verdeutlicht werden. Sie stellte die Grenzrevisionspolitik Deutschlands und Österreichs, der ehemaligen Mittelmächte, in den Vordergrund – die Grenzrevisionspolitik, die nicht nur zu der Verschiebung der polnischen Westgrenze zugunsten Deutschlands und Österreichs führen sollte, sondern zur Beibehaltung der Funktion Polens als eines gegen Russland bzw. die Sowjetunion gerichteten Pufferstaats. Dieses Ziel unterstützten vor allem vom Deutschen Schutzbund angeleitete nationalitätenstatistische Erhebungen und Deutschumszählungen mit wissenschaftlichen Argumenten im Rahmen der Minderheiten-rechtlichen Sektion des Völkerbunds. Im Konfliktfall gegenüber Russland sollte Polen seine staatliche Unabhängigkeit verlieren. Aus diesem Grund war Schlesien als ein durch Aufstände, Plebiszite und Teilungen umkämpftes Grenzland zwischen Polen und dem Deutschen Reich dem internationalen Forschungsinteresse geöffnet worden. Die Studie, am 1933 gegründeten Kattowitzer Institut durchgeführt, wurde von der Carnegie Corporation of International Peace unterstützt. – Chałasinski untersuchte exemplarisch eine Arbeitersiedlung in Polnisch-Oberschlesien, in der aufgrund der wechselnden territorialen Zugehörigkeit der deutsch-polnische Antagonismus über Generationen hinweg in den Familien tradiert worden war, um sich unter den Bedingungen der Genfer Konvention zu verstärken und im Wahlkampf – im Rahmen von Plebisziten um die territoriale Zugehörigkeit von deutscher und polnischer nationalistischer Seite aus – mobilisiert und potenziert werden zu können. Ziel der Studie war es, diesen Kreislauf zu unterbrechen. Die Studie war durch das für das Jahr 1935 in Aussicht gestellte Plebiszit des Ostmarkenvereins in Polnisch-Oberschlesien motiviert. Die Angst, Polnisch-Oberschlesien an das Deutsche Reich zu verlieren, war der Anlass der Studie. Das empirische Material waren neben drei Biographien Gesprächsprotokolle mit politischen Führern, Gemeinderäten, Aufständischen und Arbeitern, Notizen der Aufständischen-Compagnie, Abstimmungskommissionsberichte und -statistiken, Auswanderungsübersichten, Gemeindestatistiken, Abstimmungsaufrufe, Vereinsübersichten, Protokolle der Gemeinderatssitzungen, der polnischen Schulleitungs- und Einschreibungskommission für deutsche Schulen sowie die Siedlungschronik bis 1926.

Ihr Ergebnis war eine *Statistik der Wechselwähler*. Das Verhältnis des absoluten Stimmengewinns oder -verlusts für nationalistische deutsche und polnische Parteien vor dem Hintergrund ansteigender Wahlbeteiligung wurde zum Indikator für die Ein-

schätzung des Ausmaßes des deutsch-polnischen Antagonismus und auf andere Regionen übertragen. Mit ihr wollte man gezielt der nationalistischen Wahlpropaganda auf deutscher und polnischer Seite entgegenwirken.

Das dritte Beispiel ist eine Untersuchung zu den Folgen von Arbeitslosigkeit. Ihre Ergebnisse wurden in der Abhandlung *The Social Role of the Unemployed* (1939) dargestellt, in welcher der Begriff der sozialen Rolle als Differenzbegriff entwickelt wurde.

Die Studie war die zweite ihrer Art in Polen. Die erste wurde 1931 durch Ludwik Krzywicki am Institut für Soziale Wirtschaft durchgeführt und wurde das Vorbild für eine gleiche Enquete in England 1934. Ihren Hintergrund bildete ein Gesetz zur Verbesserung der Situation arbeitsloser Männer des Jahres 1931, welches Frauen erwerbstätiger Männer, Jugendliche und Männer in Nebenberufen von der Vermittlung in den Arbeitsmarkt jedoch ausschloss. 1936 begann das Posener Institut mit der Sammlung von Lebensläufen von über eintausend arbeitslosen Männern und ihren Familien und begleitete sie über mehrere Jahre; sechshundert Biographien zu den Folgen von Arbeitslosigkeit wurden ausgewertet.

„Ziel unserer Arbeit ist die Überwindung der Arbeitslosigkeit!“ – So wandten sich die Posener Soziologen in dem Aufruf des autobiographischen Wettbewerbs 1936 an die Posener Arbeitslosen. Die Autoren sollten auf ihre Ausbildung und ihre Arbeitsstellen in ihrem Beruf eingehen, auf den Zeitpunkt und die Umstände ihrer möglicherweise auch wiederholten Arbeitslosigkeit, auf ihre Versuche, die Arbeitslosigkeit zu überwinden, auf alle angenommenen Arbeiten einschließlich von Phasen wirtschaftlicher Selbständigkeit, auf die finanzielle, die familiäre Situation und auf ihre mögliche Unterstützung, auf ihre Erfahrungen mit dem Arbeitsamt und ihre Mitgliedschaft in den verschiedensten Verbänden einschließlich der Gewerkschaft.

Die Auswertung der Lebensläufe zeigte, dass sich über den Zeitraum von drei bis fünf Jahren eine soziale Rolle des Arbeitslosen entwickelte, die es ihm in der Regel nicht mehr erlaubte, in seine bisherige Tätigkeit als „Beschäftigter“ zurückkehren zu können.

Die Studie konnte aufzeigen, dass mit dem Verlust der sozialen Rolle als „Beschäftigter“ der Betroffene den sozialen Kreis verlor, mit dem er durch eine gemeinsame Interessenlage verbunden war und der ihm einen sozialen Status (Rechte auf Eigentum und körperliche Unversehrtheit) und die Möglichkeit der Ausübung der Funktionen (Tätigkeiten und Verpflichtungen) gab, die seine berufliche Rolle inne hatte. Das Herausfallen aus diesem sozialen Kreis, der Verlust seiner Rolle als „Beschäftigter“ und die Entwicklung eines neuen sozialen Kreises – nämlich eines aus dem Amt und anderen Arbeitslosen gebildeten sozialen Milieus – unterbrach dabei nicht nur den Kontakt zu seinem Berufsleben, sondern teilte sich auch allen anderen Beziehungen (familiären und öffentlichen) mit, in denen er gelebt und die sich mit seiner bisherigen Rolle und der Bewertung seiner Person verknüpft hatte. Er zog eine Entwertung all der sozialen Funktionen nach sich, die er vormals erfüllen konnte. Der Zerfall seines Berufslebens brachte ihn somit bestenfalls in die soziale Rolle eines Zeitarbeiters, schlimmstenfalls in die eines Berufskriminellen oder alternativ in die eines rein von privaten Beziehungen zu anderen Abhängigen – es sei denn, so die Schlussfolgerung und Forderung der Soziologen, dass aus der Arbeitslosenhilfe als eines Rechts auf Hilfe (nach dem Titel der zuletzt ausgeübten Tätigkeit) ein Recht auf

Arbeit abgeleitet werden würde, welches das Amt dazu verpflichten müsste, ihn in seinen Beruf zu vermitteln.

IV. Die Stärken der biographischen Methode und Gründe ihrer Verdrängung

Mit den drei Studien wurden einige der Kontexte der biographischen Methode in der Zwischenkriegszeit benannt. Ihre Darstellung sollte verdeutlichen, dass und wie sich ihre Anwendung mit einem partizipatorischen Nationsbegriff als Leitvorstellung des angestrebten Aufbaus der *Polska Ludowa* – entgegen nationalistischer polnischer und deutscher politischer Bestrebungen – verbunden hat. Außenpolitisch flossen in den sozialistisch-liberalen Wertehorizont der Humanistischen Soziologen Leitbilder der europäischen Neuordnung ostmitteleuropäischer politischer Eliten ein. Sie reichten von der Föderation der südosteuropäischen Staaten bis hin zur Rekonstruktion der Jagiellonischen Union.

Für die Soziologie hatte die Arbeit mit der biographischen Methode in dieser Form die Verankerung der Kategorie der Erfahrung und einer subjektgebundenen Empirie zur Folge. In ihrer theoretischen Konzeption sind hierbei zwei implizite Kulturbegriffe auszumachen: ein Kulturbegriff im engeren Sinn in Anlehnung insbesondere an Cooley (mikrosoziologisch) und ein historischer partizipatorischer Kulturbegriff (makrosoziologisch). In dieser Verknüpfung ist die Stärke der biographischen Methode, wie sie in der Zwischenkriegszeit entwickelt worden ist, zu sehen. Sie ermöglichte ihre Anwendung im Rahmen breiter sozialer Reformvorstellungen, welche sie zugleich aus dem engeren nationalen Kontext der Zweiten Polnischen Republik hob. Im weitesten Sinne beabsichtigten die Humanistischen Soziologen, der Überordnung staatlicher über nationale Interessen und wirtschaftlicher über kulturelle Interessen entgegenwirken. Die Symptome dieses zu reformierenden Verhältnisses sahen sie in

- einer radikalen materialistischen Einstellung (im historischen Kontext: der Aufhebung des Privateigentums im Zuge der Bolschewistischen Revolution),
- in der fehlenden Anpassung der Eigentumsverhältnisse an eine demokratische Ordnung,
- in der Gefahr einer neuen Herrschaftsform, der ochlokratischen Herrschaft, durch bewussten Bildungsabbau im Zuge der sozialen Abwertung intellektueller Eliten und deren Reformbestrebungen und
- in einem sich rassistisch begründenden Imperialismus.

Demgegenüber strebten die Humanistischen Soziologen an, den Staat in den Dienst der Nation und die Wirtschaft in den Dienst der Kultur zu stellen. Diese Umkehrung – in ihrem Doppelaspekt als Demokratisierung der Wirtschaft und konstruktive nationale Expansion bezeichnet (Znanięcki 1921; 1931a) – war ihren Reformbestrebungen als soziales Ideal zugrunde gelegt; in der Denktradition dieser Zeit bezeichneten sie den Kern einer sozialen Entwicklung, welche die kulturelle Evolution unserer demokratisch verfassten Gesellschaften erst trägt. Im Rahmen dieser Reformbemühungen haben Biographien den Wert wissenschaftlicher Dokumente erhalten.

Trotz dieser Stärken ist die Humanistische Soziologie und die biographische Methode in dieser Form im deutschen Sprachraum kaum rezipiert worden. Ein erster

Grund hierfür ist sprachlicher Natur. Die empirischen Arbeiten sind in polnischer Sprache verfasst, und die Originaldokumente, mit denen auch heute Historiker in Polen arbeiten, sind sicherlich nur Muttersprachlern verständlich. In den 1960er und 1970er Jahren gab es zwar in einigen europäischen Ländern ein verstärktes Interesse an den Arbeiten, aber ihre Rezeption scheiterte an der Sprachbarriere (Bierstedt 1969: 33; Paul 1979: 156-157; Anm.156).

Ein zweiter Grund ist historischer Natur. Durch den Nationalsozialismus wurden, nicht nur in Polen, sondern in allen europäischen Ländern, sozialreformerische Denktraditionen zerstört und wenn nicht, dann unter anderen ländertypischen und veränderten inhaltlichen Schwerpunkten im Exil fortgesetzt.

Ein dritter ebenfalls historischer Grund ist die Verdrängung der sogenannten *polnischen Westforschung* in der Zwischenkriegszeit selbst, d.h. aller wissenschaftlichen Arbeiten, die der Rekonstruktion des piastischen Polen dienten und mit einer Westexpansion der Zweiten Polnischen Republik verbunden waren. Durch die Grenzrevisionspolitik und die angestrebte Umbildung Polens zu einem gegen die Sowjetunion gerichteten Pufferstaat fielen alle diese Arbeiten unter diesen Begriff, um ihnen im Sinne einer wissenschaftlichen Abwehrpropaganda Gegenantworten gegenüberzustellen (vgl. auch Messerschmidt 2013). Durch die Folgen dieser Subsummierung und ihre damit einhergegangene Ausblendung werden die empirischen Arbeiten der Humanistischen Soziologie, wenn sie Erwähnung finden, eher irreführender Weise der *Minderheitensoziologie* oder *Soziologie interethnischer Beziehungen* zugeordnet (Kern 1982; Heckmann 1992; Estel/Mayer 1994; Imhoff 1994). Damit ist jedoch nur einer ihrer Aspekte erfasst.

Ein vierter, mehr oder weniger historischer Grund besteht darin, dass Nationalismus und Antisemitismus der Zweiten Polnischen Republik nach wie vor eher unliebsame Themen der polnischen Gesellschaftsgeschichte sind. Hierdurch ist zwar die Technik der autobiographischen Wettbewerbe und die Form der biographische Methode in Polen überliefert (mit ihr arbeiten polnische Soziologen auch heute), der Kontext, in dem sie in der Zwischenkriegszeit entstand, wird jedoch weniger berücksichtigt. Damit einhergehend wird das Spannungsfeld gegenüber den nationalistischen Verbänden der ehemaligen Mittelmächte, in dem sie sich bewegte, übergangen.

Ein fünfter Grund, der ihre Rezeption im deutschen Sprachraum erschwert, ist wissenschaftshistorischer Natur. Er besteht darin, dass die Entwicklung der Soziologie im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland und in den USA, an die sich die Humanistische Soziologie durch die Übernahme vieler sozialpsychologischer Konzepte angelehnt hat, gänzlich unterschiedliche Wege gegangen ist. Einer allgemein synthetischen Richtung (Max Weber) stand eine prozessorientierte Auffassung gegenüber, und eine Auseinandersetzung mit Comte und Durkheim, aus der sich die frühe amerikanische Soziologie speiste, hat in Deutschland nicht stattgefunden. Damit entwickelte sich keine vergleichbare wissenschaftstheoretische Tradition für die Begründung der Materialauswahl und Sammlungstechnik von Biographien sowie für die Methoden ihrer Auswertung und Interpretation.

LITERATUR

Bierstedt, R. (1969): Introduction, in: Florian Znaniecki. On Humanistic Sociology, Chicago/London, 1-34.

- Chałasinski, J. (1935): Droga społecznych awansu robotniki (Sozialer Aufstiegsweg der Arbeiter), Poznań.
- Chałasinski, J. (1935): Antagonizm Polsko-Niemiecki w osadzie Fabrycznej „Kopalnia“ na Górnym Śląsku (Der deutsch-polnische Antagonismus in der Fabriksiedlung „Kopalnia“ in Oberschlesien), in: Przegląd Socjologiczny (Soziologische Rundschau), Poznań, 1935, 3, 1-2, 146-278.
- Cooley, C. H. (1902): Human Nature and Social Order, New York/ Chicago/ Boston.
- Dulczewski, Z. (1992): Life and Work of Florian Znaniecki, Poznań.
- Durkheim, E. (1980, 6/1895): Die Regeln der soziologischen Methode, Frankfurt a.M.
- Estel, B.; Mayer, T. (1994): Das Prinzip Nation, Opladen.
- Fuchs-Heinritz, W. (2010): Biographieforschung, in: Fuchs-Heinritz, W.; Kneer, G.; Schroer, M. (Hrsg., 2010): Handbuch Spezielle Soziologien, Wiesbaden, 85-104.
- Heckmann, F. (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen, Stuttgart.
- Herrnstadt, R. (1931): Die Pogrom-Hetze in Polen. Die wahren Ziele der nationaldemokratischen Bewegung, in: Berliner Tageblatt, 19.11.1931.
- Imhoff, K. (1994): Minderheitensoziologie; in: Kerber, H.; Schmieder, A. (Hrsg., 1994): Spezielle Soziologien, Hamburg, 407-423.
- Jakubszak, F. (1966): Konkursy na pamiętniki w Polsce 1921-1966 (Autobiographische Wettbewerbe in Polen 1921-1966), Warszawa.
- Kern, H. (1982): Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München.
- König, R. (1957/2): Das Interview, in: Ders. u.a. (Hg.): Praktische Sozialforschung 1, Köln, 15-39.
- Messerschmidt, N. (2006): Minderheitenpolitik und -soziologie in der deutschen und polnischen Demokratie der Zwischenkriegszeit, Berlin.
- Messerschmidt, N. (2013): Minority policy and sociology in Germany and Poland in the Interwar Period, in: Rocznik Lubuski, 39, 1, Zielona Góra, 53-70.
- Park, R. E.; Burgess, E.W. (1921): Introduction to the Science of Sociology, Chicago/Illinois.
- Paul, S. (1979): Begegnungen: Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie, 1, Hohenschäftlarn.
- Rybicki, P. (1975): Znanieckiego Wstęp do socjologii odczytany po latach pięćdziesięciu; in: Kwilecki, A. (Hrsg., 1975): Florian Znaniecki i jego rola w socjologii, Poznań, 35-46.
- Szczepański, J. (1962): Die biographische Methode, in: König, R. (Hrsg., 1967): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Stuttgart, 551-559.
- Thomas, W. I.; F. Znaniecki, F. (1918-20): The Polish Peasant in Europe and America, 5 Bd., Chicago.
- Thomas, W.I.; Znaniecki, F. (1958/1919): Methodological Note, in: Primary Group Organization of The Polish Peasant in Europe and America I, New York, 1-86.
- Złoch, S. (2010): Polnischer Nationalismus. Politik und Gesellschaft zwischen den beiden Weltkriegen, Köln: Böhlau (Industrielle Welt: Schriftenreihe des Arbeitskreises für Moderne Sozialgeschichte, 78).
- Znaniecki, F. (1996 /1921): Der Untergang der westlichen Zivilisation, Poznań.
- Znaniecki, F. (1988 /1922): Wstęp do Socjologii, Warszawa.
- Znaniecki, F. (1923): Vorwort zu: Berkan, Władysław, Życiorys własny, Poznań.
- Znaniecki, F. (1927a): The Object-Matter of Sociology, in: American Journal of Sociology, 32, 4, January, 1927, 529-584.
- Znaniecki, F. (1927b): Über die Sammlung und Verwertung des soziologischen Materials, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie, 3, 1927, 274-293.
- Znaniecki, F. (1931a): Siły społeczne w walce o Pomorze (Soziale Kräfte im Kampf um Pomern), in: Polskie Pomorze: Torun, 1931, I, II, 80-108.

- Znaniecki, F. (1931b): *Miasto w świadomości obywateli* (Die Stadt im Bewusstsein ihrer Bürger, Poznań).
- Znaniecki, F. (1934): *The Method of Sociology*, New York.
- Znaniecki, F. (1939): Comment by Florian Znaniecki; in: Blumer, H. (1979/1939): *Critiques of Research in the social sciences. An Appraisal of Thomas and Znaniecki's The Polish Peasant in Europe and America*, New Brunswick, 1979 (1939), S. 87-98.
- Znaniecki, F. (1932/1939): *Rola społeczna bezrobocia* (Die soziale Rolle Arbeitsloser); hier die vom Englischen ins Polnische vorgenommene Übersetzung des nicht mehr rechtzeitig zur Drucklegung fertiggestellten Originalmanuskripts Znanieckis: *The Social Role of the Unemployed*, vorgesehen für die *Sociologicka revue*, Brno, 1939, 239-251, von Lucyna Stetkiewicz, in: *Kultura i Społeczeństwo. Kwartalnik*, 36, 1, Warszawa, 4-13.
- Znaniecki, F. (1952): *Cultural Sciences: Their Origin and Development*, Urbana.

„Beamte des sozialistischen Staates“? Professoren der Medizin in der DDR (1968-1989)

Sebastian Günther und Wiebke Janssen

Zusammenfassung

Im vorliegenden Aufsatz werden ausgewählte Ergebnisse einer kollektivbiographischen Untersuchung von Medizinprofessoren in der DDR (1968 bis 1989) vorgestellt. Im Zentrum der Analyse stehen Generationszugehörigkeit, soziale Herkunft und politisches Organisationsverhalten der Professorinnen und Professoren (von 160 erfassten Personen waren sieben Frauen).¹ Die Ergebnisse lassen einige grundlegende Tendenzen der akademischen DDR-Medizin in der so genannten „Ära Honecker“ erkennen. Sie zeigen weiterhin, dass die mit der 3. Hochschulreform verfolgte Politik der SED, traditionelle Universitäten in sozialistische Hochschulen umzuwandeln sowie aus Ordinarien „Beamte des sozialistischen Staates“ zu machen, zumindest in struktureller und personeller Hinsicht nicht ohne Folgen geblieben ist.

1. Einleitung

Im Jahr 1999 veröffentlichte Anna-Sabine Ernst in dieser Zeitschrift einen Aufsatz über die *Hochschullehrer der Medizin in der DDR* (Ernst 1999: 50-57). Ausgehend von der These, dass die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) eine Umgestaltung der Gesellschaft „bis in ihre Feinstrukturen“ anstrebte, suchte sie nach deren Auswirkungen auf das Hochschulwesen in der DDR. Mit Hilfe einer Kollektivbiographie ging Ernst der Frage nach, inwieweit die soziale Herkunft und das politische Organisationsverhalten Einfluss auf den Karriereverlauf der Professoren der Medizin hatten. Als Untersuchungszeitraum wählte sie die Jahre zwischen der Wiedereröffnung der ostdeutschen Universitäten (1946) und dem Mauerbau (1961).

Ernst zog das Fazit, dass sich die Medizinprofessoren im ersten Jahrzehnt der DDR sowohl in ihrer sozialen Herkunft als auch in ihrer politischen Orientierung als „ausgesprochen strukturkonservativ“ erwiesen (Ernst 1999: 54). So rekrutierten sich die Mediziner nach wie vor hauptsächlich aus den Kreisen des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums und verhielten sich politisch indifferent. Nur etwa 13 Prozent der untersuchten Medizinprofessoren traten der SED bei. Ernst interpretierte dieses Ergebnis als fehlgeschlagenen Versuch der Parteiführung, im Bereich der akademischen Medizin eine der DDR treu ergebene und aus der Arbeiterschaft stammende neue Elite zu installieren.

¹ Im folgenden Text wird jedoch allein die männliche grammatische Form verwendet.

Ihre Befunde über die politische Haltung und Herkunft der medizinischen Hochschullehrer in den 1950er Jahren überraschen nicht. Der von Ernst untersuchte Zeitraum ist zu kurz gewählt, als dass die strukturellen Eingriffe der SED in das deutsche Hochschulwesen oder ein akademischer Generationswechsel hätten Wirkung zeigen können. Erst eine über die gesamte DDR-Zeit angelegte Untersuchung könnte Aufschluss darüber geben, ob die Professoren der Medizin bis zur friedlichen Revolution 1989 tatsächlich die letzte „konservative Bastion“ (Müller 1997: 39) an den DDR-Universitäten hielten oder ob sie angesichts des seit dem Mauerbau „geschlossenen Systems DDR“ (Wierling 2000: 631) Kompromisse gegenüber Staat und Partei eingehen mussten, um ihre wissenschaftliche Karriere zu befördern.

Der Anspruch, eine solche Langzeitstudie erstellt zu haben, wird in diesem Beitrag nicht erhoben. Vielmehr sollen ausgewählte Ergebnisse einer Kollektivbiographie vorgestellt werden, die als Teiluntersuchung eines Forschungsprojektes über die akademische Medizin und ihre Akteure in der DDR entstanden ist.² Diese werden in Beziehung zur Studie von Anna-Sabine Ernst gesetzt und zeigen somit Kontinuitäten und Brüche auf. Der zeitliche Rahmen der Kollektivbiographie orientiert sich am gewählten Untersuchungszeitraum des Projektes und umfasst die Jahre zwischen 1968 und 1989.

Folgende Überlegung war ausschlaggebend für das Entstehen der vorliegenden kollektivbiographischen Analyse: Das Jahr 1968 stellt in hochschulpolitischer Hinsicht in der Geschichte der DDR eine Zäsur dar. Mit der so genannten 3. Hochschulreform griff die SED tief in die inneren Strukturen der universitären Selbstverwaltung ein, da die traditionellen Fakultäten aufgelöst und stattdessen Sektionen gebildet wurden. Die Sektionen folgten dem Prinzip des demokratischen Zentralismus, d.h. die Sektionsdirektoren waren den Weisungen des Rektors unterstellt; dieser wiederum unterstand den Anordnungen des Ministeriums für das Fach- und Hochschulwesen. Die zuvor relativ autonome Stellung der ordentlichen Professoren wurde folglich empfindlich eingeschränkt.

Die Auflösung der Fakultäten war aber nur eine Facette der 3. Hochschulreform. Die SED-Führung strebte eine Neudefinition der Stellung des Hochschullehrers und der Berufungsmodalitäten innerhalb der sozialistischen Hochschullandschaft an. Dazu diente die am 6. November 1968 erlassene *Verordnung über die Berufung und Stellung der Hochschullehrer an den wissenschaftlichen Hochschulen – Hochschullehrerberufungsverordnung (HBVO)*.³ In ihrem Kern schränkte die HBVO das Vorrecht der Professoren ein, selbst die Regeln für die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses festzulegen, da die Verleihung akademischer Grade und die Erteilung der Lehrbefähigung voneinander getrennt wurden. Die neu eingeführte Promotion B oder der „Doktor der Wissenschaften“ beinhaltete nicht länger wie das traditionelle Habilitationsverfahren eine Probevorlesung, sondern war „ein zusätzlicher akademischer Grad und keine Berufsprüfung für Hochschullehrer“ (Jessen 1999: 116).

2 Das von der DFG geförderten Projekt „Die akademische Medizin in der DDR und ihre Akteure 1968-1989. Eine Untersuchung am Beispiel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Medizinischen Akademie Magdeburg“ war am Hallenser Institut für Geschichte und Ethik der Medizin angesiedelt.

3 Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik (GBDDR), Teil II, Nr. 27, Berlin 13.12.1968, 997-1003.

Für den Nachweis der Lehrbefähigung war dagegen die *Facultas Docendi* ausschlaggebend, und diese war eng mit dem sozialistischen Erziehungsauftrag eines Hochschullehrers verknüpft. So verlangt § 7 der HBVO zuerst die „Fähigkeit des Bewerbers zur Festigung und Entwicklung des sozialistischen Staatsbewusstseins der Studenten“ und erst an dritter Stelle den Nachweis über „hohe wissenschaftliche Leistungen“ als Voraussetzung zur Verleihung der *Facultas Docendi*.⁴

Das Urteil über die pädagogische Qualifikation eines Kandidaten lag damit nicht mehr allein bei der Professorenschaft, sondern hing auch vom wohlwollenden Gutachten der an den Universitäten und Hochschulen ansässigen Partei- und Massenorganisationen ab. Mittels der HBVO sicherte sich die SED maßgeblich Einfluss auf das Berufungsverfahren und determinierte den Status der Professoren und Dozenten als „Beamte des sozialistischen Staates“, wie es Kurt Hager, Sekretär und Vorsitzender der Ideologischen Kommission beim Politbüro, in den Beratungen über den Staatsratsbeschluss zur 3. Hochschulreform formuliert hatte.⁵

Diese strukturellen Eingriffe und der Umstand, dass im Verlauf der 1960er Jahre eine neue akademische Generation berufen wurde, warf die Frage auf, ob sich auch die Professoren der Medizin dem von der SED angestrebten Ideal eines sozialistischen Hochschullehrers annäherten. Bevor sich jedoch die weiteren Ausführungen dieser Frage widmen, sollen zunächst sowohl die Stärken und Schwächen des methodischen Ansatzes der Kollektivbiographie benannt als auch die Stichprobe beschrieben werden.

2. Die Kollektivbiographie

Eine Kollektivbiographie, die im englischen Sprachraum auch als Prosopographie bezeichnet wird (Stone 1976: 64-97), ist die „quantitativ gestützte Erforschung eines historischen Personenkollektivs in seinem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext anhand einer vergleichenden Analyse der individuellen Lebensläufe der Kollektivmitglieder“ (Schröder 2011: 131). Oder anders formuliert: Die Kollektivbiographie untersucht das Allgemeine bzw. das Typische aller Lebensverläufe und setzt diese in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext. Zugleich dienen diese Ergebnisse als Hintergrundfolie, die das Untypische, d.h. die individuellen Abweichungen innerhalb des Kollektivs, sichtbar machen.

Biographie impliziert Individualität; dazu steht die Kollektivbiographie in einem scheinbaren Widerspruch. Die Kritik an dieser Methode mündet oftmals in der Frage, ob eine statistische Auswertung von bestimmten biographischen Daten tatsächlich Aufschluss über die Motive und Ursachen individueller Verhaltensweisen und Handlungen erlaubt oder nicht eher „statistische Gespenster“ (Gallus 2005: 46) erzeugt. Deshalb kann die Auswahl einer zu untersuchenden Gruppe nach einem charakteristischen Merkmal oder einer gesellschaftlich festgelegten Position und eine daran anschließende statistische Erhebung nur der erste Schritt sein. Erst der zweite Schritt, die Auswahl von typischen und atypischen Fallbeispielen und die Einbeziehung weiterer Quellen, offenbart die Spannbreite der individuellen Handlungen der Kollektiv-

4 GBIDDR, Teil II, Nr. 27, Berlin 13.12.1968, 999.

5 Kommission des Staatsrates zur Ausarbeitung des Beschlusses über die Weiterführung der 3. Hochschulreform und die Entwicklung des Hochschulwesens bis 1975. Stenografische Niederschrift, Berlin 9.1.1969, SAPMO-BArch, DY 30, IV A 2/9.04/29.

mitglieder. Nur auf diese Weise kann die Kollektivbiographie einen ordentlichen Professor der Medizin „nicht, wie im individualbiographischen Verfahren, als Einzelfall vor dem Hintergrund der gesamten Disziplin, sondern als eine Ausprägung, eine Variante des Ordinarius *neben anderen*“ (Harders/Lipphardt 2006: 86) analysieren.

Für die Kollektivbiographie des medizinischen Lehrkörpers der DDR wurden alle zwischen 1968 und 1989 tätigen ordentlichen Professoren am Bereich Medizin der halleischen Universität sowie der Medizinischen Akademie Magdeburg erfasst. Es handelt sich folglich um eine Klumpenstichprobe mit einer Vollerhebung.⁶ Die beiden Hochschuleinrichtungen wurden aus folgenden Gründen ausgewählt: Zum einen sollte sowohl eine Universität mit einer langen medizinischen Tradition (Halle-Wittenberg) als auch eine DDR-Neugründung (Magdeburg) im Sample vorhanden sein. Zum anderen musste aus arbeitsökonomischen Gründen eine Auswahl erfolgen. Denn anders als Anna-Sabine Ernst konnte nur im eingeschränkten Maß auf Personal- und Vorlesungsverzeichnisse zur namentlichen Erfassung der Medizinprofessoren zurückgegriffen werden. Diese Verzeichnisse wurden seit dem Wintersemester 1968/69 in der DDR nur noch sporadisch aufgelegt und weisen große zeitliche Lücken auf. Deshalb mussten die entsprechenden Jahrgänge der Hallenser Universitätszeitung und der Magdeburger Akademiezeitung gesichtet werden, da diese u.a. auch kurze Meldungen über erfolgte Berufungen enthalten.⁷ Zwischen beiden Standorten ergaben sich allerdings in der anschließenden Analyse keine bedeutsamen Unterschiede (mehr), so dass die Auswahl als repräsentativ für die Berufungsmodalitäten der akademischen Medizin in der DDR gelten kann.

Insgesamt wurden 160 Personen, darunter sieben Frauen, zunächst in einer Access-Datenbank erfasst: die statistische Auswertung erfolgte mit dem Programm *Stata*. Die in die Datenbank eingepflegten Variablen lassen sich vier Kategorien zuordnen: 1. soziodemographische Variablen, 2. Variablen des akademischen Werdegangs, 3. Variablen der Systemnähe und 4. Variablen wissenschaftlicher und staatlicher Auszeichnungen. Wichtigste Quellen der Datenerhebung waren neben den der Dissertation beigelegten Lebensläufen die im Bundesarchiv Berlin verwahrten Berufsakten.

2.1 Alterskohorten, Generationen und soziale Herkunft

Der medizinische Lehrkörper weist ein relativ breites Altersspektrum auf. Zwei Halleenser und ein Magdeburger Mediziner mit dem Geburtsjahrgang 1908 gehörten zu den ältesten Professoren im Sample. Der jüngste Ordinarius wurde erst im Jahr 1950 geboren. Die Geburtsjahrgänge 1910 bis 1919 umfassen 15 Prozent, die Jahrgänge 1920 bis 1929 31,3 Prozent, die Jahrgänge 1930 bis 1939 35 Prozent und die Jahrgänge 1940-1949 14,4 Prozent. Damit wurde nahezu die Hälfte der Ordinarien bis 1929 geboren, 85 Prozent der Ordinarien gehörten den Geburtsjahrgängen bis 1939 an.

6 In der DDR konnte an den Universitäten in Ost-Berlin, Greifswald, Halle, Jena, Leipzig und Rostock ein Medizinstudium aufgenommen werden. Seit 1954 kamen die Medizinischen Akademien in Dresden, Erfurt und Magdeburg hinzu.

7 Dabei handelt es sich um SED-eigene Presseerzeugnisse, die in einem 14-tägigen Rhythmus erschienen und neben hochschulpolitischen Belangen auch politische Themen behandelten. Sie hatten das Format und den Umfang einer Lokalzeitung.

Die Spannweite der Geburtsjahre erstreckt sich über einen Zeitraum von 42 Jahren. Damit weisen die Medizinprofessoren ein reiches Maß an individuellen Erfahrungen auf, und die unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in der DDR hatten Einfluss auf ihre Karriereverläufe. Um diesen Erfahrungsschatz sichtbar zu machen und ihn in den gesellschaftlichen Kontext zu setzen, wird auf das vom Soziologen Karl Mannheim entwickelte Konzept der Generation zurückgegriffen.

In seiner 1928 erstmals veröffentlichten Schrift *Das Problem der Generationen* ging Mannheim von der Überlegung aus, dass die gemeinsam erlebten Erfahrungen einer sozialen Gruppe von Gleichaltrigen als Gemeinschaft stiftendes Bindeglied dienen können. Er sprach sich für eine exakte Definition von Generation aus, da sonst „biologisch-vitale Phänomene stets mit den entsprechenden, durch gesellschaftlich-geistige Mächte geformten Erscheinungen“ vermengt werden (Mannheim 1964: 553). Deshalb unterschied Mannheim zwischen Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit.

Für eine Generationslagerung genügt es nicht allein, Personen, die den gleichen Geburtsjahrgängen angehören, zu einer Gruppe zusammenzufassen. Angehörige einer Generationslagerung müssen „im selben historisch-sozialen Raume – in derselben historischen Lebensgemeinschaft – zur selben Zeit geboren worden sein, um ihr zurechenbar zu sein“ (Mannheim 1964: 542). Durch gemeinsame prägende Erfahrungen und Erlebnisse bildet sich innerhalb der Generationslagerung ein Generationszusammenhang, d.h. eine „Schicksalsgemeinschaft“, heraus (Mannheim 1964: 544, 547). Innerhalb des Generationszusammenhangs kann es wiederum eine oder mehrere Generationseinheiten geben, die auf diese Erlebnisse und Erfahrungen in unterschiedlicher Weise reagieren. Sie entwickeln ein Bewusstsein für ihre Zugehörigkeit zu einer Generationseinheit, das sich in gemeinsamen Wertvorstellungen äußern kann (Mannheim 1964: 544).

Den Mannheimschen Überlegungen folgend können für die medizinischen Ordinarien vier „Generationszusammenhänge“ bzw. „Erfahrungsgemeinschaften“ rekonstruiert werden, die dem für die DDR-Gesellschaft entwickelten Generationenmodell entsprechen (Ahbe/Gries 2006, Niethammer 1994, Wierling 2000, Zwahr 1994).

Die Generation der „misstrauischen Patriarchen“ (18,8 %) umfasst die zwischen 1908 und 1919 Geborenen und orientiert sich an der von Ahbe und Gries geprägten Charakterisierung der Gründungsväter der DDR. Dieser Funktionselite des SED-Staates war ein „habitualisierte(s) Misstrauen“ zu Eigen (Ahbe/Gries 2006: 93 f.). Nun waren die ältesten Geburtsjahrgänge der Medizinprofessoren keineswegs kommunistisch geschulte Funktionäre. Die Übernahme dieser Begrifflichkeit erscheint aus folgenden Überlegungen trotzdem sinnvoll. Die älteren Professoren waren in der traditionellen Ordinarien-Universität von Weimarer Republik und „Drittem Reich“ akademisch aufgewachsen. Sie hatten die persönliche Abhängigkeit von der Allmacht des Klinik- oder Institutschefs erfahren und später selbst einen patriarchalischen Führungsstil gepflegt, der parteiinternen Stellen oftmals ein Dorn im Auge war. „Misstrauisch“ waren sie vornehmlich gegenüber den Interventionen von SED und DDR-Regierung in die Autonomie der Universitäten.

Die zwischen 1920 und 1934 Geborenen (48,1 %) werden als „Aufbaugeneration“ bezeichnet, deren prägende Erlebnisse der Zweite Weltkrieg und der Zusammenbruch des Deutschen Reiches waren. Entnazifizierung und Abwanderung bürgerlicher Eliten

in die Westzonen schufen für die Angehörigen dieser Generation zuvor kaum vorstellbare berufliche und soziale Aufstiegsmöglichkeiten. Diese Chance wurde von der „Aufbaugeneration“ schnell erkannt und genutzt, bot sie doch auch Gelegenheit, die „Schuld an der eigenen Verführbarkeit“ unter der NS-Diktatur „durch verstärktes Engagement für die neue Gesellschaft“ abzutragen (Buddrus 1993: 279).

Für die Geburtsjahrgänge 1935 bis 1949 (32,5 %) hat sich die von Ahbe und Gries eingeführte Bezeichnung „Funktionierende Generation“ allgemein durchgesetzt. Charakteristisch für diesen eher „politisch inaktiven Generationszusammenhang“ sei die durch den Krieg und den Zusammenbruch des Deutschen Reiches erworbene Fähigkeit, sich unauffällig zu verhalten und im sozialistischen System zu funktionieren (Ahbe/Gries 2006: 96 ff.). Als letzter Generationszusammenhang ist die „integrierte Generation“, die ab 1950 Geborenen, zu nennen, auch wenn diese (erwartungsgemäß) mit nur 0,6 Prozent im Sample unterrepräsentiert ist und deshalb in die weitere Analyse nicht einbezogen wird.

Die Generation der „misstrauischen Patriarchen“ wurde vornehmlich bis zum Jahr 1969 berufen. Die Angehörigen der „Aufbaugeneration“ erhielten dagegen ihren Ruf in den Jahren 1957 bis 1987, während die „Funktionierende Generation“ in den Jahren zwischen 1973 und 1990 auf die medizinischen Lehrstühle nachrückte. Als handelnde Akteure in der akademischen Medizin der „Ära Honecker“ traten vor allem die Angehörigen der beiden letztgenannten Generationen auf.

Für die Bestimmung der sozialen Herkunft der Medizinprofessoren wurde auf den Beruf ihrer Väter zurückgegriffen. Allerdings sind verallgemeinernde Aussagen über die soziale Herkunft problematisch, da in der Auswertung sozialer Daten aus autobiographischen Quellen erhebliche methodische Schwierigkeiten auftreten. So können die Berufsbezeichnungen in den zu unterschiedlichen Zeitpunkten verfassten Lebensläufen derselben Person wechseln. Aus einem Transportarbeiter wird beispielsweise ein Angestellter, aus einem kommunalen Beamten ein Amtsrichter. Liegen im Idealfall mehrere Lebensläufe einer Person vor, wurde deshalb die am häufigsten genannte berufliche Tätigkeit des Vaters gewählt. In Anlehnung an die Studie von Anne-Sabine Ernst sind die ermittelten Berufsangaben folgenden Kategorien zugeordnet worden: Akademische Berufe, Beamte, Angestellte, Gewerbetreibende/wirtschaftlich Selbständige und Arbeiter/abhängig Beschäftigte (Ernst 1997: 253 ff.).

Natürlich kommt es auch bei dieser Klassifizierung zu Unschärfen, denn ein Amtsrichter ist sowohl ein Beamter als auch aufgrund der juristischen Ausbildung an einer Universität ein Akademiker. Zudem ist schwierig zu beurteilen, ob ein Elektriker als selbstständiger Handwerksmeister oder als abhängig Beschäftigter tätig war. Nur in wenigen Fällen gaben die schriftlichen Lebensläufe Hinweise auf das berufliche Umfeld oder auf eine Firma, so dass der Rückschluss auf eine abhängige oder selbständige Beschäftigung möglich war.

Eine weitere methodische Schwierigkeit liegt in der Deutung der Kategorie „Arbeiter“ in DDR-Quellen, da die Zuordnungskriterien häufig wechselten. Zudem löste sich der Status „Arbeiter“ zunehmend von der sozialen Realität, weil SED-Mitglieder und Angehörige der Massenorganisationen in staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Funktionen, die so genannte „sozialistische Dienstklasse“, per Definition als „Arbeiter“ galten (Hübner 1996: 197-223). Nur drei Professoren haben ihre Väter als „Arbeiter“ bezeichnet, fünf weitere umschrieben die berufliche Tätigkeit des Vaters als „graphischer Arbeiter“, „Facharbeiter“, „Landarbeiter“, „Transportarbeiter“

und „Zementarbeiter“. Weitere Berufsbezeichnungen, die in den Lebensläufen und Personalbögen auftauchen, wie etwa „Hilfsschmied“, „Kraftwagenführer“ und „Heizer“, deuten auf gering qualifizierte Tätigkeiten hin. All diese Zuschreibungen wie auch die ebenfalls genannten Vaterberufe „Landwirt“ und „Bauer“ wurden zur Kategorie „Arbeiter/abhängig Beschäftigte“ zusammengefasst, die die soziale Wirklichkeit der von der SED propagierten „Arbeiter- und Bauern-Klasse“ annähernd widerspiegeln.

Ungeachtet der methodischen Schwierigkeiten lässt sich die von Ernst gemachte Beobachtung eines Trends zugunsten der Mittelschichten (Ernst 1997: 255 f.) im untersuchten Sample fortschreiben.⁸ Die Gewerbetreibenden und die Angestellten dominieren leicht mit 42,6 Prozent, gefolgt von Beamten und Akademikern mit 41,3 Prozent. Die Gruppe der Arbeiter umfasst bereits 16,1 Prozent, während Ernst nur einen Anteil von 1,7 Prozent ermitteln konnte.

Zwischen den einzelnen Generationen zeigen sich Unterschiede in der sozialen Herkunft (siehe Tabelle 1). Die Ordinarien der „misstrauischen Generation“ entstammten überwiegend den gehobenen bürgerlichen Schichten der Gesellschaft; ihre Väter waren Beamte (33,3 %) oder Akademiker (25,9%). Nur drei der Angehörigen der „misstrauischen Generation“ hatten Arbeiter als Väter. Darunter befindet sich auch der Magdeburger Psychiater Herbert Parnitzke (Jg. 1910), der in der Studie von Anna-Sabine Ernst näher vorgestellt wird und dessen sozialer Aufstieg Folge einer in der Weimarer Republik praktizierten Begabtenförderung war (Ernst 1997: 257). Bei zwei weiteren aus der Arbeiterschaft stammenden Medizinprofessoren ist eine gezielte Begabtenförderung nicht nachweisbar.

	misstrauische Patriarchen 1908 bis 1919	Aufbaugeneration 1920 bis 1934	funktionierende Generation 1935 bis 1949	Gesamt
Beruf des Vaters	N=27	N=76	N=52	N=155
Arbeiter	11,1%	17,1%	17,3%	16,1%
Angestellter	11,1%	17,1%	9,6%	13,6%
Gewerbetreibender	18,5%	32,9%	28,9%	29,0%
Beamter	33,3%	15,8%	11,5%	17,4%
Akademiker	25,9%	17,1%	32,7%	23,9%

Tabelle 1: Beruf des Vaters und Generation

Die soziale Zusammensetzung der Medizinprofessoren ändert sich erst mit der „Aufbaugeneration“. Bezogen auf den Beruf des Vaters ist die Gruppe der Beamten mit 15,8 Prozent die kleinste Einheit, während die Gewerbetreibenden mit 32,9 Prozent die größte Gruppe stellen. Jeweils 17,1 Prozent entfallen auf die Akademiker, Angestellten und Arbeiter. Bei der nachfolgenden „Funktionierenden Generation“ zeigt sich kein signifikanter Unterschied zur „Aufbaugeneration“. Interessant ist jedoch wieder der deutlich gestiegene Anteil von Ordinarien aus Akademikerfamilien. Sie

⁸ Von den 160 Ordinarien konnte die soziale Herkunft von 155 Medizinprofessoren ermittelt werden. Damit erreicht die Datenlage eine höhere Validität als die von Ernst ermittelten Daten, die nur von „fast drei Vierteln“ ihres Samples die soziale Herkunft erfasst hat.

stellen mit 32,7 Prozent die größte Gruppe, während der Anteil von Arbeiterkindern leicht fiel.

Wird neben der sozialen Herkunft auch der Schulabschluss in die Untersuchung einbezogen, so wird deutlich, dass die von der SED angestrebte Öffnung des Bildungssystems für Kinder aus den unteren sozialen Schichten erste Erfolge zeitigte. Die Mehrheit der Medizinprofessoren (90,1%) legte das Abitur an einem Gymnasium, an einer Oberschule oder an einer Erweiterten Oberschule ab. Aber 9,9 Prozent konnten über den Besuch einer Vorstudienanstalt bzw. einer Arbeiter- und Bauern-Fakultät (ABF) die allgemeine Hochschulreife erlangen. Fast alle der ABF-Absolventen hatten zuvor einen Beruf erlernt und kamen aus Arbeiterfamilien oder hatten in der Landwirtschaft tätige Väter. Von der gezielten Förderung der Arbeiter- und Bauernkinder durch den SED-Staat profitierten vor allem die Angehörigen der „Aufbaugeneration“ und die älteren Jahrgänge der „Funktionierenden Generation“.

2.2 Politisches Organisationsverhalten

Eine Kollektivbiographie für sich allein genommen stößt an ihre Grenzen, wenn es um die Bewertung des politischen Organisationsverhaltens der zu untersuchenden Personengruppe geht. Der bloße Fakt einer Parteimitgliedschaft erlaubt noch keine Aussagen über die politische Haltung des Einzelnen. Erst qualitativ angelegte Interviews mit Zeitzeugen können diese Lücke schließen.⁹ Gleichwohl kann die Kollektivbiographie unter Hinzunahme weiterer Kontrollvariablen aufzeigen, dass der Einfluss der SED in der akademischen Medizin stetig zunahm.

Wie Anna-Sabine Ernst nachgewiesen hat, galten SED-Mitglieder unter den medizinischen Ordinarien in den 1950er Jahren noch als Exoten. In den späten Jahren der „Ära Ulbricht“ lag der Anteil der SED-Mitglieder unter den Medizinerinnen bei ca. 23 Prozent (Jessen 1999: 401). Dagegen verloren die Genossen unter den Medizinprofessoren in der „Ära Honecker“ ihren Exotenstatus. Allerdings kann nicht die Rede davon sein, dass „1989 in der Regel mehr als 80 Prozent aller Lehrstuhlinhaber das Parteibuch der SED besaßen“ (Müller 1997: 46). Welche Entwicklung das politische Organisationsverhalten der untersuchten Medizinprofessoren von den 1950er Jahren bis zum Ende der DDR tatsächlich nahm, zeigt Abbildung 1. Augenfällig ist der deutliche Anstieg der SED-Mitgliedschaften nach 1969; so lag der Spitzenwert von 75 Prozent zu Beginn der 1970er Jahre und pendelte sich in den folgenden Jahren um die 70 Prozent ein, während der Anteil der parteilosen Medizinprofessoren im gleichen Zeitabschnitt rapide sank. Die Blockparteien, die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD), die Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NDPD) und die CDU, versanken dagegen in der „Ära Honecker“ in der Bedeutungslosigkeit.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, wann im biographischen Verlauf ein Parteieintritt erfolgte. Die meisten Ordinarien der Medizin (21,9 %) waren vor der Aufnahme des Studiums in eine Partei eingetreten. Im zeitlichen Umfeld der Habilitation waren bereits fast 70 Prozent Parteimitglied. Zum Zeitpunkt der Berufung war die Entscheidung für den Eintritt oder Nicht-Eintritt in eine Partei längst gefallen; nur vier Medizinprofessoren, jeweils zwei Hallenser und Magdeburger, traten erst nach ihrer Berufung einer Partei bei.

⁹ Im Rahmen unseres von der DFG geförderten Projektes wurden auch narrative Experteninterviews geführt, deren Auswertung jedoch den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes sprengt.

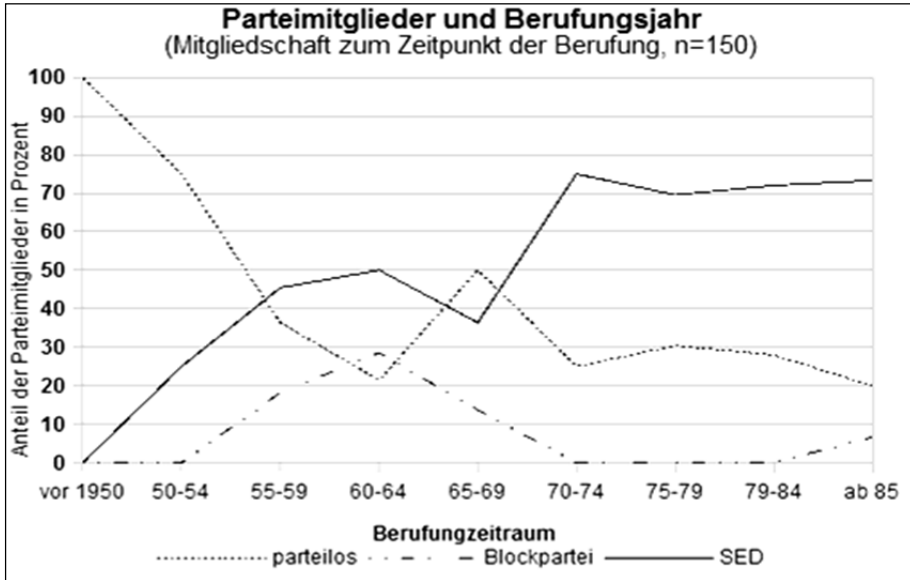


Abbildung 1:
Anteil der Parteimitglieder unter den Ordinarien in bestimmten Berufszeiträumen

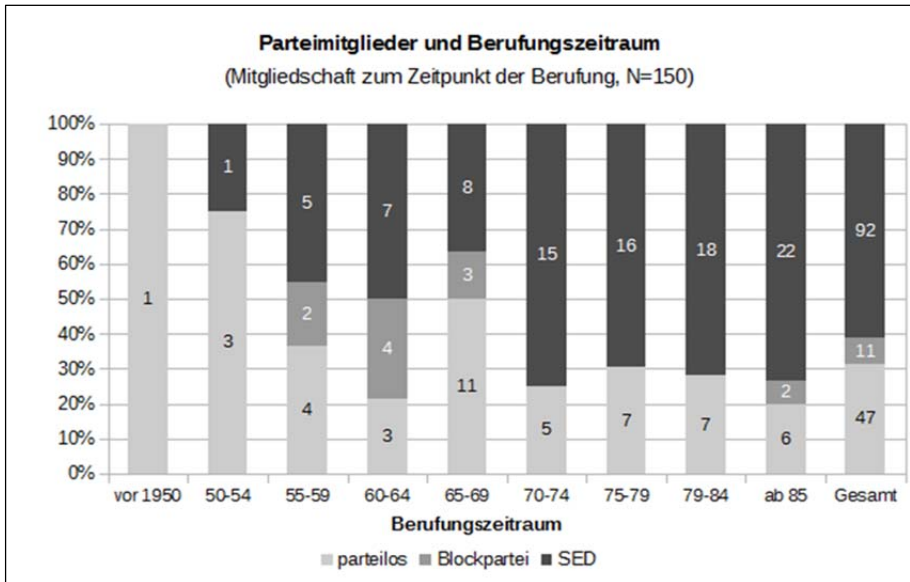


Abbildung 2:
Anteil der Parteimitglieder unter den Ordinarien in bestimmten Berufszeiträumen

Gibt es Unterschiede zwischen den Generationen und dem biographischen Zeitpunkt eines Parteibeitritts? Dass die Generation der „misstrauischen Patriarchen“ einem Eintritt in die SED zögerlich gegenüberstand, überrascht bei einem Blick auf deren

politische Vergangenheit vor 1945 nicht. Bei zwölf der insgesamt 30 Angehörigen dieses Generationszusammenhangs ist eine NSDAP-Mitgliedschaft nachweisbar. Nur zwei „misstrauische Patriarchen“ besaßen vor 1945 ein Parteibuch der KPD. Sie fanden später ihren Weg in die SED. Andere Parteizugehörigkeiten des politischen Spektrums der Weimarer Republik sind dagegen nicht bekannt.

Aufgrund der Tatsache, dass die Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED im Jahr 1946 erfolgte, war es den Angehörigen der Generation der „misstrauischen Patriarchen“ altersbedingt natürlich erst möglich, diesen Schritt in einer späteren Phase ihrer akademischen Karriere zu vollziehen. Die meisten von ihnen traten der SED noch vor der Habilitation bei. Einige der älteren „misstrauischen Patriarchen“ allerdings „verloren“ schon bald wieder ihr Parteibuch; sei es, weil sie ihre Mitgliedsbeiträge nicht zahlten und bei parteiinternen Revisionen aus der Mitgliederkarteien gelöscht wurden, sei es, weil persönliche Gründe für den Parteiaustritt angeführt wurden (Ernst 1997: 282).

Die SED-Mitglieder unter der „Aufbaugeneration“ traten der Partei mehrheitlich (51,1 %) bereits am Beginn ihrer akademischen Karriere, also vor und während des Studiums, bei. Dies könnte ein Indiz für die Gültigkeit der allgemeinen Charakterisierung dieses Generationszusammenhangs sein, d.h. das sich deren Angehörige eher mit den politischen und ideologischen Zielen der SED identifizieren konnten als die anderen Generationen der Medizinprofessoren. Die Angehörigen der „Funktionierenden Generation“ vollzogen diesen Schritt erst in einer späteren Phase ihrer beruflichen Entwicklung, nämlich in der zeitlichen Periode nach Abschluss der Promotion und vor der Berufung (53,9 %). Gerade dieser Generationszusammenhang wurde erst nach Einführung der 3. Hochschulreform berufen. Angesichts der eingangs skizzierten veränderten Berufsmodalitäten mussten sich die Angehörigen der „Funktionierenden Generation“ pragmatischen Überlegungen der Vor- und Nachteile einer SED-Mitgliedschaft für das eigene berufliche Fortkommen öffnen.

	misstrauische Patriarchen		funktionierende Generation 1935	
	1908 bis 1919 N=11	Aufbaugeneration 1920 bis 1934 N=45	bis 1949 N=39	Gesamt N=95
Eintritt in die SED				
vor dem Studium	0,0%	28,9%	20,5%	22,1%
vor Staatsexamen	0,0%	22,2%	18,0%	17,9%
vor Dissertation	18,2%	6,7%	2,6%	6,3%
vor Habilitation	54,6%	13,3%	25,6%	23,2%
vor 1. Dozentur	0,0%	17,8%	10,3%	12,6%
vor Berufung	18,2%	8,9%	18,0%	13,7%
nach Berufung	9,1%	2,2%	5,1%	4,2%

Tabelle 2: Zeitpunkt des Parteibeitritts in die SED im Generationenzusammenhang

Ein Blick auf die Parteimitgliedschaft allein reicht allerdings für die Beurteilung des politischen Organisationsverhaltens nicht aus, sondern der Fokus muss auch auf die „gesellschaftlichen Massenorganisationen“ gerichtet sein. Als „Transmissionsriemen“ der politischen und ideologischen Vorgaben der Partei erfüllten die Massenorganisationen im Herrschaftssystem des SED-Staates eine wichtige Funktion. Sie kanalisier-

ten die unterschiedlichen Interessenlagen der jeweiligen Bevölkerungsgruppe, federnden Widersprüche ab und wirkten wesentlich an der Organisation von Alltag und Freizeit mit (Schröder 1998: 416). Zudem bot die Mitgliedschaft in einer Massenorganisation für den Einzelnen die Möglichkeit, das von der SED geforderte Mindestmaß an Loyalität zu demonstrieren, ohne sich der strengen Parteidisziplin unterwerfen zu müssen.

Die Mehrheit der untersuchten Mediziner war drei oder vier Massenorganisationen beigetreten. Vereinzelt wurden sogar sieben Massenorganisationen aufgeführt. Vergleichende Aussagen über die Verhältnisse in der „Ära Ulbricht“ und der „Ära Honecker“ sind leider nicht möglich, da Ernst und Jessen den Massenorganisationen im Kontext des politischen Organisationsverhaltens keine Aufmerksamkeit schenken. Lediglich Christoph Lorke widmet sich in seiner in Auszügen veröffentlichten Staatsexamensarbeit über die Medizinische Akademie Magdeburg (MAM) diesem Aspekt. Demnach waren im Stichtag 1966 „insgesamt 91,6 Prozent der MAM-Hochschullehrer Mitglied im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB), gefolgt von der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF, 62,5 %), dem Kulturbund (33,3 %), der Freien Deutschen Jugend (FDJ, 29,6 %) sowie dem Deutschen Turn- und Sportbund (DTSB, 12,5 %)“ (Lorke 2011: 352).

Diese Zahlenverhältnisse spiegeln sich auch im vorliegenden Sample wider. Allerdings war noch eine weitere DDR-Massenorganisation für Hochschulmediziner besonders attraktiv, die Lorke in seiner Untersuchung nicht aufführt. Im Deutschen Roten Kreuz (DRK), das sich 1952 wieder in der DDR gründete, waren 15,6 Prozent der untersuchten Medizinprofessoren Mitglied. Das DRK nahm damit nach dem FDGB, der DSF und der FDJ den vierten Rang ein und lag damit noch vor dem Kulturbund.

Die Haltung der einzelnen Generationen von Medizinprofessoren gegenüber den Massenorganisationen soll am Beispiel des FDGB eingehender dargestellt werden. Die Einheitsgewerkschaft war die größte und mitgliederstärkste DDR-Massenorganisation, da sie nicht nur bei der Vergabe von Ferienplätzen, sondern auch von Kindergartenplätzen und Wohnungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen hatte. Trotz der „Attraktivität“ des FDGB hielt sich die Generation der „misstrauischen Patriarchen“ fern. Nur 56,7 Prozent von ihnen war Mitglied dagegen waren die Angehörigen der nachfolgenden Generationen zu 94 Prozent im FDGB präsent.

Im Gegensatz zu einer SED-Mitgliedschaft ist im Falle der Zugehörigkeit zum FDGB ein klarer Trend hin zu einem früheren Eintritt in der Generationenfolge zu beobachten. Da die Vertreter der Generation der „misstrauischen Patriarchen“ wie schon bei einer SED-Mitgliedschaft altersbedingt erst relativ spät in den FDGB eintreten konnten, werden im Folgenden nur die Angehörigen der „Aufbau-“ und der „Funktionierenden Generation“ miteinander verglichen. Die „Aufbaugeneration“ war zwar mit etwas über 50 Prozent mehrheitlich vor dem Ende ihres Studiums Mitglied im FDGB, in der „Funktionierenden Generation“ jedoch waren zu diesem Zeitpunkt bereits zwei Drittel in der Einheitsgewerkschaft organisiert. Weitere 20 Prozent von ihnen traten noch vor der Promotion und die restlichen ca. zwölf Prozent vor der Habilitation in den FDGB ein. Bei den Angehörigen der „Aufbaugeneration“ zeigt sich hingegen nach dem Abschluss des Medizinstudiums ein gewisser Nachzüglereffekt. Ein kleinerer Teil, 17 Prozent, trat dem FDGB zwischen Abschluss des Studiums

und Promotion bei; zwischen Promotion und Habilitation waren es nochmals 30 Prozent.

Offenbar war der „Funktionierenden Generation“ die Notwendigkeit, ein gewisses Maß an Systemnähe zu demonstrieren, durchaus bewusst. Mit dem Beitritt zu einer Massenorganisation wie dem FDGB wählte sie dafür frühzeitig einen weniger verbindlichen Weg als den über einen Beitritt zur SED. Erst als der Karriereverlauf in eine Richtung deutete, in der der Ruf auf einen medizinischen Lehrstuhl im Bereich des Möglichen lag, traten die Angehörigen der „Funktionierenden Generation“ auch in die SED ein.

2.3 Berufungsdauer und Systemloyalität

Von besonderem Interesse ist die Frage, ob das politische Organisationsverhalten, d.h. die Mitgliedschaft in der SED und/oder in den Massenorganisationen, tatsächlich den Weg zu einer Professur verkürzen konnte. Anna-Sabine Ernst zog in ihrer Untersuchung die Bilanz, dass „die Anwartschaften auf einen Lehrstuhl bei SED-Mitgliedern nicht signifikant kürzer als bei Parteilosens“ waren (Ernst 1999: 56). Aber wie waren die Verhältnisse in den späteren Jahren der DDR? Um diese Frage zu beantworten, wird in einem ersten Schritt die allgemeine Entwicklung der Berufungsdauer untersucht. In einem zweiten Schritt wird diese in Beziehung zum politischen Organisationsverhalten der Medizinprofessoren gesetzt.

Als Berufungsdauer wurde der zeitliche Abstand zwischen dem Studienende (Ablegen des Staatsexamens) und der ersten ordentlichen Professur definiert. Diese zentrale Messgröße betrug im gesamten Sample durchschnittlich 19,6 Jahre, bei einem Minimum von sechs und einer Maximaldauer von 35 Jahren. Des Weiteren wurden die Medizinprofessoren in verschiedene Berufszeiträume (1950-1959, 1960-1969, 1970-1979 und nach 1979) eingeteilt, um Unterschiede im historischen Verlauf erkennen zu können.

Die graphische Darstellung der Wartezeit bis zur Berufung in Form einer Überlebensfunktion zeigt Abbildung 2. Der hierfür verwendete Kaplan-Meier-Schätzer stellt die Wahrscheinlichkeit dar, dass eine der untersuchten Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt noch nicht berufen ist. Zur Ermittlung des Schätzers werden alle Berufungsdauern entsprechend ihrer Ereigniszeitpunkte geordnet (Blossfeld u.a. 2007). Da es sich bei allen Personen um Professoren handelt, liegt die Wahrscheinlichkeit am Ende des Untersuchungszeitraums bei null, da alle berufen wurden. Das bedeutet, dass im Verlaufe der Zeit, die Wahrscheinlichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt noch nicht berufen zu sein, immer weiter abnimmt. Gleichzeitig beginnen die Kurven der jeweiligen Berufszeiträume bei eins, was einer 100-prozentigen Wahrscheinlichkeit entspricht, nicht berufen zu sein, da der Beginn des Untersuchungszeitraums durch das Ende des Studiums markiert wird. Jede Stufe der aus dem Schätzer berechneten Kurve entspricht einer realisierten Berufungsdauer. Die Länge der Stufe wiederum deutet auf die Häufigkeit dieser spezifischen Dauer hin.

Die im Vergleich zu den anderen Berufungsjahrzehnten nach links verschobene Kurve der 1950er Jahre zeigt, dass die Dauer vom Ende des Studium bis zur ersten Berufung in dieser Zeit deutlich kürzer ausfiel. Der in den 1950er Jahren noch existierende gesamtdeutsche Arbeitsmarkt und der hohe Fachkräftemangel in der DDR sind als Ursache für diese Entwicklung zu nennen. Das Versprechen einer schnellen wissenschaftlichen Karriere konnte ein entscheidender Standortfaktor sein, um qualifi-

zierte Mediziner im Land zu halten oder auch aus Westdeutschland anzulocken. In den 1980er Jahren zeigt sich dagegen ein anderes Bild. Die gegenüber dem ersten Jahrzehnt deutlich nach rechts verschobene Kurve stellt die nun längeren Wartezeiten dar. Das ist ein Hinweis auf einen Karrierestau, der zu diesem Zeitpunkt auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen der DDR zu beobachten war. Die SED-Führung hatte in den 1950er Jahren das Kontingent an Studienplätzen in der Medizin ständig erhöht, so dass nun eine große Zahl qualifizierter Mediziner einer weiterhin nur begrenzten Zahl von Lehrstühlen gegenüberstand.

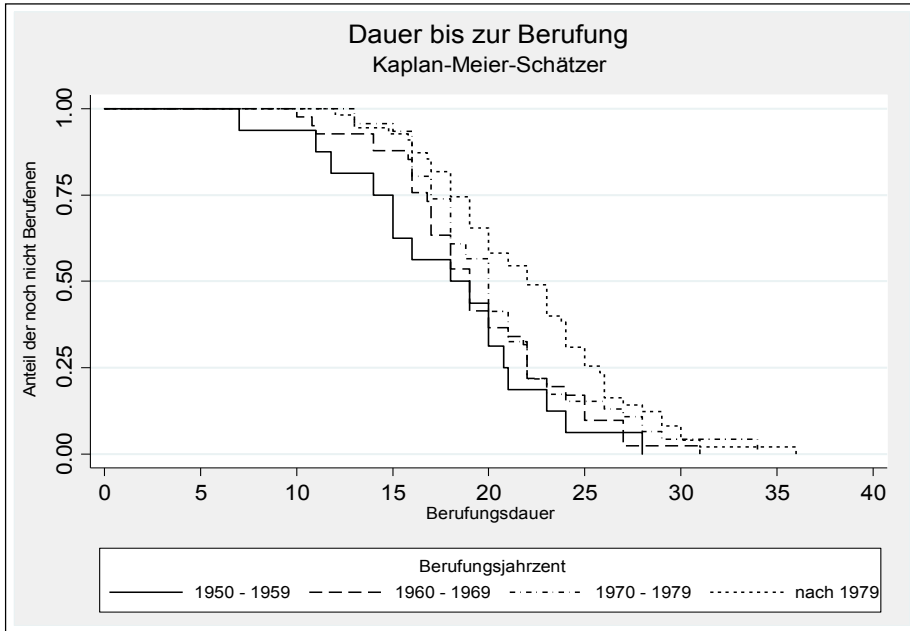


Abbildung 3:

Überlebensfunktion der Berufungsdauer in Abhängigkeit vom Berufszeitraum

Die Kurven der 1960er und 1970er Jahre sind weitgehend deckungsgleich. Sie zeigen jedoch, dass auch in diesem Zeitraum für viele zukünftige medizinische Ordinarien im Vergleich zu den 1950er Jahren die Dauer bis zur Berufung anstieg. Erst nach 18 bzw. 19 Jahren waren ca. 50 Prozent auf einen Lehrstuhl berufen worden. Im Durchschnitt sind sie damit zwar nicht weit von den Wartezeiten im davor liegenden Jahrzehnt entfernt, jedoch mussten mehr der angehenden Professoren eine entsprechende Zeit warten bis sie berufen wurden. Für die Verbliebenen war die weitere Wartezeit ähnlich der in den 1950er Jahren und somit trotz allem noch kürzer als für die in den 1980er Jahren Berufenen. Sowohl die minimal gemessene als auch die durchschnittliche sowie die maximale Zeit vom Ende des Medizinstudiums bis zur ersten Berufung waren im letzten Jahrzehnt des Bestehens der DDR länger als in den vorhergehenden Perioden.

Systemloyales Verhalten konnte in einem Eintritt in die SED oder eine der Massenorganisationen seinen Ausdruck finden (Mertens/Voigt 1999: 171). Aus Sicht der SED-Führung war eine passive Mitgliedschaft allerdings kein ausreichendes Kriteri-

um zur Demonstration politischer Loyalität; vielmehr wünschte sie aktives Engagement. Die Übernahme von Funktionen innerhalb der Partei- und Massenorganisationen, beispielsweise als Sekretär einer Grundorganisation oder als Vorsitzender einer Abteilungsgewerkschaftsleitung (AGL), waren sichtbare Formen machtkonformen Verhaltens im Sinne der SED (Solga 1995: 191). Deshalb wurden im Rahmen der Kollektivbiographie nicht nur die Mitgliedschaften in Parteien und Massenorganisationen, sondern auch die Funktionen, die die Medizinprofessoren in diesen innehatten, ermittelt.

Aus der Zahl der Mitgliedschaften und ausgeübten Funktionen wurde ein (summarischer) Index der Systemloyalität gebildet, in den die jeweilige Anzahl an Mitgliedschaften und Funktionen einging (siehe Tabelle 3). Eine SED-Mitgliedschaft wurde als besonders bedeutsam erachtet und floss daher mit dem Faktor zwei in den Index ein. Nach einer zusammenfassenden Transformation entstand schließlich ein vierstufiger Index. Die Stufe 0 (n=8, 5,2 %) umfasst Professoren, bei denen weder Mitgliedschaften noch Funktionen nachgewiesen werden konnten. Professoren, die Mitglieder von Massenorganisationen und/oder in einer Partei waren, aber keine Funktionen ausübten, sind in Stufe 1 (n=41, 26,8 %) erfasst. Stufe 2 (n=68, 44,4 %) und Stufe 3 (n=36, 23,5 %) differenzieren zwischen der Gruppe der Professoren, bei denen sowohl Mitgliedschaften in Parteien und Massenorganisationen als auch die Ausübung von Funktionen nachgewiesen sind. Dabei sind in Stufe 3 Personen vertreten, die sowohl Mitglied in der SED als auch in mindestens drei Massenorganisationen waren und Funktionen innehatten.

Um den Einfluss der Systemnähe auf die Berufungsdauer beurteilen zu können, wurden lineare Regressionsmodelle berechnet. Als weitere unabhängige Variablen sind die Art des medizinischen Fachgebietes (vorklinische, klinische und klinisch-theoretische Fächer), der Hochschulstandort und die soziale Herkunft in die Modelle integriert. Die Art des Fachgebietes fand Berücksichtigung, da sich in bivariaten Untersuchungen zeigte, dass zwischen diesen signifikante Unterschiede in den durchschnittlichen Berufungszeiten auftraten. Des Weiteren war zu vermuten, dass der Einfluss der SED auf die Berufungspolitik an den in der DDR gegründeten medizinischen Hochschuleinrichtungen stärker war als an den alteingesessenen Universitäten. Deshalb wurde der Ort der Berufung (Halle und Magdeburg) als unabhängige Variable ebenfalls aufgenommen.

Index Systemloyalität (gruppiert)	1. Berufung		Gesamt
	vor 1970	ab 1970	
Gesamt	54	99	153 ¹⁰
Stufe 0	14,8%	0,0%	5,2%
Stufe 1	55,6%	11,1%	26,8%
Stufe 2	24,1%	55,6%	44,4%
Stufe 3	5,6%	33,3%	23,5%

Tabelle 3: Index Systemloyalität und Berufszeitraum

¹⁰ Da neben der Systemloyalität noch das medizinische Fach, die Hochschule und die soziale Herkunft enthalten sind und es in diesen Variablen einige Personen mit fehlenden Angaben gibt, ist die Fallzahl in der Regression etwas kleiner (n=153) als im Sample (n=160).

Als Ergebnis dieser ersten Modelle ist festzuhalten, dass ein hohes Maß an systemkonformem Verhalten die Wartezeit auf eine ordentliche Professur signifikant verkürzte. Bei den in Stufe 3 erfassten Medizinprofessoren verringerte sich die Berufungsdauer gegenüber den Medizinerinnen, die sich nachweislich nicht im Sinne des Systems engagierten (Stufe 0), in Bezug auf den gesamten Untersuchungszeitraum um mehr als vier Jahre. Gleichzeitig konnte jedoch bei den Medizinprofessoren der Stufe 1 ein Einfluss der Systemloyalität auf deren Wartezeit auf eine Berufung nicht festgestellt werden.

Die eigentliche Frage der Untersuchung war jedoch, welche Folgen die Zäsur der 3. Hochschulreform auf das Verhältnis von Systemnähe und Berufungsdauer hatte. Als Stichjahr wurde das Jahr 1970 gewählt, weil zum einen Übergangsregelungen zwischen alter und neuer Berufsordnung ausliefen und zum anderen die Angehörigen der „Funktionierenden Generation“ erste Rufe erhielten. Vor dem Stichjahr 1970 wurden 54 (35,3 %) und ab diesem Zeitpunkt 99 Ordinarien (64,7 %) berufen. Die Ergebnisse der für beide Gruppen getrennt durchgeführten linearen Regressionen zeigt Tabelle 4.

	Modell 1 (vor 1970)	Modell 2 (ab 1970)	Modell 3 (vor 1970)
	Steigungskoeffizient b (Standardfehler)	Steigungskoeffizient b (Standardfehler)	Steigungskoeffizient b (Standardfehler)
N	54	99	46
Systemnähe: Stufe 0	Referenz	Entfällt, da nicht vorhanden	Nicht enthalten
Systemnähe: Stufe 1	0,71 (1,96)	Referenz	Referenz
Systemnähe: Stufe 2	-4,95* (2,10)	-3,75* (1,48)	-5,79*** (1,47)
Systemnähe: Stufe 3	-4,57 (3,23)	-6,78*** (1,56)	-4,59 (2,71)
Konstante	19,35*** (3,02)	27,43*** (1,99)	21,25*** (2,37)
R ²	0,373	0,244	0,426
R ² (adjusted)	0,261	0,185	0,320

* p<0,05; ** p<0,01; *** p<0,001

Modell 1: nur vor 1970 berufene Ordinarien; Modell 2: nur ab 1970 berufene Ordinarien; Modell 3: nur vor 1970 berufene Ordinarien, die entsprechend der Definition mindestens eine Systemnähe von Stufe 1 hatten.

Kontrollvariablen: Art des Faches (klinische Fächer, klinisch-theoretische Fächer, vorklinische Fächer), Hochschule (MLU, MAM), soziale Herkunft (Arbeiter, Angestellte, Gewerbetreibende, Beamte, Akademiker).

Tabelle 4: Lineare Regression der Berufungsdauer, getrennt für die Berufsperioden bis 1970 und ab 1970

Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass in beiden Perioden eine größere Nähe zum System mit einer kürzeren Berufungsdauer einherging. Für diejenigen Medizinprofessoren, die vor 1970 einen Ruf erhielten, reichte indes ein geringeres Maß an Systemloyalität aus, um ihre Karriere zu beschleunigen. Gegenüber Professoren der Stufe 0, bei denen eine Nähe zur DDR nicht bekannt war, genügte beispielsweise schon ein Beitritt in die SED und in die mitgliederstärksten Massenorganisationen, wie etwa dem FDGB und der DSF, um die Zeit bis zur Berufung signifikant zu verkürzen, um durchschnittlich fünf Jahre ($b=-4,9$; $p<0,05$). Ein höheres Maß an Systemloyalität (Stufe 3) ging dagegen nicht mit einer signifikanten Verringerung der Wartezeit auf einen medizinischen Lehrstuhl einher ($b=-4,6$; $p>0,1$).

Da unter den vor der 3. Hochschulreform auf einen Lehrstuhl Berufenen die Anzahl der Systemfernen mit acht Professoren sehr gering ausfiel, wurde zusätzlich ein Modell geschätzt (siehe Modell 3 in Tabelle 4), in dem diese Personen nicht enthalten sind. Diese Vorgehensweise ermöglicht einen besseren Vergleich mit der Gruppe der ab 1970 Berufenen (siehe Modell 2 in Tabelle 4), von denen sich kein Medizinprofessor mehr vom System fern hielt. Demgemäß stellt Stufe 1 die Referenzkategorie dar. Auch hier zeigte sich, dass ein gewisses Maß an Systemloyalität (Stufe 2) eine signifikante Verkürzung ($b=-5,8$; $p<0,001$) der Berufungsdauer bewirkte, ohne dass dieser Effekt jedoch für die Professoren der Stufe 3 nachweisbar ist. Eine weitere Steigerung des positiven Effekts der Systemnähe durch ein größeres Maß an Engagement ist demnach nicht feststellbar. Hier mag der Einfluss der konservativen Medizinprofessoren auf die Berufungspolitik noch wirksam gewesen sein.

Das oben beschriebene geringe Maß an Systemloyalität reichte allerdings ab den 1970er Jahren, also nach Einführung der 3. Hochschulreform, nicht mehr aus. In der Stichprobe der nach 1970 berufenen Medizinprofessoren fehlen Personen, die sich im Sinne der hier verwendeten Definition vom System fernhielten. Offenbar bedurfte es in den späteren Jahren der DDR eines größeren Engagements, um sich von der starken Konkurrenz um einen freien Lehrstuhl abzusetzen. In dieser Periode weisen die in Stufe 2 erfassten Medizinprofessoren eine signifikant kürzere Berufungsdauer ($b=-3,7$; $p<0,05$) gegenüber denjenigen, die lediglich Mitglieder waren, auf. Im Gegensatz zum Zeitraum bis 1970 ist nun auch für die Ordinarien der Stufe 3, die das höchste Maß an Systemloyalität aufwiesen, eine zusätzliche Verkürzung der Berufungsdauer ($b=-6,8$; $p<0,001$) nachweisbar.

Ein offenes Bekenntnis zum SED-Staat und ein aktives Engagement wirkten sich deutlich karrierefördernd aus. Der Einfluss systemferner und konservativer Medizinprofessoren auf die Berufungspolitik war mit Beginn der „Ära Honecker“ zugunsten der SED endgültig zurückgedrängt worden.

3. Resümee

Welche Kontinuitäten und Brüche zeigt nun die vorliegende kollektivbiographische Untersuchung der Professoren der Medizin in der DDR im Vergleich mit den Ergebnissen von Anna-Sabine Ernst auf?

Die soziale Herkunft der Medizinprofessoren in der „Ära Honecker“ weist deutliche Unterschiede zu denen der „Ära Ulbricht“ auf. Betrug der Anteil der aus der Arbeiterschaft stammenden Mediziner bei Ernst nur 1,7 Prozent, stammten in der „Ära Honecker“ bereits 16,1 Prozent aus dem Arbeitermilieu. Das Verdikt einer „Entbür-

gerlichung, aber keine(r) Proletarisierung“ der ostdeutschen Hochschullehrerschaft verlor offenbar seine Gültigkeit (Jessen 1999: 380), auch wenn die Proletarisierung der medizinischen Hochschullehrer sicherlich nicht das von der SED gewünschte Ausmaß erreichte. Da vergleichende Untersuchungen über die DDR-Hochschullehrer anderer Disziplinen für diesen Zeitraum fehlen, ist es schwierig zu beurteilen, ob diese Proletarisierung auf die strukturellen Eingriffe der SED in das Bildungssystem zurückzuführen ist oder einen allgemeinen Trend widerspiegelt, der auch in anderen industrialisierten Gesellschaften zu beobachten ist.

Hinsichtlich des politischen Organisationsverhaltens unterschieden sich die von Ernst und von uns untersuchten Medizinprofessoren ebenfalls voneinander. Sah der medizinische Nachwuchs in den 1950er Jahren das Parteibuch der SED keinesfalls als „ein sicheres Ticket der akademischen Karriere“ an (Ernst 1999: 55), vertrauten junge Dozenten und Oberärzte in den späteren Jahren offenbar nicht mehr allein auf ihr fachliches Können, sondern setzten auch auf die karrierefördernde Wirkung eines systemloyalen Verhaltens. Diese Aussage gilt insbesondere für die Angehörigen der „Funktionierenden Generation“, die sich erst zu einem Zeitpunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere für die SED und einem verstärkten Engagement in den Massenorganisationen entschieden, als eine Berufung durchaus im Bereich des Möglichen lag.

Das größere Ausmaß systemloyalen Verhaltens unter den Professoren der Medizin in der „Ära Honecker“ ist jedoch nicht allein einem Generationswechsel geschuldet. Vielmehr wirkten auch die neuen Berufungsmodalitäten der 3. Hochschulreform zu Beginn der 1970er Jahre als Katalysator. Unter den nach 1970 berufenen Medizinprofessoren befindet sich keine Person, die nicht ein Mindestmaß an systemloyalem Verhalten zeigte, sei es durch den Beitritt in die Partei oder eine Massenorganisation, sei es durch die Übernahme von Funktionen. Den beschleunigenden Effekt eines im Sinne der SED-Führung richtigen politischen Organisationsverhaltens für die Berufung auf einen medizinischen Lehrstuhl hat vorliegende kollektivbiographische Untersuchung aufgezeigt. Gleichwohl kann eine kollektivbiographische Analyse keine abschließende Antwort auf die Frage geben, ob das politische Organisationsverhalten letztlich auf Pragmatismus und Opportunismus oder vielleicht nicht doch auf Überzeugung beruhte. Die Medizinprofessoren in der „Ära Honecker“ jedenfalls waren weder „Beamte des sozialistischen Staates“ noch die letzten Hüter einer „konservativen Bastion“.

LITERATUR

- Ahbe, Thomas und Rainer Gries (2006): Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands. Ein Überblick. In: Berliner Debatte INITIAL, Heft 4, 90-109.
- Buddrus, Michael (1993): Die doppelt betrogene Generation. Aspekte der Jugendgeschichte und der Jugendpolitik in der SBZ/DDR (1945-1952). In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung, 265-297.
- Blossfeld, Hans-Peter, Katrin Golsch und Götz Rohwer (2007): Event history analysis with Stata. New York: Psychology Press.
- Ernst, Anna-Sabine (1999): Hochschullehrer der Medizin in der DDR. In: BIOS, Jg. 12, Heft 1, 50-57.
- Ernst, Anna-Sabine (1997): „Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus“. Ärzte und medizinische Hochschullehrer in der SBZ/DDR 1945-1961, Münster u.a.
- Gallus, Alexander (2005): Biographik und Zeitgeschichte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 01/02 (<http://www.bpb.de/publikationen/249NFW.html>).

- Harders, Levke und Veronika Lipphardt (2006): Kollektivbiographie in der Wissenschaftsgeschichte als qualitative und problemorientierte Methode. In: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte*, 13, 81-90.
- Hübner, Peter (1996): Arbeiterklasse als Inszenierung? Arbeiter und Gesellschaftspolitik in der SBZ/DDR. In: Richard Bessel (Hg.): *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*, Göttingen, 197-223.
- Jessen, Ralph (1999): Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära, Göttingen.
- Lorke, Christoph (2011): „Bindekräfte“ des Systems? Zum Verhalten von Hochschullehrern in den 1960er Jahren. Das Beispiel der Medizinischen Akademie Magdeburg. In: *Deutschland Archiv*, Jg. 44, Heft 3, 347-354.
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen. In: Karl Mannheim: *Wissenssoziologie*, hg. von Wolff, Kurt H., Neuwied, Berlin, 508-565.
- Mertens, Lothar und Dieter Voigt (1999): Soziale Herkunft und Selbstrekrutierung der promovierten Intelligenz in der DDR. In: Stefan Hornbostel (Hg.): *Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR*, Opladen, 163-175.
- Müller, Klaus-Dieter (1997): Konservative Bastion an den Hochschulen? Die SED und die Medizinischen Fakultäten/Medizinischen Akademien in der DDR. In: *hochschule ost*, Jg. 2, 39-51.
- Niethammer, Lutz (1994): Erfahrungen und Strukturen. Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR. In: Hartmut Kaelble u.a. (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, 95-118.
- Schröder, Klaus (1998): *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR*. München.
- Solga, Heike (1995): *Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR*. Berlin.
- Stone, Lawrence (1976): Prosopographie – englische Erfahrungen, in: Konrad Jarausch (Hg.): *Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Probleme und Möglichkeiten*, Düsseldorf, 64-97.
- Wilhelm, Heinz Schröder (2011): Kollektivbiographie: Spurensuche, Gegenstand, Forschungsstrategie. In: ders.: *Kollektivbiographie als interdisziplinäre Methode in der Historischen Sozialforschung: Eine persönliche Retrospektive*, Köln, 74-152.
- Wierling, Dorothee (2000): Erzieher und Erzogene. Zu Generationsprofilen in der DDR der 60er Jahre. In: Axel Schildt u.a. (Hg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften*. Hamburg, 624-641.
- Zwahr, Hartmut (1994): Umbruch durch Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. Mit Exkursen zu Ausreise und Flucht sowie einer ostdeutschen Generationenübersicht. In: Hartmut Kaelble u.a. (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, 426-465.

Kanada, die Vereinigten Staaten und die Wiedervereinigung Deutschlands

Alexander von Plato

Zusammenfassung

Die durchaus unterschiedliche Politik der beiden nordamerikanischen Staaten zur Wiedervereinigung 1989/90 wird vorgestellt und miteinander verglichen, auch im Verhältnis zur sowjetischen Politik. Dabei geht es unter anderem um die Widersprüche zwischen der kanadischen Regierung und dem Auswärtigen Ausschuss des kanadischen Parlaments. Letzterer hätte eine neue europäische Sicherheitsstruktur statt Warschauer Vertrag und NATO unter Einschluss der Sowjetunion und der beiden Nordamerikanischen Staaten bevorzugt. Zugleich wird der Wert von Interviews mit hochrangigen Personen aus Politik und Opposition untersucht.

Vorbemerkung

Als ich begann, Politiker und Diplomaten zur Wiedervereinigung Deutschlands zu befragen, war ich sehr skeptisch. Diese Personen waren gewohnt, nahm ich nicht zu Unrecht an, mit Journalisten umzugehen und sie bewusst für die öffentliche Darstellung ihrer Politik oder ihrer eigenen Rolle zu nutzen. Oder sie fühlten sich qua Beruf – zumindest Diplomaten – zur Vorsicht verpflichtet, was die Weitergabe von Informationen, die Beurteilung von Politikern oder einer bestimmten Politik betrifft. Überdies würden sich die meisten Politiker und Diplomaten¹ nur in einem Experteninterview zu politischen Fragen befragen lassen, wären aber wohl kaum bereit zu langen lebensgeschichtlichen Interviews, in denen meiner Erfahrung nach Widersprüche, Selbstlegitimationen oder Verschweigungsversuche deutlicher werden. Alle diese Annahmen waren natürlich nicht falsch, aber sie waren, wie sich herausstellen sollte, nicht die ganze Wahrheit.

Dieser Artikel beruht auf Forschungen zur Wiedervereinigung; dafür befragte ich seit 1999 – parallel zur Durchsicht der einschlägigen Akten – über einhundert hohe Politiker der in den Prozess der Wiedervereinigung involvierten Länder, darunter auch US-amerikanische, sowie Angehörige von oppositionellen Gruppen in der DDR. In den Jahren 2012 bis 2014 führte ich zusammen mit Studierenden der Universität von Winnipeg (Kanada) Forschungen über die kanadische Politik zur Wiedervereinigung durch (Brglez/von Plato et al. 2015). Letztere beruhen auf Akten des *Federal*

¹ Ich benutze die männliche Form, vor allem deshalb, weil es sich hier um männlich dominierte Gruppen handelt; wenn dennoch eine Frau befragt wurde, wie im Falle Condoleezza Rice, wird dies deutlich gemacht.

Archive in Ottawa und auf elf Interviews mit führenden kanadischen Diplomaten und Politikern.

Nordamerikanische Politik im Kalten Krieg

Sowohl die Literatur als auch die Interviews sowie die Akten zeigen: Während der 1950er und 1960er Jahre stand die kanadische Regierung an der Seite der NATO und der Vereinigten Staaten gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten. Die 1970er- und die frühen 1980er-Jahre jedoch waren nicht die besten in der Geschichte der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada. Es gab grundlegende Differenzen zwischen den Regierungen und insbesondere zwischen den Regierungschefs. Der kanadische Premierminister Pierre Trudeau unterstützte nicht die Politik des Kalten Krieges der USA, speziell nicht jene unter Präsident Ronald Reagan, ebenso wenig wie die der britischen Premierministerin Margaret Thatcher. Mit Frankreich gab es Spannungen wegen der Unterstützung der Unabhängigkeitsbewegung in Quebec durch Präsident de Gaulle.² Obwohl Kanada ein langjähriges Mitglied der NATO war, kritisierte die Regierung Trudeau die Aufrüstungspolitik Reagans, insbesondere die nukleare Aufrüstung, und versuchte gleichzeitig, die Spannungen zwischen Ost und West, vornehmlich gegenüber der Sowjetunion und China, zu reduzieren (Kshyk 2015, Spence 2015, Zalewski/von Plato 2015). Trudeau nannte seine Politik „Friedensinitiative“. Er hatte die Beziehungen zu China normalisiert, noch bevor die USA dies taten.

Trudeaus Regierung verfolgte damit eine Entspannungspolitik ähnlich der des schwedischen Regierungschefs Olof Palme oder des deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt. Es gab allerdings einen fundamentalen Unterschied zwischen der deutschen und der kanadischen Entspannungspolitik: Die deutsche Entspannungspolitik hatte nicht nur das Ziel, die Spannungen zwischen Ost und West abzubauen, sondern auch das Ziel, die deutsche Frage zu lösen. Sie hoffte, durch die Reduktion der Konflikte mit der Sowjetunion auch die Auseinanderentwicklung zwischen den beiden Teilen Deutschlands aufzuhalten und bessere Bedingungen für eine Vereinigung zu erreichen (der Slogan lautete „Annäherung durch Wandel“). Demgegenüber war für die US-amerikanische Diplomatie das hauptsächliche Ziel, die Sowjetunion in ihrem Einfluss in der Welt und besonders in Europa zu beschränken – in dieser Politik der USA bekam die Wiedervereinigung allerdings eine besondere Bedeutung.

Trudeaus Regierung verbesserte nicht nur die kanadischen Beziehungen zur Sowjetunion und zur Volksrepublik China, sondern auch zu Staaten der Dritten Welt bzw. zu Staaten, die sich als unabhängige zusammengeschlossen hatten, so auch Kuba unter Fidel Castro. Der kanadische Premierminister besuchte Kuba im Jahr 1976 (Wright 2007), und Castro und Trudeau sollen wirkliche Freunde geworden sein (Castro flog auch zur Beerdigung von Trudeau nach Kanada im Jahr 2000). Die USA dagegen versuchten seit 1961, Kuba durch ein restriktives und weitgehendes Embargo in ein ökonomisches Desaster zu treiben. Trudeau opponierte gegen diese Politik.

Die meisten kanadischen Diplomaten, die von Studierenden und mir zwischen 2012 und 2014 befragt wurden, klagten darüber, dass die USA die kanadischen

2 Frankreich unterstützte die frankophone Bewegung für ein unabhängiges Quebec. Präsident de Gaulle musste seinen Aufenthalt in Kanada 1967 abbrechen, nachdem er seine berühmten Worte in die demonstrierende Menge gerufen hatte: „Vive le Québec libre!“ Vgl. Kotowicz/von Plato 2015: 89 ff.

Regierungen als kleinere Brüder behandelt hätten, welche die amerikanische Politik gegen die Sowjetunion zu unterstützen hätten. Aber manchmal verließ der kleine Bruder diese gemeinsame Linie und störte die US-Politik. Einige Befragte betonten, dass es zwischen der US-amerikanischen und der kanadischen Diplomatie immer einen Kampf um die Anerkennung des kanadischen Einflusses in globalen Angelegenheiten gegeben habe. Einer dieser Interviewpartner ist Robert Fowler, ein hoher Diplomat, der unter verschiedenen kanadischen Regierungen von Pierre Trudeau bis Jean Chrétien diente und zeitweilig stellvertretender Verteidigungsminister war. Ihm zufolge wurde Kanada von den US-Amerikanern in die Rolle eines Zuschauers der Weltpolitik gedrängt. Seiner Meinung nach hat Kanada selbst zu wenig getan, um sich in der Weltpolitik ins Spiel zu bringen. Das habe bereits mit den Verhandlungen am Ende und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen. Kanada sei von diesen Verhandlungen in Teheran, Jalta und Potsdam ausgeschlossen worden, obwohl es ein wichtiger Verbündeter war und Tausende von Soldaten im Zweiten Weltkrieg verloren hatte. Als 1945 die UN-Charta geschrieben wurde, warb Kanada für Frankreich als ständiges Mitglied des UN-Sicherheitsrates und nicht für sich. Eine andere Geschichte betraf die Mitgliedschaft Kanadas bei den G7-Treffen. Die kanadische Regierung war tief verärgert, als sie nicht zum ersten G7-Treffen eingeladen worden war, woraufhin sie sich bei Präsident Ford direkt beschwerte. Das wirkte: Kanada wurde G7-Mitglied (vgl. Interview: Bob Fowler).

Im Mai 1979 verloren die Liberalen unter Pierre Trudeau die Wahlen zum kanadischen Parlament, und Joe Clark, Führer der *Progressive Conservative Party*, wurde Premierminister. Aber nur sieben Monate später verlor Clark sein Amt durch ein Misstrauensvotum. Nach den Bundeswahlen im Februar 1980 kehrte Trudeau als Premierminister zurück bis zu den Wahlen 1984, als seine Liberalen von den Progressiv-Konservativen deutlich geschlagen wurden – dieses Mal unter Brian Mulroney, der dann auch Premierminister wurde.

Etwas früher – im Jahr 1981 – hatten Ronald Reagan und die Republikaner die Wahlen in den USA gewonnen. Er und sein Nachfolger im Präsidentenamt, George Bush senior, pflegten wesentlich bessere Beziehungen zu Mulroney, der die Wahlen vor allem wegen seiner programmatischen Aussagen über eine Verbesserung der kanadischen Beziehungen zu den USA gewonnen hatte. Das Hauptergebnis dieser neuen Beziehungen war die Schaffung eines *North American Free Trade Agreement* (NAFTA) und die *Goods and Services Tax*. Kanada soll dafür gesorgt haben, dass auch Mexiko in das NAFTA einbezogen wurde (Cameron/Tomlin 2000).

Wie einige unserer Interviewpartner betonten, hatten kanadische Diplomaten die US-Amerikaner zu ermutigen versucht, sich bei dem Gipfel mit Gorbatschow 1986 in Reykjavik enger mit der sowjetischen Führung zusammenzuschließen. Reagan verfolgte jedoch ganz im Gegensatz zu der kanadischen Diplomatie weiterhin seine scharfe Aufrüstungspolitik, sogar noch kurz vor Reykjavik.

Robert Fowler meinte, Reagan habe die *Peace Initiative* von Trudeau als inkonsequent und inkonsistent abgelehnt. Aber nur „18 Monate später (in Reykjavik), sagte Reagan Dinge, die der *Peace Initiative* sehr ähnlich waren (...) Ich hatte das Gefühl, dass die Amerikaner immer an erster Stelle sein wollten, um zu zeigen, dass sie die Weltpolitik ändern und nicht die Kanadier.“ Es schien Fowler, als ob sich die Amerikaner den Kanadiern in allen Belangen der internationalen Politik überlegen fühlten. Fowler erklärte, dass der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl über Trudeaus *Peace*

Initiative“ ebenso wie Reagan gedacht und von den „albernen kleinen Kanadiern“ gesprochen habe (Interview: Bob Fowler).

Die Wiedervereinigungspolitik der USA unter George Bush senior

Die Regierung der Vereinigten Staaten unter Präsident Bush hatte eine klare und durchgängige Strategie zur Wiedervereinigung Deutschlands. Ihr Ausgangspunkt war – so der Sicherheitschef Bushs, Brent Scowcroft³ –, den wachsenden Einfluss der Sowjetunion unter dem Generalsekretär Michail S. Gorbatschow in Europa zurückdrängen (Interview: Brent Scowcroft). Man wollte – um die neue Strategie grob zusammenzufassen – Gorbatschows populäre Idee eines „Europäischen Hauses“ beim Wort nehmen, aber in Erweiterung der Idee Gorbatschows ein Europa bauen, in dem sich jeder „frei von Raum zu Raum bewegen“ kann. Das heißt: ein Europa ohne die Grenze des Kalten Krieges durch Deutschland und in Berlin; ohne die Diktaturen oder undemokratischen Beschränkungen in Ostmittel- und Osteuropa. Die Bundesrepublik Deutschland sollte *partner in leadership* werden – eine Rolle, die bis dahin Großbritannien eingenommen hatte. Die neue Strategie wurde von Bush bereits auf dem NATO-Treffen zum 40. Jubiläum dieses Bündnisses Ende Mai 1989 in Brüssel und wenige Tage später in Bonn bzw. in der Mainzer Rheingoldhalle vorgestellt. Bush sagte dort, Ziel des Westens sei es gewesen, „ein ungeteiltes und freies Europa zu schaffen (...) Für die Gründerväter des Bündnisses [der NATO] war diese Hoffnung ein ferner Traum. Jetzt ist diese Hoffnung die neue Aufgabe der NATO (...) Der Kalte Krieg begann mit der Teilung Europas. Er kann nur beendet werden, wenn die Teilung Europas aufgehoben wird.“ In Berlin müsse der Anfang gemacht werden (Zelikow/Rice 1997: 67; von Plato 2009: 22.).

Um diese Politik durchsetzen zu können, sollte die NATO als einziger politischer Anker der USA in Europa – in der KSZE war der Einfluss der Länder unter sowjetischer Hegemonie zu groß – einen politischeren Charakter bekommen (Interview: Condoleeza Rice). Kurz zusammengefasst besagte das Programm: Wiedervereinigung ja, aber (1) friedlich und Schritt für Schritt, (2) bei Anerkennung der bestehenden Grenzen in Europa, (3) in Selbstbestimmung und (4) unter dem Dach der NATO.

Bush nahm diese vier Punkte in Washington Ende November 1989 wieder auf, einen Tag nach Kohls Zehn-Punkte-Plan vom 28. November. Einige Tage später wiederholte er sie in Brüssel. Damit unterstützte und ergänzte er Kohls „Zehn Punkte“, um nicht von einer Korrektur zu sprechen, denn Kohl hatte die Grenzen, insbesondere zu Polen, ebenso wenig wie die NATO erwähnt. Ersteres sollte ihm noch viel Kritik einbringen und die Polen verärgern; die NATO nicht anzusprechen, dürfte der Sorge entsprungen sein, Gorbatschow zu überfordern. Aber auch so war Gorbatschows Reaktion auf die „Zehn Punkte“ wie die der meisten europäischen Regierungen negativ. Außenminister Genscher sollte das am 5. Dezember 1989 bei seinem Besuch in Moskau zu spüren bekommen, als Gorbatschow und der sowjetische Außenminister Kohl scharf kritisierten („Nicht einmal Hitler hätte sich das erlaubt!“, so Schewardnadse) (von Plato 2009: 125 ff.; Interview: Hans-Dietrich Genscher).

3 General Scowcroft und sein Mitarbeiter Bob Zoellick waren wesentlich an der Ausarbeitung und Durchsetzung der Strategie zur Wiedervereinigung Deutschlands beteiligt. Siehe dazu auch von Plato 2009: 21.

Die Wiedervereinigung war das Hauptziel der Politik Kohls, und zwar in Bindung an den Westen, jedenfalls nicht in Neutralität, während die Deutschlandpolitik der Regierung unter Bush senior eingebettet war in eine Politik der Zurückdrängung des Einflusses der Sowjetunion in Europa und eine Stärkung der Rolle, auch der politischen Rolle der NATO. Für die historische Situation 1989/1990 fielen die Interessen der USA unter Bush und die Deutschlands unter Kohl zusammen; beider Politik setzte sich in ihrem Sinn durch.

Kanadas Rolle(n) 1989–1995

Unterstützung Bushs und Kohls durch die kanadische Regierung

Welche Rolle spielte Kanada in der politischen Entwicklung hin zur Wiedervereinigung und zur Erweiterung der NATO? Auf den ersten Blick, wenn man nur auf die Regierungsebene schaut, gehörte Kanada zu den durchgängigen Unterstützern der Politik Bushs und Kohls. Der deutsche Bundeskanzler hat den kanadischen Premier Mulroney als einen der „zuverlässigsten Freunde“ bezeichnet. Das berichtete der kanadische Diplomat und Politologe Paul Heinbecker unter anderem im Interview mit Karen Brglez, Chris Clements und mir am 21. Januar 2013 in Ottawa. Auch der kanadische Außenminister Clark vertrat diese Politik.

Auf den zweiten Blick, vor allem nach Gesprächen mit kanadischen Diplomaten und nach der Lektüre einschlägiger Dokumente des Auswärtigen Ausschusses des kanadischen Parlaments, ergeben sich einige Differenzierungen.

Diplomatische Blicke

Der Diplomat John Noble war einer der Hauptorganisatoren der *Open Skies Conference* in Ottawa im Februar 1990, auf der der Zwei-plus-Vier-Prozess mit den Verhandlungen über die äußeren Bedingungen der Wiedervereinigung Deutschlands in Gang gesetzt wurde. Noble überbrachte auch die ersten Willkommensgrüße, da sich Premier Mulroney verspätete. Wir fragten Noble und andere kanadische Diplomaten, ob Kanada, das nicht unmittelbar an den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen beteiligt war, dort eine stärkere Rolle hätte spielen sollen und können. Die Außenminister von Italien und den Niederlanden hatten sich in Ottawa gegen den „exklusiven Klub“ ausgesprochen und wollten mehr Beteiligung der anderen europäischen Länder, da die Vereinigung Deutschlands eine Sache sei, die ganz Europa angehe. Der deutsche Außenminister Hans-Dietrich Genscher sprach sich ziemlich harsch dagegen aus: „You are out of the game!“⁴ (von Plato 2009, 125 ff.; Interview Hans-Dietrich Genscher 2001)

Die kanadische Regierung, die sich zuvor als Sprecher der „Mittelmächte“ gesehen hatte, ließ es dabei ebenso wie die italienische oder holländische. John Noble:

4 Diese Äußerung ist vielfach überliefert worden, z. B. von James Baker (1996) und Hans-Dietrich Genscher (1995) in ihren Memoiren oder auch in den Interviews mit mir. Baker betonte in diesem Gespräch, dass er sehr beeindruckt war von Genschers smartem Auftreten. Siehe dazu von Plato 2009: 282 ff. Auch Paul Heinbecker (2010) spielt darauf mit seinem Buchtitel *Getting back in the Game* an.

Well, well, I don't think we tried very hard. Joe Clark was not that interested in Europe. Up until the time I took over as Director General of International Security he had a tendency to avoid NATO meetings (Interview: John Noble).

Noble berichtete, dass es verschiedene Ansichten über die Rolle Kanadas in den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen gegeben habe, aber Außenminister Clark sei nicht wirklich an europäischen (!) Fragen interessiert gewesen. Er – Noble – glaube jedoch nicht, dass Kanada eine gewichtigere Rolle im Zwei-plus-Vier-Prozess hätte spielen können (Interview: John Noble). Fowler erklärte demgegenüber, es sei eine „Schande, dass Kanada nur die Rolle eines *housekeepers*“ gespielt habe (Interview: Bob Fowler).

Kanada sah sich selbst als eine „Mittelmacht“, hatte Truppen in Deutschland (auch noch 1989), gehörte zu den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges, war Mitglied der NATO und war über alle Arktisfragen⁵ mit den strategischen Problemen der NATO-Staaten verbunden. So erklärten die Mitglieder einer kanadisch-parlamentarischen Besuchsgruppe des Auswärtigen Ausschusses des kanadischen *House of Commons*, an der auch mehrere unserer Interviewpartner teilnahmen:

Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Information, die wir während unseres Besuches in der Sowjetunion (im Frühjahr 1990) über die Verlegung der Atomwaffenversuche hörten, schockten uns tief und erinnerten uns an unsere geografischen und umweltpolitischen Verflechtungen.⁶

Auf diesen Bericht der Besuchergruppe des Auswärtigen Ausschusses machte uns der Interviewpartner Bill Blaikie aufmerksam, der bis heute Ansichten vertritt, die in diesem Text 1990 vertreten worden waren (Interview: Bill Blaikie). Im Federal Archive in Ottawa hatte man uns diesen Bericht nicht geben können, aber Blaikie hatte selbst noch ein Exemplar.⁷

Bill Blaikie war Mitglied des *House of Commons* und führend in der *New Democratic Party* sowie Minister in Manitoba. Er hatte eine Reihe von Reden im Parlament gegen die Politik von Bundeskanzler Kohl wegen dessen Haltung in der Frage der polnisch-deutschen Grenze gehalten. Zusammen mit seinem Parlamentskollegen Jesse Flis legte Blaikie 1990 dem Parlament Petitionen zugunsten der bestehenden Oder-Neiße-Linie und gegen Kohl vor, der die endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutsch-polnische Grenze auf die erste Sitzung des gesamtdeutschen Parlaments verschieben wollte.⁸ Deutschland solle diese existierende Grenze sofort anerkennen. Blaikie pflegte enge Beziehungen zu dem *Polish Canadian Congress*, der einflussreichen Organisation der polnischen Einwanderer nach Kanada.

5 Kanada führte mit der Sowjetunion (und den USA) Verhandlungen unter anderem über Einflussphären rund um die Arktis, über nördliche Seewege und Zugänge sowie über die Nutzung der Arktis auch als nukleares Übungs- und Entsorgungsfeld.

6 Report of the Committee's Visit to the Soviet Union and the Germanies, April 20 – May 5, 1990, edited by the Standing Committee on External Affairs and International Trade in June 1990, 2 f. (zukünftig „Report“).

7 Es passiert nicht selten in Oral-History-Arbeiten, dass wir von unseren Interviewpartnern ansonsten nicht mehr zugängliches Material erhalten.

8 Canada. House of Commons. (Hansard) 34th Parliament, w session, June 27, 1990, 2.

Die Haltung des Auswärtigen Ausschusses des kanadischen Parlaments

Im Frühjahr 1990, vom 20. April bis zum 5. Mai, also kurz nach der Wahl zur DDR-Volkskammer vom 18. März 1990, besuchten Mitglieder des *House of Commons* und des *Standing Committee on External Affairs and International Trade* die Sowjetunion und die beiden Deutschlands. Es waren führende Mitglieder des Parlaments aus unterschiedlichen Parteien, Bill Blaikie eingeschlossen. Sie schrieben einen Bericht, den man als eine Gegenposition zur Haltung der Regierung bezeichnen kann.

Zu Beginn schreiben die Autoren noch vorsichtig im Abschnitt „Germany and NATO“:

There was a fairly general agreement among the Germans we met that a united Germany should be a member of NATO, at least for a transitional period. The basic arguments are, first, that given its twentieth century history, a neutral Germany is in no one's interest; and, second, that in this period of rapid change it is essential not to upset the stabilizing influence of NATO. (Report: 2)

Diese grundlegenden Bemerkungen entsprachen den Positionen der meisten NATO-Staaten; aber dann folgen Ausführungen, die den offiziellen Haltungen der NATO widersprechen:

At the same time, many Germans, in both the GDR and the FRG and at various points on the political spectrum, insisted that unification must occur as part of a process of creating a pan-European security system. (Ebenda, Hervorhebungen AvP)

Die Autoren des Reports zitieren beispielsweise Hans-Jürgen Misselwitz vom Außenministerium der DDR (Staatssekretär unter dem Außenminister Markus Meckel bzw. dem Ministerpräsidenten Lothar de Maizière):

In general, they [the Soviets – AvP] are very supportive of the wider European approach to security, but they have no idea how to do it. The West should give them constructive ideas, to help the Soviets feel at home. They know that the old system does not work. They are on the losing side, but the West should give them the chance not to feel like losers. (Ebenda)

Misselwitz bestätigte diese Aussagen im Gespräch mit mir am 6. Juni 2014. Die Autoren des Report erwähnen, dass zwei Konzessionen an die sowjetischen Sicherheitsinteressen erlaubt sein sollten: Keine NATO-Truppen sollten dort, wo jetzt ostdeutscher Boden sei, stationiert werden. Die 350.000 sowjetischen Soldaten sollten für eine Übergangsperiode stationiert bleiben, denn die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg habe einen starken Einfluss auf das russische Denken über eine deutsche Wiedervereinigung, wenn nicht sogar den entscheidenden Einfluss.

The real Soviet fear, we suspect, is that the settlement of the German question could have the effect, or be interpreted as having the effect, of excluding the Soviet Union from Europe. Mr. Gorbachev's central foreign objective, de-

clared in his book *Perestroika* and repeated endlessly since, is to bring the Soviet Union into Europe and the wider world community *as quickly and completely as possible*. (*Ebenda, Hervorhebung AvP*)

Selbstverständlich war den Parlamentariern damals bewusst, dass „das Ziel eines vereinten Deutschlands in der NATO eine kontroverse Angelegenheit“ war, wie Bill Blaikie berichtet. Daher diskutierten sie verschiedene strategische Varianten:

- *A neutral Germany (which is in no one's interest – see above).*
- *A special status like France. But this approach is really only a variant of a neutral Germany and leaves the question of the country's security regime up in the air.*
- *Gorbachev's consideration for Germany's membership in both alliances (including all members of NATO and the Warsaw Treaty).*

Aber:

(...) the question of Germany in NATO is more than the last great item of repair work of the cold war. Instead it is the first great item in building a new cooperative security system for Europe.

Und:

We think the impasse over the relationship between a united Germany and NATO will only be resolved by the West wholeheartedly embracing the Soviet Unions' long term goal of participation leading to full membership in the European Community. (Report: 28)

Die Autoren des Report fügen hinzu:

Even if the alliances continue to demonstrate their recent capacity for new thinking, we should start building alternative structures of cooperative security that will, in all likelihood, eventually replace the alliances. This is where the Conference on Security and Cooperation in Europe (CSCE) comes into play. (Report: 30)

Der letzte Absatz zu diesem Punkt „Wiedervereinigung Deutschlands und die NATO“ lautet:

In light of the foregoing, we would ask how the CSCE might best be developed as a creative and flexible institution for building confidence between the alliances and, at the same time, constructing new pan-European security arrangements. We would ask whether, in addition to having a Council of Foreign Ministers, the CSCE would be strengthened by having a parliamentary wing, such as might be provided by linking to the Council of Europe? (Report: 31)

Obwohl die Autoren des *Report of the Standing Committee* wussten, dass Kanada „only little or no say“ (21) in den internationalen Verhandlungen über die Wiedervereinigung Deutschlands hätten, waren sie sich sicher, dass die

*(...) transition years should have, as an underlying objective, the uniting of Europe, with the Soviet Union and Eastern Europe occupying one end of the European home and Canada and the United States the other. (Report: 4, Hervorhebung AvP)*⁹

Offensichtlich waren diese Schlussfolgerungen nicht die der kanadischen Regierung unter Mulroney und Clark geschweige denn der Bush-Administration oder die des Bundeskanzlers Kohl und seines Außenministers Genscher.¹⁰ Wie beschrieben, war ein vereintes Deutschland in der NATO das Ziel der westlichen Verhandlungsführer und das Ergebnis der Zwei-plus-Vier-Verhandlungen, besonders auf dem Gipfeltreffen Gorbatschows bei Bush in Washington Anfang Juni 1990.

Die Mitglieder des *Standing Committee for Foreign Affairs and International Trade* waren keine Nobodys – sie spielten eine bedeutsame Rolle in der kanadischen Politik und Diplomatie. Blaikie erklärte im Interview, dass es allerdings nicht ungewöhnlich gewesen sei, dass der Auswärtige Ausschuss andere Positionen als die Regierung einnahm; er halte die damaligen hauptsächlichen Ansichten des Ausschusses nach wie vor für richtig, auch und gerade im Jahr 2013.

Das trifft für die meisten konservativen Mitglieder der parlamentarischen Besuchsgruppe nicht zu. Auch unser Interviewpartner Paul Heinbecker, der als Diplomat und Redenschreiber für Mulroney zuvor unter Trudeau und etwas später unter Außenminister Lloyd Axworthy gedient hatte, qualifizierte die im Report geäußerten Ansichten als *pipe dreams*. Seine Argumente sind schwerwiegend:

What do the Poles think? What do the Czech's think? And they were much less concerned, in my judgement at least, what it meant for Russia, then what it meant for themselves. They wanted to be on the inside, looking out. And they had plenty of good reasons for that (...) You couldn't, you couldn't afford them the protection they wanted, in an organization that included Russia with a decision making veto. That would be, that would have been my judgment, that would be my judgment now. I don't think that these two things were reconcilable including Russia giving protection to the Poland, the Baltic States and the others, because Russia resp. the Soviet Union have an imperialistic history. (Interview: Paul Heinbecker)

In der Tat, die kanadische Regierung und die meisten Konservativen würden dieser Argumentation zugestimmt haben. Die konservativen Mitglieder der parlamentari-

⁹ Hier wird besonders deutlich, dass ein neues Sicherheitsbündnis sowohl die Staaten Nordamerikas als auch die Sowjetunion und ihre früheren Vasallen einbeziehen sollte.

¹⁰ Aber der Report erwähnt, dass Clark manchmal ähnliche Überlegungen geäußert habe, beispielsweise wenn er sagt: „(...) the Alliance should turn outwards to embrace its old adversaries and new friends“ (Report: 29). Meiner Ansicht nach hatte auch Genscher die Hoffnung, die Sowjetunion in europäische Angelegenheiten zu integrieren. Jedenfalls betrachtete er einen möglichen Ausschluss der Sowjetunion und dann der Russischen Föderation aus Europa mit Sorge.

schen Besuchsgruppe in der Sowjetunion und in den beiden Deutschlands erwähnten ihre früheren Ansichten heute auch nicht mehr, als ob sie ihnen peinlich geworden wären. Ein Grund dafür könnte sein: Unmittelbar nach ihrem Besuch bzw. dem Erscheinen ihres Berichts fand das Gipfeltreffen zwischen Bush und Gorbatschow in Washington statt. Danach dürften ihnen ihre vorherigen Ansichten unangenehm geworden sein, denn dort hatte Gorbatschow seine Zustimmung dafür gegeben, dass die Deutschen ihre Militärallianz selber wählen können, was damals hieß: Mitgliedschaft des vereinten Deutschland in der NATO. Damit wurden die Ansichten des Besuchskomitees obsolet. Derselbe Gorbatschow gab diese Zustimmung, der nach einigen Schwankungen von Ende März bis Ende Mai 1990 selbst ein europäisches Sicherheitssystem gefordert hatte, das die Staaten Nordamerikas und die Sowjetunion einschließen sollte.

Dennoch blieb das strategische Problem des Zurückdrängens der Sowjetunion bzw. Russlands aus Europa ungelöst. Die damit verbundenen Gefahren sind virulent, und zwar nicht nur für Europa, sondern auch für die USA und Kanada.

Die Ausdehnung der NATO nach Osten

Seit dem Ende der 1990er-Jahre hat sich die NATO nach Osten ausgedehnt – anders als dies im *Report des Standing Committees* erhofft worden war. Staaten in Mittelost- und Osteuropa, die in den Jahrzehnten zuvor unter sowjetischer Hegemonie gestanden hatten, wollten sich der NATO anschließen und konnten sich der Zustimmung besonders der US-amerikanischen und der britischen Regierungen sicher sein. Die Allianz hat inzwischen die Grenzen Weißrusslands, der Ukraine und Russlands erreicht. Damit wurde das Versprechen Bakers am 9. Januar 1990 in seinen Verhandlungen mit Gorbatschow in Moskau, die NATO werde sich mit der Wiedervereinigung Deutschlands nicht einen Zoll nach Osten ausdehnen – milde ausgedrückt – nicht eingehalten. Führende russische Politiker von damals sprechen von einem Bruch der „Garantie“ Bakers, obwohl Gorbatschow es versäumt hatte, diese in eine völkerrechtlich verbindliche Form zu bringen. Für die russische Seite bedeutet(e) diese Ausdehnung der NATO eine Bedrohung (von Plato 2009: 236 ff.).

Der frühere kanadische Außenminister Lloyd Axworthy äußerte sich ähnlich wie Fowler, Blaikie und andere kanadische Diplomaten und Politiker: Die schnelle Ausdehnung der NATO berge Gefahren oder sei sogar ein politischer Fehler, weil wir nun einen „neuen kleineren Kalten Krieg“ haben (Axworthy sagte dies vor der Ukraine-Krise mit ihren „heißen“ kriegerischen Elementen). Er war in den 1980er Jahren ein sehr junger Minister, Mitglied des *Standing Committee* und der parlamentarischen Besuchsgruppe im Frühjahr 1990 und von 1996 bis 2000 Außenminister von Kanada. Sein Premierminister, Jean Chrétien, begrüßte ebenso wie die polnischen und ukrainischen Immigrantengruppen in Kanada (und in den Vereinigten Staaten) die Ausdehnung der NATO und glaubte, dass es keine Chancen für eine Alternative gegeben habe, weil gegen diese Immigrantengruppen in Kanada kaum Politik zu machen sei (Interview: Lloyd Axworthy).¹¹

Auch Paul Heinbecker, der die Ansichten in dem Report als *pipe dreams* bezeichnet hatte, hält weitergehende Versuche, die Sowjetunion und später Russland in Euro-

¹¹ 1997 wurde Lloyd Axworthy aufgrund seines Engagements gegen Landminen für den Nobelpreis nominiert (siehe dazu Axworthy 2003).

pa oder sogar in einem neuen europäischen Sicherheitssystem einzubinden, wie erwähnt, für unrealistisch:

Heute ist allerdings zu fragen, ob das Zurückdrängen Russlands aus Europa und die Ausdehnung der NATO nicht die Chance verspielten, die Russische Föderation in Europa einzubinden und an militärischen Einsätzen im Kaukasus und in der Ukraine mit der Annexion der Krim zu hindern. Die feindliche Stimmung gegen den Westen in Russland, die Putin für seine großrussische und demokratiefeindliche Politik nutzt, hat sicher eine ihrer Ursachen, wenn nicht die entscheidende, in der Ausdehnung der NATO. Aber dagegen standen – wie Heinbecker sagte – die Sicherheitsinteressen der mittelosteuropäischen Staaten. Die Frage, ob nicht auch deren längerfristige Sicherheitsinteressen durch eine Einbindung der Sowjetunion in Europa besser erfüllt werden würden, bleibt bestehen.

Schlussbemerkung

Zurück zu der Anfangsfrage: Haben die Experteninterviews mit hohen Politikern und Diplomaten mehr gebracht, als meine anfängliche Skepsis vermuten ließ? Die Antwort ist ziemlich klar: Ja, sie haben etwas gebracht, auch wenn sich die Befragten aus diesem Feld selbst zu inszenieren wussten. Wir haben neue Dokumente bekommen, wir haben von Widersprüchen innerhalb bestimmter Regierungen, von Einschätzungen anderer Politiker und etwas über deren Beziehungen untereinander gehört. Und als Wichtigstes: Wir haben von den Alternativen etwas mitbekommen, die vor den dann endgültigen Entscheidungen diskutiert wurden, die sich aber heute als fragwürdig herausstellen – wie in der Frage der Ablehnung einer neuen Sicherheitsarchitektur anstelle von NATO und Warschauer Pakt. Wir sehen heute, Jahrzehnte später, dass es noch nicht ausgemacht ist, ob diese damaligen Entscheidungen neue Konflikte heraufbeschworen haben, die damals weitsichtige Politiker bereits befürchteten, denen aber ihre Alternativen peinlich wurden, als sie obsolet schienen, so dass sie sie zu verschweigen suchten. Nur dann, wenn wir solche verlorenen Alternativen herausarbeiten, können wir Geschichte nicht allein als das nur so und nicht anders möglich Gewordene beschreiben, sondern als Produkt von Interessen und Faktoren, die andere Alternativen als das Gewordene unterdrückten – mit positiven oder negativen Folgen für das spätere Heute.

LITERATUR

- Axworthy, Lloyd (2003): *Navigating A New World: Canada's Global Future*. Knopf Canada, Toronto.
- Baker, James (1996): *Drei Jahre, die die Welt verändern*, Berlin.
- Brglez, Karen, Alexander von Plato et al. (2015): *Canada and German Re-Unification*; <http://www.oralhistoryforum.ca/index.php/ohf/issue/view/51> (Oral History Forum/Canada).
- Cameron, Maxwell A. und Brian W. Tomlin (2000): *The Making of NAFTA: How the Deal Was Done*. Cornell University Press, Ithaca.
- Genscher, Hans-Dietrich (1995): *Erinnerungen*, Berlin.
- Heinbecker, Paul (2010): *Getting back in the Game. A Foreign Policy Playbook for Canada*, Toronto.

- Kshyk, Christopher: Dissent in the Eastern Bloc: An Examination of Mass Movements and Resistance in the GDR, Poland, CSSR, and the Baltic States, in: Karen Brglez, Alexander von Plato et al.: *Canada and German Re-Unification*; <http://www.oralhistoryforum.ca/index.php/ohf/issue/view/51> (Oral History Forum/Canada).
- Kotowicz, Amanda und Alexander von Plato (2015): France under President Mitterrand and German Unification, in: Karen Brglez, Alexander von Plato et al.: *Canada and German Re-Unification*; <http://www.oralhistoryforum.ca/index.php/ohf/issue/view/51> (Oral History Forum/Canada).
- Plato, Alexander von (2009): *Die Vereinigung Deutschlands – ein weltpolitisches Machtspiel. Bush, Kohl, Gorbatschow und die internen Moskauer Protokolle*, 3. Auflage, Berlin.
- Sarotte, Mary Elise (2009): *1989. The Struggle to Create Post-Cold War Europe*, Princeton.
- Spence, Stephen (2015): Opportunities Missed by Gorbachev at the End of the Cold War, in: Karen Brglez, Alexander von Plato et al.: *Canada and German Re-Unification*; <http://www.oralhistoryforum.ca/index.php/ohf/issue/view/51> (Oral History Forum/Canada).
- Zalewski, Susanne und Alexander von Plato (2015): Great Britain under Margaret Thatcher and German Unification, in: Karen Brglez, Alexander von Plato et al.: *Canada and German Re-Unification*; <http://www.oralhistoryforum.ca/index.php/ohf/issue/view/51> (Oral History Forum/Canada).
- Zelikow, Philip und Condoleezza Rice (1997): *Sternstunde der Diplomatie. Die deutsche Einheit und das Ende der Spaltung Europas*, Berlin.

INTERVIEWS

- Lloyd Axworthy am 2. November 2012 in Winnipeg (Interviewer: Karen Brglez, Alexander von Plato).
- Bill Blaikie am 25. März 2013 in Winnipeg (Interviewer: Lauren Finkel, Christopher Kshyk, Suzanne Zaleski und Alexander von Plato).
- Bob Fowler am 18. März 2013 in Ottawa (Interviewer: Natalie Bartmes, Holly McElrea, Amanda Kotowicz und Alexander von Plato).
- Hans-Dietrich Genscher am 25. April 2001 in Lüdenscheid (Interviewer: Alexander von Plato).
- Paul Heinbecker am 21. Januar 2013 in Ottawa. (Interviewer: Karen Brglez, Chris Clements und Alexander von Plato).
- Hans-Jürgen Misselwitz am 6. Juni 2014 in Berlin (Interviewer: Alexander von Plato)
- John Noble am 25. Januar 2013 in Ottawa (Interviewer Chris Clements, Hayley Caldwell und Alexander von Plato).
- Condoleezza Rice am 17. September 1999 in Stanford (Interviewer: Alexander von Plato).
- Brent Scowcroft am 14. September 1999 in Washington (Interviewer: Alexander von Plato).

Weiblicher Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg: Nur singen und Verbände wechseln?

Oder: Eine Opernsängerin, die nicht singt, sondern Skandale aufdeckt

Karin Martensen

Zusammenfassung

Anna Bahr-Mildenburg (1872-1947), die große Sängerin der Ära Gustav Mahler in Hamburg und Wien, arbeitete ab 1914 als Hilfs-Krankenschwester in einem Krankenhaus in Salzburg. Darüber berichtete sie in drei Aufsätzen in der Wiener *Neuen Freien Presse* bzw. dem *Salzburger Volksblatt*, in ihren *Erinnerungen* sowie (deutlich ungeschönt) in ihrem bislang unveröffentlichten Tagebuch. Fügt man diese Dokumente montageartig aneinander, können sie sich gegenseitig als Ergänzung und Korrektiv dienen. Diese Konstruktion von Wirklichkeit ermöglicht neue Lesarten und macht die Erlebnisse und Einschätzungen Bahr-Mildenburgs auch über ihren speziellen Fall hinaus interessant.

I. Einleitung

In einem Aufsatz formuliert Beatrix Borchard, dass Tagebücher stets dialogisch angelegt seien: „Adressat der Eintragungen ist die – wie auch immer begriffene – eigene Person“ (Borchard 2006: 56). Als ich bei der Sichtung des Nachlasses von Anna Bahr-Mildenburg in Wien auf die umfangreichen Unterlagen über ihre Erlebnisse und Notizen im Ersten Weltkrieg stieß und diese später mit den Aufsätzen der Künstlerin über diese Zeit verglich, kam mir der Gedanke, dass auch öffentliche und nicht öffentliche biographische Materialien miteinander im Dialog stehen könnten. Jedes dieser Materialien stellt zudem eine Konstruktion von Wirklichkeit dar. Dies zu erhellen und daraus einen Ansatz für die allgemeine Biographieforschung zu entwickeln, ist das Ziel dieses Aufsatzes. Darüber hinaus mag aus den nachstehend vorgestellten Unterlagen nicht nur ein Licht auf die Krankenpflege im Ersten Weltkrieg geworfen, sondern auch ein für diese Zeit ungewöhnliches weibliches Rollenverständnis deutlich werden.

Der Kriegsdienst bot für Frauen während des Ersten Weltkrieges zwei Möglichkeiten: die eine – insbesondere in kriegswichtigen Unternehmen – bestand aus harter körperlicher Arbeit, die durch Gesetze stark reglementiert war. Während durch die Gewerbeordnung von 1908 ein Schutz der Arbeiterinnen vor schwierigen und gefährlichen Arbeitsbedingungen zumindest theoretisch gegeben war, sah das Notgesetz¹

1 Gesetz, betreffend Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter.

vom 4. August 1914 eine Verlängerung der Normalarbeitszeit, ferner Über- und Nachtarbeit sowie eine zunehmende Einbeziehung auch von Frauen in gefährliche und/oder schwere körperliche Arbeit erfordernde Berufe vor (Guttman 1989).² Auch wenn man damit staatlicherseits anerkannte, dass Frauenerwerbsarbeit eine Notwendigkeit war, wurde dennoch kein Zweifel daran gelassen, dass die von ihnen verrichtete Arbeit noch immer „Männerarbeit“ sei, ja dass Frauenarbeit eben deshalb nicht überschätzt werden dürfe – denn schließlich: „Wir brauchen nach dem Kriege die Frau als Gattin und Mutter.“³ Hausarbeit, Pflege und Kindererziehung wurde noch immer als die der Frau gemäße Arbeit angesehen (Guttman 1989: 21).

Es verwundert daher nicht, dass die zweite Möglichkeit des Kriegsdienstes für Frauen, die freiwillige Krankenpflege – um die es nachstehend ausschließlich gehen soll –, als weibliches Pendant zum Wehrdienst der Männer konzipiert wurde (Vogel 1998: 332-345). Auch beim Roten Kreuz, das für die Ausbildung der Krankenschwestern und für deren Entsendung an die Front zuständig war, herrschte die Ansicht vor, dass Frauen insbesondere für die Pflege prädestiniert seien, da diese „dem Frauengemüt, der treibenden Kraft im Frauenleben das [gebe], was es braucht, sorgen, lieben und geben können“ (Zimmermann 1913: 15). Oder anders ausgedrückt: Die Krankenpflegerin hatte das Image, die hilflosen Verwundeten wie eine Mutter zu versorgen, weshalb sie nicht selten als Friedensengel bezeichnet wurde (Salm-Reifferscheidt 2010: 97 f.).

Hatten sich bei Ausbruch des Krieges sowohl in Deutschland als auch in Österreich noch zahlreiche Frauen aller Schichten zum Dienst in den Lazaretten bzw. zur Pflege der Verwundeten an der Front gemeldet, so setzte bald danach eine Selektion nach der Schichtzugehörigkeit ein. Wie Bianca Schönberger ausführt, konnte es sich nur eine kleine Anzahl Frauen leisten, „unbezahlt die Krankenpflege zu erlernen und [anschließend] für einen Lohn von 70 Pfennigen pro Tag zu arbeiten, wenn Fabrikarbeit einen vier- bis achtmal so hohen Verdienst einbrachte“. Daher blieb die freiwillige Krankenpflege „Frauen gutbürgerlicher und adeliger Herkunft überlassen“ (beide Zitate Schönberger 2002: 110).

Auch Anna Bahr-Mildenburg (1872-1947), die große Sängerin der Ära Gustav Mahler in Hamburg und Wien, stammte aus adeligem Haus: Mit vollem Namen hieß die Künstlerin – Tochter eines k.u.k Majors – Marie Anna Wilhelmine Elisabeth Bellschan von Mildenburg.⁴ Wie viel Vermögen sie sich durch ihre langjährige Tätigkeit als Sängerin, Gesangslehrerin und Regisseurin erarbeiten konnte, ist unbekannt. Angesichts ihrer europaweiten Karriere dürfte es aber nicht unbeträchtlich gewesen sein. Ebenso ist unklar, wie wohlhabend ihr Ehemann war, der bekannte Schriftsteller, Dramatiker und Regisseur Hermann Bahr, den sie am 22. August 1909 heiratete.⁵

2 Guttman nennt Tätigkeiten von Frauen in der chemischen Industrie, in Pulver- und Munitionsfabriken, auf Bauten, in Hüttenwerken, beim Straßen- und Eisenbahnbau, beim Flugzeug-, Ballon- und Lokomotivbau sowie im Bergbau unter Tage (Guttman 1989: 18).

3 Guttman (1989: 22) mit Bezug auf einen Brief Hindenburgs vom 26. Oktober 1916.

4 Die in verschiedenen Lexikoneinträgen zu findende Schreibung „Bellschau“ ist ausweislich der in Wien vorhandenen Geburtsurkunde der Künstlerin unrichtig.

5 Für 1908 ist ein Einkommen Hermann Bahrs von ca. 13.000 Kronen zu ermitteln; 1910 notiert er selbst, er habe nach Steuern 15.000 Kronen eingenommen (vgl. den Eintrag für Januar 1908/Einkommen: <http://homepage.univie.ac.at/martin.anton.mueller/?q=zeittafel>; Abruf am 13.5.2015). Dieses Einkommen in heutige Werte umzurechnen ist problematisch. Daher hier zum Vergleich einige Reallöhne für das Jahr 1913: Wochenlohn Eisenbahnarbeiter, ungelern: 23,70 Mark; Wochenlohn Eisenbahnarbeiter,

Sicher ist aber, dass sich die Eheleute ab 1913 die Miete von Schloss Arenberg in Salzburg, 3.200 Kronen im Jahr, leisten konnten.⁶ Sicher ist ferner, dass Anna Bahr-Mildenburg ab 1914 als Hilfs-Krankenschwester in einem Krankenhaus (österreichisch: Spital) in Salzburg arbeitete und aus ihrem Privatvermögen Lebensmittel und Gegenstände für die Pflege der Kranken bezahlte. Darüber berichtet sie in ihrem Tagebuch.

Doch hatte sie nicht nur im Ersten Weltkrieg solche persönlichen Notizen angefertigt. Vielmehr hielt sie ihr Erleben, Denken und Fühlen fast während ihres ganzen Lebens akribisch in zahlreichen Tagebüchern fest. Mit Ausnahme der Tagebücher der Jahre 1890 bis einschließlich 1903, die nach dem jetzigen Stand der Forschung verloren sind, befinden sich diese bei ihrem Nachlass im Österreichischen Theatermuseum Wien (dort in den Kartons 78 bis 82).⁷ In diesen Tagebüchern, die Bahr-Mildenburg sämtlich handschriftlich geführt hat (zum Teil in Form einer Vielzahl dicht beschriebener Schreibhefte im Format DIN-A5 – oft mehrere Hefte pro Jahr –, zum Teil stichwortartig in Taschenkalendern), schildert sie nicht nur Begebenheiten und Begegnungen ihres Privatlebens, sondern beobachtet auch genau die Ereignisse, die sich in ihrer Umgebung abspielten. Ferner nimmt sie ausführlich Stellung zu beruflichen Erlebnissen.

In meiner Dissertation über die Künstlerin (Martensen 2013) habe ich die Tagebücher ausschnittsweise herangezogen, um daran ihre Ideen und Vorstellungen hinsichtlich der Umsetzung von – modern gesprochen – Musiktheaterregie und der Performanz auf der Bühne zu beleuchten. Biographisch interessant sind die Tagebücher darüber hinaus, weil Bahr-Mildenburg in ihnen ungeschminkt und ausführlich über Ereignisse und Begegnungen berichtet, die in ihren früher oder zeitgleich erschienen Aufsätzen und Zeitungsartikeln manchmal in einem ganz anderen Licht erscheinen. Da die Tagebücher gerade nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren – oder jedenfalls erst nach ihrem Ableben dorthin gelangen sollten –, bedient sie sich dort naturgemäß einer vollkommen anderen Sprache und Ausdrucksweise und lässt auch häufig ihrem Ärger, ja ihrer Wut über manche Begebenheiten freien Lauf. Ferner ist festzustellen, dass sie sich in ihren Tagebüchern oftmals über Angelegenheiten, Begegnungen oder persönliche Befindlichkeiten äußert, über die sie in anderen Medien entweder überhaupt nicht oder vollkommen anders schrieb.

So ist etwa keine einzige öffentliche Äußerung Bahr-Mildenburgs bekannt, in der sie sich mit der aus ihrer Sicht unwahren Presseberichterstattung über ihre (tatsächlichen oder angeblichen) stimmlichen Probleme auseinandersetzt (vgl. Parizek 2007:

gelernt: 34,56 Mark; Wochenlohn Buchdrucker: 31,65 Mark; Monatsgehalt unterer Beamter: 157 Mark; Monatsgehalt mittlerer Beamter: 342 Mark; Monatsgehalt höherer Beamter: 608 Mark (vgl. Trapp 1999), wobei eine Krone mit 0,85 Mark anzusetzen ist. Bereits aus diesem Vergleich ist zu ersehen, dass Bahr ein für diese Zeit sehr hohes Einkommen erzielte.

6 Vgl. <http://homepage.univie.ac.at/martin.anton.mueller/?q=zeittafel> (vgl. dort: 1913/März/Schloss Arenberg, Einzug; Abruf am 13.5.2015) Berücksichtigt man den gleitenden Neuwertfaktor für Immobilien für das Jahr 2013 von 16,2 – der sich auf Löhne und Gehälter natürlich nicht anwenden lässt –, so lässt sich daraus ein Betrag von € 44.064 im Jahr ermitteln.

7 Ein weiteres Tagebuch aus dem Jahr 1911 befindet sich im Archiv des Forschungsinstituts für Musiktheater/Schloss Thurnau.

56 ff.).⁸ In ihren Tagebüchern jedoch macht sie immer wieder Ausführungen zu diesem Thema und schreibt, dass die genannte Berichterstattung zum Stolperstein für weitere Auftritte als Sängerin geworden sei.⁹ Ferner polemisiert sie mit emotional aufgeladenen Worten gegen diejenigen, die ihr – wie sie es ausdrückt – ihren Lebensinhalt wegnehmen wollten.¹⁰

Über die Ereignisse und ihre Erlebnisse im Ersten Weltkrieg und ihren Einsatz als Schwesternhelferin in einem Salzburger Krankenhaus¹¹ (vgl. dazu auch die kurzen Ausführungen bei Willnauer 2006: 454) berichtet die Künstlerin in drei Aufsätzen in der Wiener *Neuen Freien Presse* bzw. dem *Salzburger Volksblatt* sowie in ihren *Erinnerungen* (Bahr-Mildenburg 1921a: 179 ff.; 1921b: 191 ff.; 1921c: 204 ff.).¹² Es wird durch Vergleich mit – bislang unveröffentlichten – Tagebucheinträgen aus dem Jahr 1914 jedoch zu zeigen sein, dass sie ihre Erlebnisse dort viel ungeschöner beschreibt.¹³

Wenn im Folgenden versucht werden soll, durch die Heranziehung von Tagebucheinträgen der Künstlerin einige Ereignisse aus dem Ersten Weltkrieg näher zu beleuchten, so geschieht dies nicht mit dem Ziel, dadurch eine (wie auch immer geartete) „historische Wahrheit“ ans Licht zu bringen. Die Tagebucheinträge erlauben es vielmehr, dem Mosaik aus biographischen Fakten über die Künstlerin einige neue Informationen und Einschätzungen hinzuzufügen, Bekanntes zu hinterfragen und gegenzulesen, um dadurch historische Zusammenhänge begreifbar zu machen und um damit zugleich dem Moment des Stilisierens und Idealisierens entgegenzuwirken, das jedem sogenannten Ego-Dokument innewohnt (vgl. dazu Fetz 2009a: 103 ff. sowie Schweiger 2009: 317 ff.).

Ob Briefe und andere persönliche Zeugnisse als Belege nutzbar sind, wird freilich unterschiedlich bewertet. Ich schließe mich der soziologischen Biographik-Forschung an, die diesen „Resten gelebten Lebens“, wie Bernhard Fetz es beschreibt, „Prä-

8 Gabriele Parizek notiert in ihrer Dissertation, dass sich ab etwa 1907 Bemerkungen in Konzertkritiken vermehrt hätten, die der Künstlerin eine „verbrauchte Stimme“ attestierten oder sie als eine „Stimmruine“ bezeichneten.

9 Vgl. z.B. Tagebuch vom Juni 1920 (Karton 79 – Tagebücher 1912–1920 –, Signatur: IV / 12, 16): „Ich [...] hatte viele schöne, andere Abende, aber meine Feinde waren unerbittlich u blieben es u halten sich nicht an das Schöne, was ich ihnen seither gab, sondern beriefen sich auf jene Abende, wo ich infolge meiner körperlichen Verfassung schlecht sein musste. Und sie berufen sich darauf u verzeihen mir es nicht u verdammen mich zum Schweigen u es gelang ihnen allmählig, die ganze Welt davon zu überzeugen, dass ich fertig bin. Und alle möglichen Menschen, die es wirklich sind, die beständig falsch singen, dürfen auftreten, gastieren, wirken da und dort mit u ich, deren Stimme von einer ganz unsagbaren Schönheit ist, ich muss schweigen u schweigen u sehe auf allen Gesichtern immer u ewig nur entweder das Mitleid über mein Unglück mit meiner Stimme, od. die Zufriedenheit u Beruhigkeit, dass ich nun zum Schweigen gebracht u der Reinheit u Talentlosigkeit nicht mehr im Wege bin.“ – Hier und im Folgenden werden die Tagebucheinträge nach der originalen Orthografie zitiert; die Zeichensetzung ist der besseren Lesbarkeit halber an den heutigen Gebrauch angeglichen.

10 Diejenigen, die sie nicht zu einer Mitarbeit als Sängerin aufforderten, nennt sie in ihren Tagebüchern etwa „Mörder, Erdrossler, Verschweiger meiner Kunst“ und wünscht sich, „Gott soll sie zur Rechenschaft ziehen“ (Tagebuch 1928, Signatur: V / 1, 6).

11 Um welches Krankenhaus es sich dabei konkret handelte, konnte ich nicht herausfinden. In ihrem Tagebuch berichtet Bahr-Mildenburg, „dass es in der Realschule zwei Abteilungen giebt“ (Tagebuch Spital 1914). Möglicherweise war das Krankenhaus in einer ehemaligen Realschule untergebracht, oder das Verwundetenlazarett war dorthin ausgelagert worden.

12 Nachfolgend wird nach den *Erinnerungen* zitiert.

13 Auch dieses Tagebuch befindet sich bei dem schon erwähnten Nachlass der Künstlerin in Wien.

senzqualitäten“ (Fetz 2009b: 5) zuerkennt, allerdings auch voraussetzt, dass die betreffenden Dokumente angemessen kommentiert, aktualisiert bzw. inszeniert werden müssen. Beatrix Borchard weist darauf hin, dass autobiographische Aufzeichnungen und Veröffentlichungen zwar für die biographische Arbeit von Wert seien, doch müssten sie „als Konstruktion, als Entwurf einer persönlichen Wirklichkeit gelesen werden“ (Borchard 2006: 56). Jegliches Material, durch das man etwas über das Leben eines Künstlers erfährt, ist also schon aus einer bestimmten Perspektive vorgeformt und bedarf der Interpretation (Borchard 2006: 57).

Ziel meiner nachfolgenden Ausführungen ist auch nicht, herauszubekommen, wer Bahr-Mildenburg wirklich war, was sie wirklich gedacht oder gewollt hat, sondern vielmehr, ihren Blickwinkel und ihre ästhetische Haltung zu beschreiben und zu kontextualisieren. Es gilt also stets im Blick zu behalten, dass es die *eine* Geschichte nicht gibt. Alle Geschichtsschreibung ist vielmehr den Moden und Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart unterworfen.¹⁴ Allerdings gilt auch umgekehrt, dass „die historische Erfahrung kein bloßer Stoff zur vergangenheitspolitischen Gestaltung darstellt, sondern unvermerkt immer schon in diesen Gestaltungen selbst wirksam ist“ (Rüsen 2002: 3).

II. Kriegsbeginn in Bayreuth

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges hielt sich Anna Bahr-Mildenburg gemeinsam mit ihrem Ehemann in Bayreuth auf. Dort hatte sie auf Einladung von Siegfried Wagner die Rolle der Kundry in Richard Wagners *Parsifal* übernommen. Mit Stolz notiert sie in ihrem Tagebuch aus dem Jahr 1914, dass sie die erste Besetzung für diese Rolle sei (die Zweitbesetzung hatte Helena Forti¹⁵ übernommen). Allerdings berichtet sie auch darüber, dass sie erhebliche stimmliche Probleme und daher nach jeder Probe Sorge hatte, ob ihr ihr stimmliches Material am nächsten Tag wohl wieder zur Verfügung stehen würde.¹⁶

Die Ursachen für diese Probleme müssen aus Mangel an Dokumenten und wegen des zeitlichen Abstandes seit dem Tod der Sängerin wohl ungeklärt bleiben. Tatsache ist, dass sie von Beginn ihrer Karriere in Hamburg an außerordentlich häufig singen musste.¹⁷ Für den Beginn der Spielzeit 1895, also mit knapp 23 Jahren¹⁸, war die

14 Hans-Jürgen Goertz spricht von einer mäandernden Geschichte, die „ausgesprochen aktuell, veränderlich und unsicher“ sei (Goertz 2001: 118).

15 Helena Forti, Sopran, 1884-1942.

16 So heißt es im Tagebuch „Bayreuth 1914“ etwa: „Ich sang mich ein – es gieng nicht schlecht – nur hab ich jetzt immer das Gefühl, als ob mir die Kehle zugeschnürt würde – weniger wenn ich singe, als wenn ich weder singe noch rede. Aber dann glaube ich, es wird auch beim Singen so sein u da werde ich furchtbar nervös“ (Tagebuch Bayreuth 1914 II; Sig.: III/3). „Nach schlechter gestörter Nacht in der Früh müde u dazu bissl Kratzen im Hals. Kopftöne schlugen nicht schlecht an. Erst ganz langsam kam die Stimme. Darmzustände hatte ich auch und ich dachte wenig froh an die nachmittägliche Kundry. [...] Aber es gieng dann doch famos – Stimme parierte und es war glaub ich ein grosser Erfolg“ (Tagebuch Bayreuth 1914 III; Sig.: III/4).

17 Vgl. dazu die Zusammenstellung der Auftritte Bahr-Mildenburgs in Hamburg bei Willnauer 2006: 482 ff. Danach hatte die Sängerin allein in ihrer ersten Saison ab September bis zum Jahresende 1895 neunzehn Auftritte zu absolvieren. Dabei trat sie in allen drei Brünnhildenpartien auf, ferner als Leonore (*Fidelio*), Elisabeth (*Tannhäuser*), Senta (*Der fliegende Holländer*), Aida (*Aida*), Rezia (*Oberon*) und als Gräfin (*Die Hochzeit des Figaro*).

18 Ihr Geburtstag war der 29. November, also war sie zu Beginn der Spielzeit noch 22 Jahre alt.

junge Sängerin als hochdramatischer Sopran an die heutige Hamburgische Staatsoper verpflichtet worden. Hier debütierte sie mit großem Erfolg im September 1895 als Brünnhilde in Wagners *Walküre*. Bereits 1897 trat sie erstmals als Kundry in Bayreuth auf. Ein Jahr später wurde sie auf Vermittlung Gustav Mahlers als Ensemblemitglied an die Wiener Hofoper verpflichtet. Dort trat sie als Ortrud in Wagners *Lohengrin* erstmals auf und feierte ihr Rollendebüt als Isolde in dessen *Tristan und Isolde* am 13. Februar 1900. Unbestreitbar sind auch die großen stimmlichen Anforderungen der übrigen Rollen, in denen Anna Bahr-Mildenburg eingesetzt war. Zu nennen sind nicht nur die Wagnerrollen (u.a. die Elisabeth in *Tannhäuser* und die Brünnhilde in der *Götterdämmerung*), sondern auch die Rolle der Donna Anna in Mozarts *Don Giovanni*, in der sie zur Größe einer „singenden Tragödin“ vom Rang einer Eleonora Duse¹⁹ aufstieg, wie Hermann Bahr enthusiastisch urteilte (vgl. Willnauer 2006: 364). Ebenso erfolgreich fielen ihre Debüts in der Titelrolle von Verdis *Aida* sowie als Senta in Wagners *Fliegender Holländer* aus. 1901, also nach dreijähriger Zugehörigkeit zur Hofoper, wurde sie dort zur k.u.k. Kammersängerin ernannt. 1905 gastierte Anna Bahr-Mildenburg als Isolde am Deutschen Landestheater in Prag sowie im Juni 1906 in London; mit dieser Aufführung hatte sie so großen Erfolg, dass man ihr einen Gastspielvertrag an der Metropolitan Opera in New York anbot, den sie jedoch ablehnte. Künstlerische Erfolge in der Spielzeit 1904/05 waren die Mitwirkung in Beethovens *Fidelio* sowie in der Neuinszenierung des *Ring des Nibelungen*, die Gustav Mahler in Zusammenarbeit mit Alfred Roller vorbereitet hatte. Nach dem Weggang Mahlers von der Wiener Bühne Ende 1907 gehörte die Darstellung der Klytämnestra in der *Elektra* von Richard Strauss zu Anna Bahr-Mildenburgs herausragenden künstlerischen Erfolgen. Am 24. März 1909 trat sie in dieser Rolle erstmals auf, 1916 verabschiedete sie sich mit ihr von der Bühne der Wiener Hofoper. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war sie nur noch sporadisch Gast an der Staatsoper (wie die Hofoper seitdem hieß), dann vor allem in der Rolle der Klytämnestra. Mit dieser Partie nahm sie 1931 bei den Augsburger Opernfestspielen ihren endgültigen Abschied vom öffentlichen Bühnenleben (vgl. zu diesen biographischen Angaben Willnauer 2006: 419 ff.).

Mitten in die Vorbereitungen des *Parsifal* 1914 plätzen erste Kriegsnachrichten. In den *Erinnerungen* der Künstlerin erhalten diese Ereignisse allerdings beinahe pittoreske Züge:

Endlose Züge trugen stündlich Militär, Kanonen, Pferde, Kriegsmaterial an die französische Grenze. Fässer mit Limonade und Himbeerwasser, Bottiche mit Kaffee, Tee, Suppe, Körbe voll Brötchen und Würsten standen zur Labung auf den Bahnsteigen bereit, und zurückgebliebene Rheintöchter, Walküren, Nornen und Blumenmädchen liefen mit Studenten und jungen Mädeln die Züge entlang, labten die Krieger, tränkten die Pferde, beluden sich mit ganzen Packen von Feldpostkarten, trösteten die armen Bayern, die aus den Wagen noch immer sehnsüchtig vergeblich nach Bier auslugten und es nicht glauben woll-

¹⁹ Die Schauspielerin Eleonora Duse (1858-1924) zählt neben Sarah Bernhardt und Mrs. Patrick Campbell zu den großen Theaterschauspielerinnen des 19. Jahrhunderts. Ihr Spiel gilt als wegweisend für das moderne Theater. Sie verkörperte zumeist leidende, aber willensstarke Frauencharaktere.

ten, daß auch dem Alkohol der Krieg erklärt war (Bahr-Mildenburg 1921a: 180).

Dem Einfluss des *Parsifal* schreibt sie es auch zu, dass „alle Menschen plötzlich verwandelt schienen: keiner dachte mehr an sich selbst, sie hörten auf, sich selbst wichtig zu sein, und das ‚Dienen, dienen‘, das der Meister dem ragenden Haus dort oben [dem Festspielhaus] verkündet hatte, war nun in aller Herzen lebendig“ (Bahr-Mildenburg 1921a: 181). Tatsächlich jedoch hatten die Kriegsnachrichten in Bayreuth wie eine Bombe eingeschlagen. Im Tagebuch heißt es:

Extraausgaben, dass der Krieg erklärt sei. Alles in Aufregung. Justine²⁰ wegen ihrer Söhne, Jenny²¹ wegen ihrer Brüder, Frau Müller²² _ [unleserlich] weint, auch sie hat Söhne. Hermann schimpft auf Österreich, das nun Unheil heraufbeschwört. Aber es kann doch nicht immer still sein u[nd] sich alles gefallen lassen. Ich lese alles, was in den Zeitungen steht.

Und davon, dass die Menschen aufgehört hätten, sich selbst wichtig zu sein um einer ‚höheren Aufgabe‘ willen, konnte keine Rede sein. In ihrem Tagebuch schreibt Bahr-Mildenburg: „Jenny ist schon ganz verrückt, vergisst alles u[nd] rast immer ans Telefon wenns klingelt (...)“. An anderer Stelle heißt es:

Hermann kam aus der Messe. Wunderschön schilderte er, wie der junge Officier mit seiner jungen Frau communierte u dabei immerzu auf die Uhr sah, weils ja vor der Abfahrt war!²³

III. Als Schwesternhelferin in Salzburg

Als es den Eheleuten Bahr/Mildenburg nach einigen Schwierigkeiten doch gelungen war, von Bayreuth zurück ins heimische Salzburg zu kommen, sah sich die Künstlerin offenbar verpflichtet, sich als Schwesternhelferin in einem dortigen Krankenhaus zu melden. Als Grund hierfür wird man wohl Patriotismus annehmen dürfen – ob sich dieser freilich in so enthusiastischer Form äußerte, wie der Aufsatz „Dienen, dienen“ suggeriert²⁴, oder ob es ‚nur‘ ein gewisses Pflichtgefühl war, wie aus Bahr-Mildenburgs Tagebuch hervorgeht²⁵, kann nicht entschieden werden. Aus beiden Einträgen

20 Justine Wittgenstein (1858-1918), eine enge Freundin Bahr-Mildenburgs.

21 Eugenie Josefine von Roth, genannt Jenny, geboren am 22./26.6.1877 in Levoča/Löcse/Leutschau, gestorben am 1.3.1971 in Perchtoldsdorf, langjährige Hausangestellte der Eheleute Bahr (<http://homepage.univie.ac.at/martin.anton.mueller/?q=zeittafel>, siehe dort: 1906/Januar/Eugenie von Roth; Abruf am 13.5.2015).

22 Ehefrau des Kapellmeisters Johannes Müller, der ebenfalls zu den Festspielen engagiert war.

23 Tagebuch „Bayreuth 191“.

24 „[...] und als dann gar die ersten Verwundeten ankamen, litt es mich nicht, bis ich bei ihnen war, und der Wille zu ‚dienen‘ musste mir den Pflegekurs und das ‚Diplom‘ ersetzen“ (Bahr-Mildenburg 1921a: 181).

25 „Pflegen wollten aber doch recht viele Frauen und ich gehörte an ihre Spitze. Ich hatte keinen Kurs, hatte bisher im Leben Gott Lob wenig Gelegenheit gehabt, für Kranke zu sorgen wusste aber doch, dass ich meinen Platz bei ihnen ausfüllen würde, hatte keine Angst und sagte mir, dass [gestrichen: mir] eigentlich nicht Viel passieren kann, da mir in der kurzen Zeit des Krieges das Hinsterben der Menschen

kann man aber herauslesen, dass die Künstlerin offenbar nie eine auch nur rudimentäre Ausbildung oder Anleitung als Krankenschwester erhalten hatte. Das ist vermutlich auf die zu Kriegsbeginn noch unklare Rechtslage zurückzuführen, da in Österreich die gesetzliche Verankerung der Krankenpflege erst am 25. Juni 1914 in Kraft getreten war (vgl. Salm-Reifferscheid 2010: 20). Daher war es offenbar ausreichend, dass Bahr-Mildenburg von ihrem Hausarzt berufen wurde, wie sie schreibt:

Und so war es mir eine grosse Freude, als mich Dr. Heller, unser Hausarzt, in seine Abteilung berief. Mit mir zugleich kam auch Gräfin Blankenstein – auch seine Patientin – und so standen wir denn eines Tages im ärztlichen Visitzimmer der Abt. V u Zimmer ein [Satzanschluss unklar] und schlossen uns gleich der eben beginnenden ärztlichen Visitenrunde an.²⁶

Leicht hätte es angesichts dessen so kommen können, wie es Elsa Brändström über zahlreiche Damen der russischen Gesellschaft schreibt, die sich – genau wie sie selbst – in einem kurzen Kursus zur Krankenschwestern hatten ausbilden lassen:

Diese Damen waren oft die Parodie einer barmherzigen Schwester. Hauptsächlich beschäftigten sie sich damit, Kissen aufzuschütteln, den Verwundeten die Stirn zu trocknen und ihr Haar zu kämmen. Hätten sie ihre selbstgewählte Arbeit ernst genommen, wären sie für ihre geduldigen russischen Soldaten unendlich segensreich gewesen. Aber als ihre Sensationslust gestillt war und die Beschäftigung den Reiz der Neuheit verlor, als die überfüllten Lazarette die furchtbare Wirklichkeit unverhüllt zeigten, da flohen diese Damen zu ihren Dinners, ihren Bridgепartien und Tanzvergnügen zurück (Kohlhagen 1992: 26).²⁷

Anna Bahr-Mildenburg hingegen nahm ihre Aufgabe sehr ernst, wie aus den nachfolgenden Ausführungen deutlich wird, auch wenn sie sich in ihren *Erinnerungen* zur Schilderung der Vorgänge mitunter einer geradezu märchenhaften Sprache bedient (von den möglichen Gründen hierfür soll weiter unten die Rede sein):

In der Früh, wenn's noch ganz dunkel ist und der Tag erst ganz heimlich hinter den grauen Felsen der Tannen herüberleuchtet, die gurgelnde Salzach mit mattem rötlichen Schimmer überhauchend, gehe ich zu meinen Soldaten. (Bahr-Mildenburg 1921a: 181)

Solcherart eingestimmt, verwundert es kaum, dass Bahr-Mildenburg – ernst oder unernst – mutmaßt, das Schlimmste für die ins Spital eingelieferten Soldaten seien nicht etwa die erlittenen Schmerzen und quälenden Erlebnisse, sondern die Frage, was „so ein blütenweißes Frauenzimmer wohl alles mit ihnen anfangen“ wolle, denn

so etwas Alltägliches geworden war, dass ich sogar für mich selber den unangenehmen Gedanken daran verloren hatte. Es giengen unaufhörlich viel wichtigere Menschen als ich zu Grunde u es kam mir so lächerlich vor, gar so vorsichtig mit dem eigenen Dasein umzugehen und es nicht lieber mit allen Kräften im allgemeinen grossen Ringen einzusetzen“ (Tagebücher Spital 1914/1915; Signatur: III/6, 8).

26 Tagebuch Spital 1914/1915.

27 Kohlhagen zitiert dabei aus Brändströms Buch *Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914-1920*.

es laufen über uns ja schlimme Gerüchte von unheimlichem Reinlichkeitswahn, drohenden Zahn- und Nagelbürsten, unaufhörlichen Waschungen, beständigen Zimmerlüftungen, Vorlesungen beschaulicher Bücher, das alles sollen diese weißen Damen im Schilde führen, schrecklicher als alle bisher erlebten Schrecknisse des Krieges (beide Zitate: Bahr-Mildenburg 1921a: 182).

IV. „Bettwäsche, die oft steif von Blut und Eiter war“: Hygiene, Grundversorgung

Nimmt man hingegen die Eintragungen im Tagebuch Bahr-Mildenburgs zum Maßstab, erscheint es, als hätten sich die verwundeten Soldaten gerade im Gegenteil ein Mindestmaß an Hygiene und Körperpflege wünschen müssen, denn daran mangelte es in geradezu haarsträubender Weise.

Ich kam bald darauf, dass es ganz entgegen meinen ersten Eindrücken geradezu massenhaft Arbeit für uns gab, denn wenn ich anfangs glaubte, dass Hellers²⁸ Anordnungen so ohne Weiteres durchgeführt wurden, so erkannte ich bald zu meinem grossen Staunen, dass ja gar nichts, auch nicht das Geringste da ist, um seine Befehle durchzuführen u dass vor Allem die meisten der Wärter gar keine Ahnung von einer Krankenpflege haben. Heller ordnete an, sie sagten ja zu Befehl, aber als ich dann der Sache ein bissl nachgieng, da entdeckte ich, dass diese Wärter nicht einmal immer wussten, was Heller meinte u wenn sie es wussten, so fehlt ihnen sogar das Allernotwendigste um seine Anordnung auszuführen. Sie hatten nicht ein Stückerl Stoff für einen Umschlag, konnten deshalb auch keinen Wickel machen. Von einem Wäschewechsel ausser an den vom Arzt bestimmten Tagen konnte keine Rede sein, denn es fehlte selbst an doppelter Bettwäsche. Neu ankommende Kranke müssen sich in das schon benützte Bett legen. Zu Umschlägen nahmen ihnen halt die Wärter das Oberleintuch weg. Die Hemden glichen oft dem Erdboden, aber da keine andern da waren, mussten halt die armen Leute im Schmutz liegen. Als ich kam, hatten die meisten nicht einmal Polster – sie lagen alle auf den steinharten Strohlumpen – und in Bettwäsche, die oft steif von Blut u Eiter war. Taschentücher waren ebenfalls meistens schon ganz steif u hart vom often Gebrauch. Neben den Betten hiengen u lagen grauenhaft schmutzige, gelbbraune zerknüllte Monturen, unter dem Bett führten ungeputzte Stiefel, Fussfetzen, Reste von Socken ein beschauliches Dasein. Spucknäpfe gab es nur ganz wenige und es mussten oft vier bis fünf Kranke ein- und dasselbe Gefäss benutzen. Neben den Betten standen Besen u Kehrrichtkübel mit Inhalt, nasse Bodentücher hiengen neben den Nasen der Kranken zum Trocknen und wenn der Wärter kehrte, so lagen die Armen in einem wahren Nebel von Staub u über den Boden hin floss es in dicken grauen Wullen. Keiner hatte eine eigene Schale oder ein eigenes Glas – das Geschirr war im Gebrauch ganz rostig geworden u hatte meistens noch Ansätze früherer Speisen. Die Wärter hatten aber auch nicht die geringsten Reinigungsbehelfe. Ein Fetzen musste für Alles dienen. Die Essschalen u Trinkbecher wurden draussen am Gang bei der Wasserleitung gewa-

28 Gemeint ist der seinerzeit zuständige Abteilungschef Dr. Richard Heller.

schen – im selben Bassin, wo sich die Soldaten wuschen, Zähne putzten u wo die Wärter die Spuckschalen reinigten (Tagebuch „Spital 1914/1915“).

Zwar verschweigt auch der Zeitungsartikel bzw. der entsprechende Eintrag in den *Erinnerungen* nicht Elend, Schmerzen und Tod, doch erweckt er den Eindruck, als könnten wenigstens die allermeisten leiblichen Bedürfnisse der Kranken befriedigt werden. Jeder einzelne Patient, so liest man, wird nach seiner Ankunft „noch rasch in reine Wäsche gesteckt“, bevor er „in das langentbehrte wirkliche Bett [sinkt]“, später wird er gründlich untersucht, und kann im Übrigen – wenn nicht gerade eine spärliche Diät verordnet ist, die jedoch mit Hilfe von Schwester Anna leicht in eine richtige Mahlzeit verändert werden kann – nach Herzenslust bei den „Buchteln, Golatschen, Zigaretten und was sonst alles die Leute zwischen eins und drei, der Besuchszeit, von Zimmer zu Zimmer tragen“ zugreifen. (Bahr-Mildenburg 1921a: 183 ff.)

Das Tagebuch hingegen beschreibt, wie auch schon aus dem vorherigen Zitat ersichtlich ist, die Vorgänge gänzlich anders. Danach sah sich der Stationsarzt offenbar nur für die medizinische Versorgung seiner Patienten verantwortlich. Für sämtliche leiblichen Erfordernisse hingegen sollten die Hilfs-Krankenschwestern zuständig sein:

Hie und da, gleich bei der ersten Visite, sagte Heller leichthin zu mir etwas wie: ‚Ach gnädige Frau, den geben’s was zu essen‘ oder ‚der kriegt einen Wein‘. Einer sollte ein paar Schuhe bekommen, einem fehlte ein Stück seiner durch den Schuss zerfetzten Hose (Tagebuch „Spital 1914“).

Damit war jedoch nicht gemeint, dass die Helferinnen nur protokollieren sollten, was aus Sicht des Arztes nötig sei. Vielmehr schreibt Bahr-Mildenburg, sie habe weder von den hauptamtlichen Wärtern noch von sonst jemandem erfahren können, woher Essen, Trinken, Kleidung denn kommen sollten. Sie habe daher „fürs erste selbst in die Tasche [gegriffen], kaufte Brot u Würste, brachte von zu Hause Wein u verschaffte auch die Schuhe“ (Tagebuch „Spital 1914“). Die oben zitierte Bemerkung des Stationsarztes war daher tatsächlich als unumwundene Aufforderung an die Helferinnen zu verstehen, sich nicht nur ideell, sondern auch materiell an der Pflege zu beteiligen.

Davon, dass Lebensmittel freigiebig und selbstverständlich „zwischen eins und drei“ durch alle Krankenzimmer getragen wurden und somit nach Bedarf für alle Kranken zugänglich waren, konnte nach dem Tagebuch ebenfalls keine Rede sein. Vielmehr mussten die von den Angehörigen und anderen Spendern zugewendeten „Liebesgaben“ aus dem Büro der Feldweibel geholt und deren Aufbewahrung und Verteilung von den Helferinnen nach eigenem Vermögen organisiert werden. Bahr-Mildenburg schreibt hierzu, dass es insbesondere an der Aufbewahrung der Vorräte zunächst gehapert habe („Damals hatte ich noch kein Platzl für mich u ich rettete mich mit meinen Schätzen in alle möglichen dunklen Ecken. Das war auf die Dauer natürlich unmöglich“), doch habe sie später verschließbare Kisten „erbeutet“, so dass

nun wirklich für alle vorgesorgt ist. Wir haben einen grossen Wäschekasten, einen kleinen Weinorrath, Pflaster, Bandagen, Wickel, Medicamente haben wir ständig zum Gebrauch vorrätig, wir kochen – alles mögliche auf einem Gas Rechaud – ich habe Geschirr u alles Nöthige angeschafft und es arbeitet

sich wirklich ganz famos. Dazu kommt noch das viele Geld, das mir mein Aufsatz eingebracht [hat] (Tagebuch „Spital 1914“).

Mit der letztgenannten Bemerkung spielt Bahr-Mildenburg auf ihren Aufsatz „Dienen, dienen“ an, der – wie sie auch im nachfolgenden Aufsatz „Hacin“ bestätigt – enorm viel finanzielle Zuwendungen eingebracht habe. Zum Zeitpunkt der zitierten Eintragung im Tagebuch muss der erstgenannte Aufsatz also schon veröffentlicht worden sein. Folglich sind die Tagebucheinträge nach Drucklegung des Zeitungsartikels am 15. Dezember 1914 ins Reine geschrieben worden. Tatsächlich gibt es im Nachlass Bahr-Mildenburgs im Konvolut „Tagebuch 1914“ eine Reihe von losen Blättern und längere, eher stichwortartige Ausführungen, die offenbar der Vorbereitung des genannten Tagebucheintrags dienten. Ereignisse, die im Tagebuch breit ausgeführt sind, sind in den vorbereitenden Stichworten nur kurz angerissen. Die Künstlerin scheint dabei von Zimmer zu Zimmer gegangen, sich jeweils die Zimmernummer notiert zu haben (diese erscheint jeweils ganz oben auf einem Blatt der Notizen), um dann kurze Ausführungen darüber zu machen, was sie sah und hörte.

Das Grundproblem im Salzburger Spital bestand nach den Ausführungen in Bahr-Mildenburgs Tagebuch aber nicht in den Mängeln der Organisation, sondern vielmehr darin, dass zwischen den beiden angrenzenden Stationen des Krankenhauses und den ihnen vorstehenden Ärzten ein heftiger Verteilungskampf im Gange war. Diese verhielten sich zueinander, schreibt sie, „wie Feuer u[nd] Wasser. Die Ärzte hassen sich und thun sich, wo es nur irgend geht, Übles an“. Jede Abteilung war bemüht, die zu verteilenden „Liebesgaben“ an sich zu bringen, und dies umso mehr, als auch dringend benötigtes Operationsmaterial („Verbandsstoff, Leinwand, Charpie, Watte, Instrumente, Medicamente, Wasserstoff, Leucoplast“) gespendet wurde. Gelang es nicht, „die Beute ganz an sich zu reißen od. sich wenigstens die Hälfte davon zu sichern“, wurde die jeweils andere Partei des Diebstahls beschuldigt:

Fehlte Vormittags etwas, so verdächtigte man die [Abteilung] V des Diebstahls u nahm daraufhin alle Vormittag[s] einlaufenden Gaben stillschweigend als Ersatz in Beschlag. Fehlte Nachmittag[s] etwas u gieng etwas aus, so nahm jeder mit Sicherheit an, dass wahrscheinlich [für] uns bestimmte Sachen von der IV beschlagnahmt worden wären. Die Verdächtigungen wurden ganz laut herumgesprochen; das Wort ‚stehlen‘ war Gieng und Gebe, es war unglaublich, wie sich die Leute gehen liessen u wie sich die Herr[en] Oberärzte benahmen (Tagebuch „Spital 1914“).

Jedenfalls wird man aus diesen Ausführungen wohl schließen dürfen, dass eine Ausstattung der beiden Krankenstationen in medizinischer und in humanitärer Hinsicht von staatlicher Seite nicht vorgenommen wurde. Vielmehr scheint diese ganz von privater Seite getragen worden sein. Dies scheint vor allem dann der Fall gewesen zu sein, wenn es galt, den Soldaten durch Geschenke und Zuwendungen eine Freude zu machen. Bahr-Mildenburg berichtet hierüber sehr anschaulich in „Weihnachten unserer Verwundeten“ und schreibt, dass Musik und gute Gaben ausschließlich von verschiedenen privaten Spendern und Engagierten gekommen seien (Bahr-Mildenburg 1921c: 204 ff.).

V. „Mediciner und Arzt war keiner mehr gekommen“: Traumaversorgung, Infektionsvorsorge, Sterbebegleitung

Im Zusammenhang mit den Mängeln hinsichtlich der Ausstattung des Krankenhauses und der fehlenden menschlichen Zuwendung seitens der Ärzteschaft stehen weitere Vorwürfe Bahr-Mildenburgs, die sie in ihren genannten drei Aufsätzen überhaupt nicht thematisiert, sondern nur in ihrem Tagebuch des Jahres 1914 ausführt: die Infektionsvorsorge und die Sterbebegleitung. Zum letztgenannten Punkt führt sie den Fall von zwei an Lungenentzündung erkrankten Soldaten an, die an aufeinanderfolgenden Tagen verstarben, ohne dass sich der Arzt darum kümmerte.

Dabei haben wir schwere Lungenentzündungen. Einer starb schon daran. Man liess uns [den beiden Krankenschwestern] zwei Stunden vor seinem Tod sagen, dass es wahrscheinlich zu Ende gehe u wir Sect geben sollen. Ich blieb bei dem Sterbenden mit dem Feldkurat²⁹, bis es vorbei war. Mediciner und Arzt war keiner mehr gekommen. (...) Gestern machte Dr. Heller wieder die Visite allein. Wir erfuhren nur, dass es für den zweiten Schwerkranken ein sehr kritischer Tag sei und man sehr acht geben müsse. Ich that, was ich für gut hielt, liess den Kranken in feuchter Luft liegen, gab Sect und Digalen [?]. Ich erwartete, dass doch wenigstens ein Mediciner nach dem Kranken sehen würde, aber Niemand kam (Tagebuch „Spital 1914“).

Die Infektionsvorsorge war nach den Ausführungen im Tagebuch auf einem ebenso beklagenswerten Stand wie die übrige Hygiene:

Sehr als hygienische Massregel wäre auch der stricte Befehl zu begrüssen, dass die Strohsäcke [für] Matratzen u Polster von Zeit zu Zeit geklopft werden müssen. Ferner dass auch bei constatierter Lungen Tuberculose das Bett nach Abgang des Kranken der Desinfection übergeben, aber doch zu mindestens die Bettwäsche erneuert wird, [be]vor das Bett von einem neuen Kranken belegt wird (Tagebuch „Spital 1914“, blaues Heft ohne Titel, Signatur III/7; 9).

Ein weiterer Kritikpunkt Bahr-Mildenburgs ist die ärztliche Versorgung von – modern gesprochen – traumatisierten Soldaten. Als Beispiel hierfür nennt sie in ihren Aufsätzen *Dienen*, *dienen* und *Hacin* einen jungen Slowenen selben Namens. Als sie ihren Dienst im Krankenhaus antritt, liegt er dort

unbeweglich seit drei Monaten. Der Luftdruck einer zerplatzenden Granate preßte ihm Steine in die Ohren, sein Trommelfell ist zerstört, er ist stocktaub, hat völlig die Sprache verloren, Arme und Beine versagen den Dienst, er zittert unaufhörlich und eigentlich spielt sich sein ganzes Leben nur in diesen Augen ab (Bahr-Mildenburg 1921a: 186).

29 Vermutlich ein Geistlicher.

Zumindest streckenweise ist der Kranke aber in der Lage, seine Umgebung wahrzunehmen und mit seinen Mitmenschen zu kommunizieren. Als er auf Veranlassung Bahr-Mildenburgs Besuch von Mutter und Bruder bekommt,

da holte er mühsam seine zitternde Hand unter der Decke hervor, deutete leise mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn, um von seinen ewigen Schmerzen zu erzählen, und dann standen die zwei blauen Augen voll Wasser und er wendete den Kopf gegen die Wand (Bahr-Mildenburg 1921a: 186).

Im Übrigen jedoch bestand das Dasein des jungen Soldaten offenbar nur aus einem „entsetzlichen Hinbrüten“ (Bahr-Mildenburg 1921a: 187), das Bahr-Mildenburg auch als „Apathie“ bzw. „stille, trostlose Verzweiflung“ (Bahr-Mildenburg 1921b: 193) beschreibt.

Welche Ursachen dieses Verhalten hatte, kann aus Mangel an Dokumenten heute nicht mehr sicher festgestellt werden. Doch darf man wohl annehmen, dass diese nicht oder nicht ausschließlich in der äußeren Verletzung zu suchen sind, die der junge Mann erlitten hatte (zumal sich seine Kopfschmerzen nach dem Bericht Bahr-Mildenburgs nach einiger Zeit zu bessern begannen), sondern dass hier vermutlich eine post-traumatische Belastungsstörung vorlag.³⁰

Tragisch daran war, dass sich im Salzburger Spital um gerade diese seelischen Wunden zunächst niemand kümmerte. Im Gegenteil beschreibt Bahr-Mildenburg in ihrem Aufsatz „Hacin“, dass der visitierende Arzt mehrfach vergaß, dass der vor ihm im Bett liegende Patient vollkommen taub war und daher an ihn gerichtete Fragen weder verstand noch beantworten konnte. Zudem sei die Apathie des Soldaten ärztlicherseits mehrfach mit dem Satz kommentiert worden „Der vertrottelt halt“ (Bahr-Mildenburg 1921b: 195). Im Tagebuch heißt es verschärfend:

Er wurde nie untersucht. Die Ärzte giengen monatelang an seinem Bett vorüber u Dr. Heller sagte mir höchstens „und der verdrottelt langsam“ oder „der bleibt schon bei uns bis zum Ende des Krieges“ oder „na der schaut halt so vor sich hin“ (Tagebuch 1914, Unterstreichung original).

Dass dem Patienten sehr wohl zu helfen war, beschreibt Bahr-Mildenburg ausführlich in dem schon genannten Aufsatz. Durch intensive Zuwendung, in die dann auch Mitpatienten einbezogen wurden, gelang es ihr, mit dem Soldaten nicht nur in Zeichensprache zu kommunizieren, sondern ihn auch für seine Umgebung zu interessieren, so dass er Bücher und Zeitschriften lesen, einfache Bastel- und Schreibebeiten durchführen und die freundlichen Aufmerksamkeiten der Kameraden verstehen und im Rahmen seiner Möglichkeiten auch erwidern konnte. Auch Massagen und Anwendungen mit elektrischem Strom hatte Bahr-Mildenburg an dem Patienten durchgeführt, mit dem Erfolg, dass sie nach einer Weile erste Gehversuche mit ihm unternehmen konnte (vgl. Bahr-Mildenburg 1921b). Umgekehrt kann man diesen Bemü-

³⁰ Bahr-Mildenburg scheint dies richtig erkannt zu haben, wenn sie in ihrem Aufsatz *Hacin* schreibt: „[...] ich sah doch täglich und stündlich das langsame Erwachen dieser armen, erschreckten Seele und sah, wie er Schritt für Schritt aus seiner Dunkelheit heraustrat“ (1921b: 195).

hungen der Künstlerin wohl entnehmen, dass ärztlicherseits nichts dergleichen geschah. Dieser Eindruck lässt sich durch ihre Tagebücher unterstreichen:

Ich aber dachte immer, dass doch mit ihm etwas geschehen müsse, da doch meine geringe Hilfe ihn schon so weit gebracht hatte. Durch meine verschiedenen Beziehungen, durch meinen Aufsatz³¹ u durch Herumsprechen erfuhr endlich Professor Haberer von Hacin, holte ihn selbst ab und brachte den Kranken nach Innsbruck in die Klinik des Prof. Meyer.³² Heller schien davon nichts gewusst zu haben. Als ich am nächsten Morgen zur Visite kam, [eingefügt: war er wüthend] grüßte er mich wieder kaum. Im Zimmer wo Hacin gelegen hatte, sagte er, als er bei dessen Bett vorbei gieng: ‚Den hat der Stabsarzt Haberer gestern geholt. Sogar den Namen hat er gewusst. Muss ihm wohl der Herrgott verrathen haben. Na, jetzt wird er operiert werden und dann wird er todt sein. Is auch gut‘ (Tagebuch 1914).

Erfreulicherweise bewahrheitete sich diese düstere Prognose nicht. Bahr-Mildenburg berichtet in ihrem Aufsatz abschließend von einem langen, dankbaren Brief, den ihr Hacin geschrieben habe und dem man entnehmen kann, dass er seine geistige Gesundheit wieder vollkommen zurückgewonnen hatte (Bahr-Mildenburg 1921b: 203 f.). Dennoch spiegeln diese Schilderungen nicht nur ärztliche Ignoranz – die freilich mit Hilfe der genannten Dokumente nur einseitig und unvollkommen beurteilt werden kann –, sondern vor allem, dass professionelle Hilfe für Traumatisierte seinerzeit noch vollkommen unbekannt war bzw. in den Kinderschuhen steckte.

Was durfte man also angesichts der geschilderten Umstände von einer Hilfskrankenschwester erwarten? Mangels irgendeiner medizinischen oder pflegerischen Ausbildung hätte man annehmen können, dass Anna Bahr-Mildenburg lediglich untergeordnete Hilfsdienste auf der Krankenstation übernehmen würde. Zudem könnte man annehmen, dass sie dem Klischee entsprechen würde, dass weiblicher Kriegsdienst vor allem in aufopfernder Pflege bestehe. In bemerkenswerter Weise entsprach die Künstlerin diesen Vorstellungen, und zugleich entsprach sie ihnen gerade nicht.

Aus dem Vorstehenden wurde deutlich, dass Bahr-Mildenburg in erheblichem Maße nicht-medizinische Pflegeleistungen übernahm. Ihre Tätigkeit war jedoch nicht auf diese (für die Patienten zweifellos hilfreichen) Leistungen beschränkt. Vielmehr schuf sie zudem Organisationsstrukturen, etwa, indem sie für eine gute und systematische Lagerung der gespendeten Lebensmittel und Gegenstände sorgte. Offensichtlich hatte sie erkannt, dass mit „barmherzigen Schwestern, die im Himmel schweben“³³ keinem Patienten geholfen wäre, sondern dass es vielmehr persönliches Engagement

31 In dem genannten Aufsatz berichtet Bahr-Mildenburg etwa davon, dass der Kranke einmal Besuch von Alfred Roller erhielt, dem berühmten Bühnenbildner Gustav Mahlers, mit dem sie aufgrund ihrer Tätigkeit als Sängerin langjährig befreundet war. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, dass Roller den Patienten nicht nur zeichnete (und selbst zeichnen ließ), wie Bahr-Mildenburg schreibt, sondern – sicherlich auf ihr Bitten hin – selbst seine Beziehungen spielen ließ (vgl. 1921b: 199 f.).

32 In ihrem Aufsatz schreibt sie präzisierend, dass es sich bei dieser Institution um eine Nervenklinik gehandelt habe (vgl. 1921b: 192).

33 Dieser Satz findet sich mehrfach in Norgard Kohlhagens Buch über Elsa Brändström. Er geht auf die englische Krankenschwester Florence Nightingale zurück, die einmal sagte: „Barmherzige Schwestern dürfen nicht wie Engel ohne Hände zwischen den Patienten umherschweben“ (Kohlhagen 1992: 32 und 38).

und energische Tatkraft waren, die sie zur Versorgung der Patienten einbringen konnte.

Zudem pflegte sie die Kranken nicht nur, sondern erkannte durch Gespräche und genaues Hinsehen die eklatanten Mängel, die in ihrer Station bestanden, und machte sie in Aufsätzen öffentlich. Besonders mit ihrem Engagement für den Slowenen Hacin ging sie deutlich über das bloße Verbände Wechseln hinaus. Kritisch muss man anmerken, dass sie sich in Bezug auf diesen Patienten dem Arzt gegenüber Rechte anmaßte, die ihr nicht zustanden: Der Arzt hätte über Behandlung und Unterbringung des Kranken bestimmen müssen, nicht sie.

Überraschend ist, dass es Bahr-Mildenburg offenbar nie in den Sinn kam, mit ihren Patienten zu singen oder für diese etwa kleine Konzerte zu geben, obwohl sie hierfür durch ihre Ausbildung als Opersängerin in besonderer Weise prädestiniert gewesen wäre. Aber weder in den Tagebüchern noch in den Aufsätzen findet sich der kleinste Hinweis, dass dies jemals der Fall gewesen wäre. Im Gegenteil scheint sie den Patienten noch nicht einmal ihren eigentlichen Beruf verraten zu haben, sondern ließ sich nur Schwester Anna nennen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich Bahr-Mildenburg – in einer Zeit, in der zupackende Entschlusskraft als männlich und bei einer Frau als „mangelnde Weiblichkeit“ apostrophiert wurde³⁴ – offenbar nicht um bestehende Rollenklischees kümmerte und tat, was sie als Krankenschwester für sinnvoll hielt. Singen gehörte offenbar nicht dazu.

VI. Fazit

Welche Bedeutung hatte die Zeit als Krankenpflegerin für Anna Bahr-Mildenburg? Ihre Schilderung des Weihnachtsfestes mit den verwundeten Soldaten liest sich, als habe diese Feier einen starken, ja unauslöschlichen Eindruck bei ihr hinterlassen (der sich auch auf heutige Leser überträgt).³⁵ Über ihre Begegnung mit dem traumatisierten Slowenen Franz Hacin formuliert sie abschließend, dass der Krieg sie mit diesem „Schmerzenskind“ „gesegnet“ habe (Bahr-Mildenburg 1921b: 203). Doch ist nicht zu verkennen, dass für die Künstlerin während der gesamten Kriegsjahre das normale Leben weiterging, wie ihren Tagebüchern aus dieser Zeit zu entnehmen ist.³⁶

So existieren bereits für das Jahr 1914 eine Reihe weiterer Tagebücher (z.T. in Form von Taschenkalendern), in denen Bahr-Mildenburg über ihre Erlebnisse außerhalb des Spitals berichtet. Aus diesen geht hervor, dass sie das Krankenhaus durchaus nicht täglich besuchte, sondern eher sporadisch ein- oder zwei Mal in der Woche. Vielleicht ist dies dadurch zu erklären, dass der Krankenstation (wie oben erwähnt) zwei Hilfs-Krankenpflegerinnen zugeteilt waren, so dass man sich mit dem Dienst

34 Elsa Brändström warf sich selbst einen „Mangel an weiblichen Anlagen“ vor (vgl. Kohlhausen 1992: 50).

35 „Diese Christfeier wird unvergeßlich in aller Herzen weiterleben, das ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ der Wandervogel, der vier Musikanten und der zwei lieben jungen Mädchen mit ihrer Mandoline wird für alle Zeiten in uns wiederklingen und immer wieder wird vor unseren Augen das Bild entstehen, wie da alle mit inbrünstig gefalteten Händen mitten unter den Soldaten standen und beim Flackern der Christbaumkerzen, im Tannenduft der glitzernden Bäume leise das liebe alte Lied mitsangen und es als heißes Gebet, als inniges Flehen emporsandten: ‚Friede den Menschen auf Erden‘“ (Bahr-Mildenburg 1921c: 208).

36 Vgl. Nachlass Bahr-Mildenburg im Theatermuseum Wien, Karton 79 (Tagebücher 1912–1920).

abwechslern konnte. Während der übrigen Zeit ging Bahr-Mildenburg ihrem Beruf als Sängerin und Schauspielerin nach und hielt Eindrücke, die Kolleginnen und Kollegen auf sie machten, stichwortartig fest. Für den 19. April 1917 etwa, am Tag der Berliner Generalprobe von Karl Schönherr's Theaterstück *Volk in Not* heißt es: „Generalprobe. II. Act ‚Schlacht am Berg Isel‘. Schreikampf des jungen Winterstein mitten im Publicum. Er war im Feld u hat ein Nervenleiden“³⁷ (Tagebuch 1917, Signatur: IV/1, 11.). Und für den 20. April, den Tag der Premiere, notiert sie:

Vormittag Probe vor Censur wegen des zu aufregenden II. Actes. Nutzloses Herumstehen. Einige Schüsse wurden gestrichen. Zu Hause Telegramm vom Prinzen Max. Abend Premiere. Stimmung sehr ruhig ohne Beifall. Kahauer [?] ladet [sic] mich Restaurant ein. Reinhardt sagt nichts. Ich nach Hause allein. Entsprechend. Wie viel der Mensch aushält! (Tagebuch 1917, Signatur: IV/1, 11.)

Angesichts dessen verwundert es nicht, dass sie von künstlerischen Erfahrungen womöglich noch mehr beeindruckt und beeinflusst wurde als von den Eindrücken im Salzburger Spital. Beispielhaft sei hierzu aus ihrem Tagebuch „Bayreuth 1914“ zitiert, in dem sie beinahe Tag für Tag alle Erlebnisse und Gedanken aus dieser für sie sängerisch so wichtigen Zeit festhält:

Ich bei Muck³⁸ Besuch gemacht (...). Sprach mit Muck über meine Stimme, da ich durch die vielen Angriffe schon etwas steiff bin. Er findet mich heuer nur etwas nervös und in der Athemgebung unruhig, sagt aber, dass ich gerade die schwierige Erzählung ausgezeichnet gesungen habe u spricht nur von einer einzigen Stelle, wo ich destoniert [sic] haben soll, während mir das ganz besonders von vielen Zeitungen vorgeworfen wird – ja der fränkische Courier nennt es eine Nothwendigkeit, mir die Kundry zu nehmen. Der fränkische Courier hat übrigens auch heuer meine Götterdämmerung Brünnhilde eine Leistung genannt, die nicht mehr ernst zu nehmen sei. Dass ich in Berlin von der Presse schlecht behandelt wurde, findet Muck selbstverständlich, da dort eine Sängerin Frl. Ober diese Rolle singt, deren Mann ein ungemein betriebsamer Reporter ist und schon vielen Sängerinnen geschadet haben soll. Mir ist übrigens die Hauptsache, dass Muck sehr gut über meine stimmliche Verfassung gesprochen hat. Er will sich dem Heere stellen und nicht nach Amerika dirigieren gehen (Tagebuch „Bayreuth 1914“ III, Signatur III/4).

Dieser Eintrag spiegelt sehr deutlich wider, was Bahr-Mildenburg am Wichtigsten war: ihre Stimme und ihre sängerische Leistungsfähigkeit, die in dieser Zeit bereits stark umstritten war. Dies kann zugleich erklären, warum sie die haarsträubenden Verhältnisse im Salzburger Spital in ihren Aufsätzen nicht viel deutlicher und schonungsloser anprangert: Im Gegensatz zu Elsa Brändström, die durch die Veröffentlichung ihres Buches, in dem sie ihre Erlebnisse ungeschminkt erzählt, so viel Geld verdiente, dass sie damit nach dem Krieg Erholungsheime für Kinder und Erwachsene

37 Bahr-Mildenburg hatte unter der Regie von Max Reinhardt die Rolle der Wolfsgruberin übernommen.

38 Karl Muck (1859-1940), Dirigent des Parsifal in Bayreuth 1914.

finanzieren konnte,³⁹ sah Bahr-Mildenburg hierin nicht ihre Aufgabe. Als solche begriff sie vielmehr ihre Tätigkeit als Sängerin, der sie sich zeitlebens verpflichtet sah.

Als Grund für die unterschiedliche Darstellungsweise der Verhältnisse in ihren Tagebüchern und in ihren Aufsätzen kann angenommen werden, dass die Angehörigen der Soldaten, über deren Pflege sie berichtet, nicht durch grausige Tatsachenberichte erschreckt werden sollten. Vielmehr sollten die Leser durch Mitleiden gerührt und dadurch ihre Spendenbereitschaft angefacht werden. Tatsächlich berichtet Bahr-Mildenburg in ihrem Tagebuch, dass diese Taktik von Erfolg gekrönt war:

*Dazu kommt noch das viele Geld, das mir mein Aufsatz eingebracht [hat] und ich brauche nicht erst lange zu überlegen, wenn es sich um dringende Anschaffungen für die Kranken handelt.*⁴⁰

Außerdem konnte sie, wie schon oben erwähnt, durch ihre Presseberichte erreichen, dass Kranke in auswärtigen Krankenhäusern behandelt wurden. Als weiterer Grund für die unterschiedliche Tiefe der Berichterstattung in Aufsätzen und Tagebüchern kann angenommen werden, dass Bahr-Mildenburg mit einer schonungsloseren Offenlegung möglicherweise in Konflikt mit der politischen Haltung ihres Ehemannes (vgl. Bahr 1915) gekommen wäre, der (zumindest zeitweilig) ein begeisterter Kriegsbefürworter war.⁴¹ Schließlich kann man vermuten, dass die Künstlerin möglicherweise befürchten musste, dass man sie bei einer ungeschminkteren Darstellung der Verhältnisse in ihren Aufsätzen vielleicht wegen „Wehrkraftzersetzung“ von ihrem Dienst entfernt hätte.

In späteren Tagebucheinträgen spricht sie nie mehr von ihrer Zeit im Salzburger Spital. Auch ihre Auszeichnung⁴², die sie im Oktober 1915 für ihre Leistungen als Krankenschwester erhielt, und die wohl nach Hunderten zählenden Briefe von ehemaligen Verwundeten, die ihr schrieben,⁴³ erwähnt sie nirgends. Vielmehr widmete sie sich nach dem Abschluss ihrer Arbeit als Schwesternhelferin wieder ausschließlich ihrem „richtigen“ Leben. Ob diese Eindrücke und Erfahrungen letztlich nur Episode für die Künstlerin waren oder ob sie von diesen weiterhin zehrte, kann nicht entschieden werden.

39 Im Vorwort zur deutschen Ausgabe ihres Buches schreibt Brändström, ihr „heißester Wunsch“ sei es, den „heimkehrenden Kriegsgefangenen zu helfen“. Aus dem Erlös des Buches und zahlreicher Reisen konnte sie 1922 die Kuranstalt Marienborn-Schmeckwitz sowie das Gut Schreibermühle kaufen und 1924 das Schloss Neusorge pachten, die für Kuraufenthalte von Kriegsheimkehrern bzw. deren Kinder eingerichtet wurden (Brändström 1927: XI bzw. XIII ff.).

40 Nachlass Anna Bahr-Mildenburg, Theaternuseum Wien, Schachtel 79, Tagebücher 1912–1920, Signatur: III6/8.

41 Stefan Zweig forderte Bahr am 9. September 1917 brieflich auf, sich endlich öffentlich von dem „furchtbaren Machwerk“ zu distanzieren. Gemeint war dessen Schrift *Kriegsseggen* (vgl. Rolland/Zweig 1987: 142; Zweig 1998: 151-152 sowie <http://homepage.univie.ac.at/martin.anton.mueller/?q=zeittafel> (vgl. dort: 1915/Februar/Kriegsseggen; Abruf am 13.5.2015).

42 Es handelt sich dabei um das silberne Ehrenzeichen vom roten Kreuz mit Kriegsdekoration. Das Überendungsschreiben von Erzherzog Franz Salvator hat sich im Nachlass der Künstlerin in Wien erhalten ebenso ein Glückwunschs schreiben des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Salzburg vom 8. Oktober 1915.

43 Diese befinden sich in einem Extrakarton (Nr. 41) bei dem erwähnten Nachlass der Künstlerin in Wien mit der Aufschrift „Krieg 1914, Briefe“.

Interessant ist jedoch, dass sie mit ihren Tagebüchern einerseits und den genannten Aufsätzen bzw. den Einträgen in ihren *Erinnerungen* andererseits quasi einen Doppelblick auf die sie umgebende Welt wirft. Hierbei sei nochmals unterstrichen, dass auch die Ausführungen in Bahr-Mildenburgs Tagebüchern nicht notwendig wahr sind oder die Ereignisse richtig wiedergeben. Vielmehr wurde aus dem Vorstehenden erkennbar, dass es sich bei diesen Schilderungen streckenweise um mehr oder weniger starke Selbststilisierungen handelt. Bahr-Mildenburg stellt sich so dar, als sei sie die einzige gewesen, die Missstände richtig erkannt, auf den Punkt gebracht und Maßnahmen dagegen ergriffen habe, auch über den Kopf des leitenden Arztes hinweg. Als Gegenstück hierzu lassen sich die in den *Erinnerungen* bzw. den genannten Zeitungen veröffentlichten Aufsätze heranziehen, in denen Bahr-Mildenburg etwa die Leistungen und das Engagement des Mediziners Dr. Heller mehrfach erwähnt und darüber stets in respektvollem Ton berichtet.⁴⁴

Fügt man die Tagebucheinträge und die genannten Veröffentlichungen der Künstlerin also montageartig aneinander, können sie sich gegenseitig als Ergänzung und Korrektiv dienen. Auf diese Weise erkennt man freilich nicht unbedingt die „historische Wahrheit“ über die geschilderten Vorgänge, aber der Leser und die Leserin werden in die Lage versetzt, durch ein solches Gegenlesen der Texte verschiedene Sichtweisen derselben Situation kennenzulernen, und können dadurch möglicherweise eine bessere Einschätzung der Lage treffen.⁴⁵ Diese Konstruktion von Wirklichkeit, bei der die Aufsätze und Tagebucheinträge Bahr-Mildenburgs imstande sind, sich gegenseitig zu korrigieren und dadurch neue, über das je einzelne Dokument hinausgehende Lesarten ermöglichen – dies macht meiner Meinung nach die Auseinandersetzung mit den Erlebnisse und Einschätzungen Bahr-Mildenburgs auch über ihren speziellen Fall hinaus interessant.

LITERATUR

- Bahr, Hermann (1915): *Kriegsseggen*. Mit einem Bild von H.B. München: Delphin Verlag (zuvor unter dem Titel „Kriegsseggen!“ erschienen im Prager Tageblatt am 24. Dezember 1914 sowie im Berliner Tageblatt, 44 (1915), Abend-Ausgabe vom 12. Februar 1915).
- Bahr-Mildenburg, Anna (1921a): *Dienen, dienen*. In: *Erinnerungen*. Wien: Wiener Literarische Anstalt, 179-191 (ferner in: *Neue Freie Presse*, 25. Dezember 1914).
- Bahr-Mildenburg, Anna (1921b): *Hacin*. In: *Erinnerungen*. Wien: Wiener Literarische Anstalt, 191-204 (ferner in: *Neue Freie Presse*, 2. April 1915).
- Bahr-Mildenburg, Anna (1921c): *Weihnachten unserer Verwundeten*. In: *Erinnerungen*. Wien: Wiener Literarische Anstalt, 204-208 (ferner in: *Salzburger Volksblatt*, 2. Januar 1915).
- Borchard, Beatrix (2006): *Mit Schere und Klebstoff. Montage als wissenschaftliches Verfahren in der Biographik*. In: Corinna Herr und Monika Woitas (Hg.): *Musik mit Methode: neue kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Köln: Böhlau Verlag, 47-62.
- Brändström, Elsa (1927): *Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien*. Leipzig: Verlag Koehler & Amelang.

44 „Man sieht immer etwas aufgeregt einem neuen Verwundetentransport entgegen. Die Ärzte rüsten sich zu übermenschlicher Arbeit und die Hilfskräfte wissen, daß nun ruhelose Tage kommen“, heißt es etwa in „Dienen, dienen“ (Bahr-Mildenburg 1921a: 185). Dass es der Abteilungschef Dr. Heller nicht an menschlicher Anteilnahme fehlen ließ, wird in dem Aufsatz „Weihnachten unserer Verwundeten“ deutlich: „Dr. Richard Heller tauchte immer wieder im Gedränge auf, begrüßte seine Patienten und mußte immer aufs neue bestaunen und bewundern, was ihm die Soldaten zeigten“ (ebd., 208).

45 Vgl. hierzu der Abschnitt „Montage als künstlerisches Verfahren“ in: Borchard 2006: 58 ff.

- Guttman, Barbara (1989): *Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914-1918*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Fetz, Bernhard (2009a): Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen. In: Bernhard Fetz (unter Mitarbeit von Hannes Schweiger) (Hg.): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin: Verlag de Gruyter, 70-103.
- Fetz, Bernhard (2009b): Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz (unter Mitarbeit von Hannes Schweiger) (Hg.): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin: Verlag de Gruyter, 3-68.
- Goertz, Hans-Jürgen (2001): *Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität*. Stuttgart: Reclam Verlag.
- Kohlhagen, Norgard (1992): *Elsa Brändström. Die Frau, die man Engel nannte*. 2. Auflage, Stuttgart: Quell Verlag.
- Martensen, Karin (2013): *Die Frau führt Regie. Anna Bahr-Mildenburg als Regisseurin des Ring des Nibelungen. Mit einem Anhang: Regiebücher zu Walküre, Siegfried und Götterdämmerung*. Reihe: Beiträge zur Kulturgeschichte der Musik, Band 7 (hsg. von Rebecca Grotjahn). München: Allitera Verlag.
- Parizek, Gabriele (2007): *Anna Bahr-Mildenburg: Theaterkunst als Lebenswerk*. Dissertation, Universität Wien, ungedruckt (Maschinenschrift).
- Rolland, Romain und Stefan Zweig (1987): *Briefwechsel 1910-1940, Band 1*. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Schewe u.a. Berlin: Verlag Rütten & Loening.
- Rüsen, Jörn (2002): *Geschichte im Kulturprozess*. Köln: Böhlau Verlag.
- Salm-Reifferscheidt, Franziska (2010): *Frauen in der Kriegskrankenpflege im Ersten Weltkrieg am Beispiel der Rotkreuzschwester Marianne Jarka*. Diplomarbeit Universität Wien. Auf: http://othes.univie.ac.at/8208/1/2010-01-13_0104971.pdf (besucht am 24.2.2015).
- Schönberger, Bianca (2002): *Mütterliche Heldinnen und abenteuerlustige Mädchen. Rotkreuz-Schwester und Etappenhelferinnen im Ersten Weltkrieg*. In: Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*. 1. Auflage, Frankfurt: Campus Verlag, 108-149.
- Schweiger, Hannes (2009): Die soziale Konstituierung von Lebensgeschichten. In: Bernhard Fetz (unter Mitarbeit von Hannes Schweiger) (Hg.): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin: Verlag de Gruyter, 317-352.
- Trapp, Wolfgang (1999): *Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland*. Stuttgart: Reclam Verlag.
- Vogel, Jakob (1998): Samariter und Schwestern. Geschlechterbilder und -beziehungen im „Deutschen Roten Kreuz“ vor dem Ersten Weltkrieg. In: Karen Hagemann, Ralf Prüve (Hg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*. Frankfurt: Campus Verlag, 332-345.
- Willnauer, Franz (2006): *Gustav Mahler. „Mein lieber Trotzkopf, meine süße Mohnblume“*. Briefe an Anna von Mildenburg. Wien: Zsolnay Verlag.
- Zimmermann, Oberin Anna von (1913): *Was heißt Schwester sein? Beiträge zur ethischen Berufserziehung*. 2. Auflage, Berlin: Springer Verlag.
- Zweig, Stefan (1998): *Briefe 1914-1919*. Hrsg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler. Berlin: S. Fischer Verlag.

Toleranz, Erinnerungskultur und innerer Einigungsprozess

Zu den Gödelitzer Biographiegesprächen

Felicitas Söhner

I. Idee und Etablierung der Gödelitzer Biographiegespräche

Ich kenne viele Deutsche ... Beruflich, privat. Aber ich habe keinen deutschen Freund, keinen einzigen. Es ergibt sich einfach nicht. Ich bin eben der Türke. Und sie sind eben die Deutschen. (Burhan Güzüakça, in: Rieckmann 2011)

Sie leben im selben Land, sind Nachbarn oder Arbeitskollegen, dennoch sind sich viele Bevölkerungsgruppen Deutschlands untereinander häufig fremd. Obwohl man seit der politischen Wende gemeinsame Geschichte teilt oder mittlerweile in der dritten Generation in der Wahlheimat lebt, bestehen Vorurteile zwischen Ost- und Westdeutschen, zwischen Deutschen mit und ohne Migrationshintergrund und gegenüber ihren europäischen Nachbarn. Für große Teile unserer Gesellschaft trennt die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe sie von der anderen, und die Mitglieder der verschiedenen Bevölkerungsgruppen leben nach wie vor neben- statt miteinander. Ebenso wie Medien greift das Gros der Bevölkerung zu vereinfachenden Klischees vom typischen Ossi und Wessi, vom typischen Deutschen, Türken, Polen oder Russen. Im Grunde hat man wenig Ahnung voneinander. Aus der Erkenntnis heraus, dass gesellschaftliche Entwicklungen nur in einem wechselseitigen Verständnis für die Geschichte des anderen verstanden und damit auch gestaltet werden können und dass, wer sich kennen lernen will, auch miteinander reden muss, überwinden die Gödelitzer Biographiegespräche diese Fremdheit und ermöglichen echte Begegnungen und einen freundschaftlichen, ernsthaften Austausch persönlicher Erfahrungen auf Augenhöhe.

Die Gödelitzer Biographiegespräche haben ihre Wurzeln am Kultur- und Begegnungszentrum Gut Gödelitz nahe Dresden. 1998 initiierte der Journalist, Politologe und Volkswirtschaftler Axel Schmidt-Gödelitz die Gründung des Ost-West-Forums, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, das Zusammenwachsen zwischen Ost- und Westdeutschland wie auch zwischen Ost- und Westeuropa zu fördern. Als ehemaliger Diplomat in der Ständigen Vertretung der BRD in Ost-Berlin kennt er die immensen Vorurteile und Barrieren, die aus der Teilung Deutschlands und ihren verschiedenen Gesellschaftssystemen herrühren und noch nicht überwunden sind.

Die Euphorie nach dem Mauerfall war damals schnell verflogen. Plötzlich standen sich Ossis und Wessis gegenüber und wussten nicht, wie sie mit der Vergangenheit des anderen umgehen und miteinander leben sollten (Schmidt-Gödelitz, in: Sievers 2014).

Die Grundidee des Vereins lag darin, das mangelnde Wissen über das Leben der anderen durch Biographiegespräche zu überbrücken (Schmidt-Gödelitz 2014 b). Ideengeber waren Wolfgang Thierse und Peter von Oertzen, die öffentlich dafür warben, dass sich Menschen aus beiden Teilen Deutschlands zusammensetzen und sich ihre Biographien erzählen, um den Graben der Fremdheit zu überwinden. Noch als Koordinator der Friedrich-Ebert-Stiftung lud Schmidt-Gödelitz monatlich zehn Menschen auf das Landgut ein. Mittlerweile haben sich allein im Rahmen der deutsch-deutschen Gesprächsrunden rund 2.000 Menschen ihre Lebensgeschichte erzählt (Schmidt-Gödelitz 2014 a: 11 f.). Das erfolgreiche Konzept der deutsch-deutschen Begegnung wurde bald auf deutsch-türkische, deutsch-polnische und deutsch-russische Gespräche übertragen. Derzeit weitet sich das Gödelitzer Modell zu einem internationalen Projekt aus; sowohl in Korea und demnächst auch in der Schweiz möchte man das Konzept zum Abbau von Vorurteilen und dem Ziel der inneren Einheit etablieren.

II. Prinzip und gedanklicher Hintergrund

Historische Biographiearbeit beschäftigt sich im Rahmen der Untersuchung gesellschaftspolitischer Inhalte mit alltagsnahen Inhalten von Lebensgeschichten. Dieser Zugang zur Geschichte erfragt nach Niethammer in der „Dimension des Alltäglichen“ die subjektive Sicht derjenigen, die bislang als „Objekte der Geschichte“ verstanden wurden und stellt eine besondere Narration dar (Niethammer 1985: 10). Lebensgeschichten bieten hier einen Zugang zu persönlichen Erfahrungen, Wünschen, Widerstandsmotiven und schöpferischem Vermögen (ebda). Die Teilnehmer der Gödelitzer Biographierunden erfahren über die Rekonstruktion der jeweiligen persönlichen Geschichten in alternativer Weise damit nicht nur vieles über die eigenen sozialen Prozesse, in die sie eingebunden waren und sind, sondern auch vieles über die des Gegenübers in der Gesprächsrunde (Hirt 2003).

Zugleich ermöglicht es diese Form der narrativen Geschichte, Aspekte zu erfahren, die von den Sprechenden bislang nicht als Geschichte wahrgenommen wurden. Damit erhalten die Teilnehmer Zugang zu gesellschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten, die jenseits einer offiziellen Erinnerungskultur oder Elitenbiographie liegen. So schafft diese Form der individuellen Erinnerung die Möglichkeit, einzelnen Personen eine Stimme zu verleihen, die wohl sonst eher kaum oder gar nicht gehört würden.

Das Gödelitzer Modell geht auf die Idee zurück, die Befremdung zwischen Ost- und Westdeutschen und die Unwissenheit übereinander durch persönliche Begegnung zu überwinden. Der von Axel Schmidt-Gödelitz gegründete überparteiliche Verein „ost-west-forum Gut Gödelitz“ realisiert seitdem unter anderem monatlich deutsch-deutsche Biographiegespräche. Als bei einer dieser seit 1999 etablierten deutsch-deutschen Gesprächen ein türkischstämmiger Teilnehmer seine Empfindungen äußerte (vgl. Interview mit Oya Susanne Abalı, in: Schlüter 2012), war dies der Auslöser für die Initiierung der deutsch-türkischen Biographiegespräche. Axel Schmidt-Gödelitz schildert jenes Schlüsselerlebnis:

Er sagte damals, ich habe Teller abgewaschen, ich habe Gebäude gereinigt und am Ende hatte (ich) ein wirtschaftswissenschaftliches Studium geschafft. (...) Ich bin jetzt 35 Jahre in Deutschland. Ich bin noch nie von Deutschen auf

*gleicher Augenhöhe behandelt worden – und das ging uns allen unter die Haut
(Schmidt-Gödelitz 2014 c).*

Die Pilotveranstaltung der deutsch-türkischen Biographierunden fand 2009 auf Gut Gödelitz statt. Mittlerweile schließt das Gödelitzer Modell auch den deutsch-russischen Austausch mit ein und hat auch dazu geführt, dass Südkoreaner unter dem Dach der Evangelischen Kirche in Südkorea mit Flüchtlingen aus Nordkorea sprechen. Das Projekt der deutsch-türkischen Biographiegespräche startete auf Gut Gödelitz im Herbst 2009, finanziert vom Bundeskanzleramt. Mittlerweile finden unter der Schirmherrschaft von Prof. Rita Süßmuth bundesweit die deutsch-türkischen Gespräche mehrmals jährlich statt.¹

Das Gödelitzer Konzept wird von vielen Institutionen nicht nur finanziell unterstützt. Die deutsch-türkischen Biographierunden in Baden-Württemberg werden von den veranstaltenden Städten sowie der Baden-Württemberg-Stiftung im Rahmen des Programms „Vielfalt gefällt! 60 Orte der Integration“ finanziert. Weitere Förderer des Projekts an anderen Orten sind die Alfred-Töpfer-Stiftung sowie die Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen und die Bundeszentrale für politische Bildung. Für die beiden Auftaktveranstaltungen kam das Bundeskanzleramt auf, die Ausbildung der Moderatoren für deutsch-türkische Biographiegespräche wurde durch die Robert-Bosch-Stiftung finanziell gefördert. Das Projekt „Deutsch-Polnische Biographiegespräche – interkulturelle Annäherung über individuelle Lebenswege“ wird durch die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit bezuschusst.

Die Gesprächsrunden folgen dem seit 1998 erfolgreich umgesetzten „Gödelitzer Modell“. Begleitet werden die Gesprächsrunden von heterogenen, durch das Ost-West-Forum e.V. geschulten Moderatorentandems. An einem Wochenende werden zehn einander fremde Gesprächspartner zusammengebracht. Bei der Zusammensetzung der Gruppe wird auf ein ausgewogenes Verhältnis hinsichtlich Alter, Geschlecht, berufliches Umfeld und Herkunft geachtet. Damit soll in der Gruppe eine Heterogenität erreicht werden, wie sie auch im alltäglichen Leben vorkommt. Mit der ausgewogenen Berücksichtigung der Geschlechter wird nicht nur der Gleichstellung Rechnung getragen, sondern auch Raum geschaffen für die besondere, oft unbeachteten Rolle der Frau in der Migrationsgeschichte.

Der erste Abend ist dem Kennenlernen bei gemeinsamem Essen und Zusammensitzen vorbehalten. Am nächsten Morgen startet nach einem gemeinsamen Frühstück die erste Runde des biographischen Erzählens zur Kindheit und Jugendzeit. Grundbedingung der Gesprächsrunde ist die Versicherung, über den Inhalt der Gespräche nichts an die Öffentlichkeit zu bringen; die gegenseitige Schweigepflicht ist Vertrauensbasis und Grundbedingung für die Offenheit des Austauschs.

Die Gesprächspartner berichten etwa eine halbe Stunde lang aus ihren Leben, lassen ihre Werte und Ziele erkennen und schildern, wie das bisher Erlebte sie geprägt hat. Als Leitfaden für die biographischen Darstellungen dienen Fragen wie:

¹ An den Standorten Berlin, Bobingen, Dortmund, Duisburg, Essen, Frankfurt, Freiburg, Friedrichshafen, Hamburg, Karlsruhe, Köln, Konstanz, Mannheim, Saarbrücken, Stuttgart und Ulm (Stand: Dezember 2014).

Was hat mich in der Kindheit und in der Familie geprägt? Wie habe ich mich in der Schule und im Beruf entwickeln können? Welche Erschwernisse in meiner Entwicklung gab es? Welche Hilfen von außen habe ich bekommen? Welche Stärken habe ich durch meine Erfahrungen entwickelt? Wie lebe ich heute? Welche Werte, welche Ziele habe ich?

Im Zuhören wie Erzählen gilt der Grundsatz: Es gibt kein Gut oder Böse, kein Falsch oder Richtig. Diskussion und Kritik an der Biographie des anderen sind nicht erlaubt. Ein eherner Grundsatz des Gödelitzer Modells besagt, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt – es gibt immer auch die Wahrheit des anderen.

Am dritten Tag beschäftigen sich die Teilnehmer in einer zweiten Runde mit dem Hier und Jetzt, dem Erwachsenenalter. In diesem Teil gehen die Gesprächsteilnehmer zusammen der Frage nach, in welcher Gesellschaft sie leben wollen, wie die Teilnehmer das gemeinsame Zusammenleben beurteilen und was jeder persönlich tun kann, um den Dialog bzw. das Miteinander zu verbessern.

Einen besonderen Aspekt der Nachhaltigkeit enthält das Modell der deutsch-türkischen Biographierunden in Gestalt eines regelmäßigen Jour Fixe. An diesem können sowohl Gesprächspartner bisheriger Veranstaltungen teilnehmen wie auch weitere an dem Projekt interessierte Personen. Diese Treffen dienen der Vertiefung der Kontakte und der Wissensvermittlung, ergänzt durch gemeinsame Kulturveranstaltungen und Feste. Sie sind Dreh- und Angelpunkt wachsender, regionaler Netzwerke freundschaftlichen Austausches. Hier steht nicht die biographische Erzählung im Mittelpunkt; vielmehr bieten sie Raum für freie Diskussionen, persönliche Gespräche und rückblickenden Austausch.

Die Narration der Biographien geschieht in den Runden in äußerst unterschiedlicher Intensität. Bewegt sich eine Erzählung lediglich auf der Ebene des baren Benennens von Erfahrenem, münden andere Narrationen in ein unmittelbares Nacherleben vergangener Ereignisse. Das biographische Erzählen selbst kann hierbei vielfältige Formen annehmen wie die Aneinanderreihung kurzer Episoden, Anekdoten und Bruchstücke oder die Entwicklung eines chronologischen, reflektierten Erzählstrangs oder aber einer unbewusst strukturierten Erzählung, die weniger einem zeitlichen Ablauf, sondern vielmehr der Logik des Erzählflusses folgt (Einleitung in: Röttger-Rössler 2003: 3 f.).

Sind die Teilnehmer zu Beginn oft noch unsicher, was sie erwartet („Ich hatte erstmal Schwierigkeiten zu begreifen, was das ist.“ Hildegard Wenzler-Cremer, in: Lutz 2914), melden viele hinterher zurück, dass diese Art des direkten Kontakts für sie eine sehr wertvolle Erfahrung gewesen sei (Schlüter 2012). Sie schätzen die Gelegenheit, das eigene Handeln und Verhalten durch das gegenseitige Erzählen und Reflektieren zu hinterfragen, hoch ein:

Erstmals in meinem Leben stellte ich hier Fragen, die man sich sonst sogar zu denken verbietet: ... Es läuft mir kalt den Rücken hinunter, als Burhan Gözüakça aus seinem Leben erzählt. Müsste ich, die ich mich doch sonst für so gut informiert halte, nicht längst von Geschichten wie seiner wissen? (Rieckmann 2011)

Ein Freiburger Teilnehmer stellt fest: „Ich war fast erschrocken, wie wenig ich weiß und was ich auch über mich selbst erfahren habe“ (Wilfried Nagel, in: Lutz 2014). Auch für Angehörige jüngerer Generationen kann der Austausch hilfreich dabei sein, den eigenen Hintergrund und den des anderen verstehen zu lernen und Probleme vorheriger Generationen in anderem Licht einzuschätzen.

Daneben erfahren die Teilnehmer oft zu ihrer Verblüffung, dass es mehr Verbindendes zwischen den verschiedenen Gruppen gibt als bislang angenommen (Hesse 2012). Wer intensiv zuhört, entdeckt in den individuellen Narrationen der anderen neben Unterschieden auch Parallelen zum eigenen Selbst und dass dabei die nationale Zugehörigkeit des anderen eher nebensächlich ist. Eine Bobinger Moderatorin bemerkte, wie beeindruckt und überrascht manche Teilnehmer von gemeinsamen Aspekten ihrer Biographien waren (Sahide Sarikas, in: Morhart 2014: 10). Manche Gemeinsamkeiten zeigen sich als nicht herkunftsabhängig, sondern verwiesen auf ihren Ursprung im Menschsein an sich.

Ich kann nur sagen, es ist überall eine Schicht Kultur drüber, aber drunter sitzt der Mensch mit seinen Grundbedürfnissen, und da stoßen Sie relativ schnell auf diesen Untergrund, und da ist der – der Mensch (Schmidt-Gödelitz 2014 c).

Durch das wechselseitige Erzählen und Zuhören ohne Bewertung fallen existente Vorurteile. Das Trennende zwischen den bislang fremden Nachbarn wirkt dadurch nicht mehr so groß wie ursprünglich angenommen. Der Austausch der Lebensläufe macht manche bislang befremdlich wirkenden Unterschiede für die Gesprächspartner nachvollziehbar und zeigt, dass vermeintlich spezifische Eigenschaften des anderen nicht stereotyp gelten:

Es gab viel Überraschendes über deutsche Leben zu hören. Ich dachte, alles sei geordnet und vorgeplant, aber die Wirklichkeit stimmte nicht mit meinen Vorstellungen überein (Fethi Olcaytug, in: Lutz 2014).

Den Kern der Gespräche erfasste eine Frankfurter Moderatorin:

Alle begegnen sich auf Augenhöhe (...) Es gibt keine Kritik. Was gelebt wurde, wurde gelebt (Angela Spindler, in: Weiner 2014).

Diese Erkenntnis, die Erfahrung der Geschichte anderer aus nächster Nähe, kann über klassische Unterrichtsmodelle kaum geleistet werden, vielmehr ist das bessere Verstehen des Gegenübers Ergebnis des biographischen Austauschs.

Kein Geschichts- und Sozialkundeunterricht, kein Buch, kein Vortrag, keine politische Debatte und kein Zeitungsbericht kann eine solche Begegnung auf Augenhöhe ersetzen (Ayse E.).²

2 Biographiegespräche Konstanz, 26.-28. November 2010.

Jenen nachhaltigen Effekt erreichen die Gesprächsrunden, weil hier Kognitives und Emotionales zusammenfließen. Für Impulsgeber Axel Schmidt-Gödelitz bestätigt dies die Berechtigung des Gesprächskonzeptes:

Selbst die Hirnforschung gibt mir Recht. Nur indem ich mitfühle, gelingt es mir, auch tief verwurzelte Vorurteile aufzubrechen (Rieckmann 2011).

Der intensive Austausch eröffnet den Gesprächspartnern aus einer persönlichen Perspektive heraus eine größere Sensibilität für das Leben des anderen und über den gegenseitigen Erfahrungsaustausch die Möglichkeit des Abbaus immer noch bestehender Fremdheit zwischen Nachbarn. Diese besondere Teilhabe am Leben des anderen fasst ein Kölner Teilnehmer in folgende Worte:

Für 24 Stunden an sieben Leben teilhaben zu dürfen, ließ mich für viele Jahre an Lebenszeit gewinnen. Eine Erfahrung, die ich vielen Menschen, meinem Beruf, meinem Partner und meinem Kind weitergeben werde (Jens M.).³

Ein weiterer Effekt des gegenseitigen Austausches ist, dass das Erlebte und Erfahrene der Biographierunden nicht mit dem Wochenende endet, sondern nach dessen Ende die Teilnehmer zum Nachdenken anregt. Eine Frankfurterin bestätigt:

Was Gregor und die anderen erzählt haben, hat mich noch Tage beschäftigt (Sengül B., in: Weiner 2014).

Einige der Biographien, die in deutsch-polnischen Gesprächsrunden erzählt wurden, stellten die Teilnehmer in einem zweisprachigen Buch vor. Darin werden neben persönlichen Lebensläufen historische Ereignisse aus individueller Perspektive präsentiert. Doch ist dieses Sich-Öffnen durchaus nicht üblich für die Biographierunden. Für derart intensive und persönliche Gespräche ist das Vertrauen durch die Gewissheit der Verschwiegenheit essentiell. Die persönliche Nähe in einem übersichtlichen Kreis, das gemeinsame Verbringen mehrerer Stunden an einem neutralen Ort ohne Ablenkung schafft den Raum dafür, Vertrautheit und gegenseitiges Verständnis entstehen zu lassen. So resümiert eine Freiburger Teilnehmerin:

Ich bin erstaunt, wie viel Vertrauen und Nähe entstanden sind und welcher Perspektivenwechsel möglich wurde – einfach dadurch, dass wir uns geöffnet und uns gegenseitig aus unserem Leben erzählt haben (Hildegard Wenzler-Cremer, in: Schnellbach 2014).

Gelegenheit, diese Öffnung zu intensivieren und sich weiter näher zu kommen oder gar Freundschaften zu schließen, bieten die nachfolgenden Treffen. Auf diese Weise ermöglicht der Erfahrungsaustausch über die Biographiegespräche eine gegenseitige Annäherung an individuelle Lebenswege. Daneben erhalten die Gesprächspartner auf über die persönliche Perspektive einen neuen Blick auf die nationale Geschichte und wie diese auf die Lebenswege und Einstellungen der verschiedenen Bevölkerungsteile

3 Biographiegespräche in Köln, 7.-18. März 2012.

Einfluss nahm und nimmt. Eine Freiburger Teilnehmerin fasst ihre Erfahrung der Annäherung in die Worte:

Vorher denkt man, man weiß ungefähr, wie die anderen sind und wie sie leben. (...) Durch die Gespräche merkt man, dass man im Grunde keine Ahnung voneinander hatte – und das, wo wir seit Jahrzehnten sozusagen Tür an Tür leben und gemeinsam unsere Gesellschaft bilden (Schnellbach 2014).

Während in den Medien oft Probleme und Konflikte mit anderen Kulturen in den Vordergrund rücken und beiderseitige Berührungspunkte davon abhalten, mit dem anderen in Kontakt zu treten, setzt das Gödelitzer Modell hier einen bewussten Kontaktpunkt.

III. Gesellschaftliche Leistung des Gödelitzer Konzepts

Die Gödelitzer Gespräche ermöglichen Begegnungen, die Schranken aufheben und Raum schaffen für neue Wahrnehmungen unabhängig von Herkunft und Kultur. Gleichzeitig setzt das Konzept der Biographiegespräche auf den Effekt der Multiplikation und damit verbundenen Vervielfachung durch Weitergabe der Erfahrungen in die sozialen Netzwerke der Teilnehmenden. Damit leistet das Gödelitzer Konzept etwas, das kein Geschichtsunterricht leisten kann: Man nimmt teil an der Geschichte des anderen. Durch das aktive einander Zuhören werden eigene Sicht- und Verhaltensweisen reflektiert. („Man hört zu, fragt und wundert sich, wie spärlich und auch falsch die eigene Meinung über Migrant*innen wie Hiesige ist.“⁴)

Auch auf der institutionellen Ebene werden Lernprozesse ausgelöst, indem sich die Moderatoren und andere Verantwortliche der involvierten Einrichtungen auf das Konzept einlassen und sich dadurch mit dem Thema Integration und Toleranz auseinandersetzen. Manche Veranstalter lernen, ihr eigenes Programm mit anderen Augen zu sehen, indem sie sich und ihre Institution für das neue Konzept und die Thematik in Bezug auf die eigene Region neu wahrnehmen.

Nicht zuletzt initiieren die Biographierunden auch Lernprozesse auf der politischen Ebene. Schon allein in der Öffnung und der nicht nur materiellen Unterstützung der Biographierunden durch Einrichtungen an den Veranstaltungsorten findet die Thematik Gehör bei politischen Entscheidungsträgern. An manchen Orten nimmt der eine oder andere Politiker an den Gesprächsrunden teil und erlebt dabei die soziale Geschichte seines Ortes aus bislang unentdeckten Perspektiven. Die Verknüpfung emotionaler Erzählmomente mit kognitivem Wissen löst nicht nur Denkprozesse aus, sondern verankert das Gehörte und Erlebte nachhaltig bei den Teilnehmern. So geschieht in den Biographierunden historische Aufarbeitung und gesellschaftliche Arbeit im Stillen.

Den Teilnehmenden bietet sich in den Gesprächen die Gelegenheit und Notwendigkeit, sich in Toleranz zu üben. Von den rund 2.000 Menschen, die an den Gesprächsrunden teilgenommen haben, habe erst einer die Konfrontation mit den Biographien, die zu seinen Wertmaßstäben im Widerspruch standen, nicht ausgehalten, berichtet Axel Schmidt-Gödelitz (Lasch 2009). Das Gödelitzer Konzept geht davon

4 Vgl. <http://www.freiburg-schwarzwald.de/blog/biografiegespraeche-d-tuerkei/> (publiziert am 13. Juni 2014, zuletzt besucht am 22. April 2015)

aus, dass Toleranz gegenüber dem Anderssein eine grundlegende Voraussetzung für ein gelingendes Miteinander ist. Respekt vor und Wertschätzung der Persönlichkeit des Gegenübers und dessen Lebensleistung, Vertrauen in die Mitmenschen – darin liegt der Schlüssel der Gewaltfreiheit und des Miteinanders. Eine teilnehmende Journalistin bemerkte treffend:

Wenn Deutsche und Türken einander zuhören, stellen sie schnell fest, dass sie sich gar nicht so fremd sind. Oft teilen sie Erfahrungen wie Heimatverlust, Arbeitslosigkeit, familiäre Freuden und auch Sorgen miteinander. (...) Das gegenseitige Vertrauen ist am Ende der Kitt, der unsere Gesellschaft zusammenhält (Astrid Wirtz, in: Sievers 2014).

Mittlerweile hat sich das Gödelitzer Konzept von der Vision des biographischen Austauschs zu einem internationalen Modell für mehr Toleranz entwickelt. Die interkulturelle Annäherung über den Dialog wäre noch an vielen Räumen förderungswürdig. Beispielsweise existiert an vielen Stellen immer noch Fremdheit zwischen europäischen Nachbarn. Axel Schmidt-Gödelitz meint dazu: „Es wäre überall nötig, überall Vorurteile zwischen Einheimischen und Migranten, zwischen verschiedenen Ethnien oder Glaubensrichtungen“ (Schmidt-Gödelitz 2014 b). Der türkische Botschafter Hüseyin Avni Karshoğlu bemerkt: „Die Zukunft wird schwierig genug. (...) Damit wir sie gemeinsam durchstehen, müssen wir uns verständigen“ (Sievers 2014). Die Arbeit wird gebraucht.

LITERATUR

- Hesse, Michael (2012): Deutsch-Türkische Biographiegespräche im Rheinland, in: Kölner Stadtanzeiger, Ausgabe vom 18.04.2012.
- Hirt, Rainer (2003): Biographiearbeit zwischen Erinnerung und Therapie, FH Jena.
- Lasch, Hendrik (2009): Der Gut(s)mensch und die Graswurzeln, in: Neues Deutschland, Ausgabe vom 23.02.2009.
- Lutz, Simone (2014): Miteinander statt Nebeneinander, in: Badische Zeitung, Ausgabe vom 12. Juli 2014.
- Morhart, E. (2014): Erstes Bobinger Biographiegespräch, in: Bobinger Stadtbote, Ausgabe 6/2014, 10.
- Niethammer, Lutz (1985): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘, Frankfurt am Main.
- Rieckmann, Adina (2011): Herr Gözüakça spricht, in: Zeit Online, Ausgabe vom 30.09.11, 40/2011.
- Röttger-Rössler, Birgitt (Hg.) (2003): Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biographieforschung, Münster.
- Schlüter, Kirsten (2012): Wir überwinden Vorurteile“. Auf einen Kaffee mit Oya Susanne Abali in: Südkurier, Ausgabe vom 09.01.2012.
- Schmidt-Gödelitz, Axel (2014 a): Die wichtigsten Momente meines Lebens, in: Anna Warakomska (Hg.): Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien, Warschau, 11-22.
- Schmidt-Gödelitz, Axel (2014 b): Erfolgreich im Abbau von Vorurteilen, in: FreieWelt.net: 21.11.2014.
- Schmidt-Gödelitz, Axel (2014 c): Revolution durch Dialog, in: Kowalski & Schmidt, Sendung vom 02.11.2014, 18:32, RBB.

- Schnellbach, Ulrike (2014): Wir müssen reden, in: InZeitung, Hg. InForum e.V. Freiburg, Nr. 13/14, Herbst/Winter 2014.
- Sievers, Merle (2014): Deutsche und Türken erzählen sich ihr Leben, in: Berliner Zeitung, Ausgabe vom 19.11.2014.
- Weiner, Hannah (2014): Ich erzähle dir mein Leben. Deutsch-türkische Biographiegespräche in Frankfurt, in: Frankfurter Rundschau, Ausgabe vom 02.09.2014.

Oral History in der Ukraine

Institutionalisierung, Forschungsthematik, akademische Anerkennung¹

Gelinada Grinčenko

Während Oral History in den Ländern Europas und Amerikas schon über ein halbes Jahrhundert einen festen Platz in der wissenschaftlichen Praxis hat, gewinnt sie in der Ukraine wie im gesamten postsowjetischen Raum erst seit Anfang der 1990er Jahre an Popularität. Trotz ihrer jungen Geschichte konnte Oral History in der Ukraine bereits nach zwei Jahrzehnten zu einer verbreiteten Methode der Feldforschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften aufsteigen und wird in der Erforschung sowohl kollektiver Strukturen und Prozesse als auch individueller Erfahrungen, Strategien und Praktiken bevorzugt angewendet. Vor allem der Verzicht auf kollektivistische Ideologien, also das Forschungsprinzip, das die sowjetische Epoche kennzeichnet, ermöglichte diese Entwicklung und erlaubte erstmals, Individuen als Handlungsträger der Geschichte und individuelle Lebenserfahrung als grundlegenden Wert der Gesellschaft in den Fokus des Forschungsinteresses zu rücken. Eine große Rolle für die Verbreitung der Oral History spielen zu dieser Zeit auch öffentliche und wissenschaftliche Initiativen zur „Erkundung“ der früher marginalisierten, nicht populären oder verbotenen Themen, die zur Erforschung sogenannter „Lücken“ in der Geschichte des eigenen Volkes führten. Unterstützt wurde die intensive Entwicklung der Oral History in der Ukraine von Anfang an durch ihre Förderung und Anerkennung seitens der Fachwissenschaften, was sich in der Freiheit der Themenauswahl und den Möglichkeiten zur Veröffentlichung von Forschungsergebnissen widerspiegelt. Die in den vergangenen zwanzig Jahren veröffentlichten Artikel, Monographien und Interviewsammlungen erfuhren in der ukrainischen Historiographie große Aufmerksamkeit, und Interviewprojekte zur Dokumentation und Erforschung der Vielseitigkeit der Vergangenheit des Landes etablierten sich sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch in der politischen und kulturellen Bildungsarbeit.

Der vorliegende Artikel beschreibt die Phasen der Entwicklung der Oral History in der Ukraine, ihre Besonderheiten sowie die Breite der bearbeiteten Forschungsthemen. Vor diesem Hintergrund wird auch die fortschreitende Institutionalisierung dieser Forschungsrichtung dargestellt. Oral History meint sowohl die Methode der Aufzeichnung von Erinnerungen, Erzählungen oder lebensgeschichtlichen Narrativen als auch die daraus resultierenden historischen Quellen beziehungsweise die auf Basis dieser Quellen erarbeiteten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, aber auch andere, nicht-wissenschaftliche Formen der Veröffentlichung aufgezeichneter, le-

¹ Dieser Artikel ist die ergänzte und erweiterte Version eines in der Ukraine publizierten Textes (Grinčenko/Rebrova/Romanova 2012). Der Veröffentlichung dieses Textes haben die Autorinnen zugestimmt. Vgl. auch den Länderbericht von Grinčenko 2013.

bensgeschichtlicher Erzählungen wie beispielsweise in Internet-Portalen und Dokumentarfilmen. Ähnlich wie in Russland und Weißrussland erlebte die Oral History in der Ukraine bisher zwei Entwicklungsphasen; jede ist durch bestimmte thematische Vorlieben, allgemeine Forschungsmethoden, Grenzen der disziplinären Nachfrage und Beliebtheit sowie durch den Platz, den Oral History im akademischen System einnimmt, gekennzeichnet.

Die erste Phase umfasst die 1990er Jahre und ist geprägt von einer allgemeinen Krise in den Humanwissenschaften dieser Zeit, wobei auf der Suche nach neuen Forschungsschwerpunkten und -ansätzen das Interesse an der Oral History erwachte. Eine entscheidende Rolle in diesem Prozess spielte die internationale Konferenz „Methodologie und Methoden der Oral History – Lebensgeschichten in den soziologischen Forschungen“, die im September 1994 in Lemberg am Institut für Kirchengeschichte stattfand. Insgesamt 64 Forscher aus 17 Ländern Europas und Amerikas nahmen an dieser Konferenz teil, darunter Alexander von Plato, Direktor des Instituts für Geschichte und Biographie an der FernUniversität in Hagen (Deutschland), Rob Perks, Sekretär der Oral History Society (Großbritannien) und Literaturprofessor Alessandro Portelli (Italien). Die Vorträge der Konferenz wurden damals nicht gemeinsam publiziert, einzelne Beiträge wurden jedoch später in Monographien und Sammelbänder aufgenommen. So veröffentlichte beispielsweise Alessandro Portelli seinen Vortrag unter dem Titel „Oral History as Genre“ als Kapitel in seiner Monographie (Portelli 1997) und im Sammelband „Narrative and Genre“ (Portelli 1998).

Diese Konferenz und spätere Workshops waren nicht nur für die Verbreitung der Oral-History-Methode, sondern auch für die Orientierung der ukrainischen Forschung an westeuropäische akademische Standards bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Oral-History-Projekten von großer Bedeutung. Die kreative Anwendung der von westeuropäischen Wissenschaftlern ausgearbeiteten, theoretisch-methodologischen und ethischen Grundlagen der Oral-History-Forschung unter Berücksichtigung der lokalen Bedingungen und Besonderheiten ist ein wesentlicher Trend in der weiteren Entwicklung der Oral History im gesamten postsowjetischen Raum. Grundsätzlich kann von einer Vormachtstellung des Einflusses oder auch von der „intellektuellen Hegemonie des globalen Westens“ im professionellen Feld der Oral History in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion gesprochen werden. Daneben ist ein weiterer Trend zu erwähnen, der seine Wurzeln in der Tradition der „klassischen“ Ethnographie am Ende des 19. Jahrhunderts hat (Bojko et al. 2008).

Mit der Erweiterung der ethnographischen Forschung durch die Einbeziehung von Oral History wurden mehrere Oral-History-Institute an den Hochschulen eingerichtet. So initiierte zum Beispiel 1999 die Zaporiser wissenschaftliche Ja. Novyckyj-Gesellschaft, deren Mitglieder die Zaporiser Abteilung des M. S. Hruševs'kyj-Instituts für ukrainische Archäographie und Quellenkunde der Nationalen Akademie der Wissenschaften und die Zaporiser Nationale Universität waren, eine Reihe von Projekten, die die Erhebung lebensgeschichtlicher Erzählungen in den Dörfern der Regionen von Zaporizžja, Dnipropetrovs'k, Donets'k, Cherson, Mykolajiv, Odessa und Kirovohrad und der Autonomen Republik Krim zum Ziel hatten. Durch diese Projekte sind inzwischen biographische Erzählungen von über fünftausend Personen aufgezeichnet worden, und mit Unterstützung dieser Gesellschaft konnten schon über zehn Bände der Reihe „Oral History der Steppenukraine“ herausgegeben werden.

Eine der in den 1990er Jahren in der Ukraine entstandenen Einrichtungen, die primär die Forschungsmethode der Oral History anwendet, ist das Institut für Kirchengeschichte, das seit 1992 das Forschungs-, Archiv- und Museums-Projekt „Bild der Geistesstärke: Lebendige Geschichte des illegalen Lebens der ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche in den Jahren 1946-1989“² realisiert. Es ist das umfangreichste und am längsten andauernde Oral-History-Projekt in der Ukraine, dessen Hauptaufgabe darin besteht, mündliche Geschichten über das illegale religiöse Leben der ukrainisch-griechischen Katholiken systematisch zu sammeln und kritisch auszuwerten. Im Rahmen dieses Projekts wurden schon über 3.000 Audiokassetten aufgenommen; archiviert sind dort außerdem über 700 Fotokopien von Dokumenten staatlicher Archive, private Dokumente der Zeitzeugen, sowie circa 5.000 Fotografien. Auf Basis des durch Befragungen gesammelten Materials ist die Dauerausstellung „Die Katakombenkirche“ entstanden. Gegenwärtig verfügt das Institut für Kirchengeschichte über die meiste Erfahrung und besitzt für ukrainische Verhältnisse die umfangreichste technische Ausstattung zur Sammlung, Aufbewahrung und Dokumentation mündlicher Lebensgeschichten. Als erste Monographie im Bereich der Oral History erschien 1999 das Buch des amerikanischen Wissenschaftlers William Noll „Transformacija hromadjans'koho suspil'stva. Usna istorija ukrajinskoji seljanskoji kultury 1920-1930-oh rokiv“ (Transformation der Zivilgesellschaft. Eine Oral History der ukrainischen Bauernkultur der 1920er-1930er Jahre), das die Ergebnisse eines großen, in den Jahren 1993-1995 durchgeführten Projekts präsentiert, in dem mündliche Berichte von über 400 Dorfbewohnern, die die Katastrophe der Kollektivierung und der Hungersnot überlebt hatten, erhoben und ausgewertet wurden.

Diese erste Phase in der Entwicklung der Oral History in der Ukraine kann auch als Phase der Vorbereitung bezeichnet werden. Sie ist gekennzeichnet durch die Suche nach methodischen Grundlagen für weitere Forschung, die Schaffung von Organisationsformen, die Grundlegung einer weiteren, fruchtbaren Zusammenarbeit mit Kollegen aus anderen Ländern und das Sammeln von Erfahrungen bei der Veröffentlichung der Ergebnisse von Oral-History-Projekten beziehungsweise der Verbreitung dieser Ergebnisse auf verschiedenen neuen Wegen.

Gerade diese breite Palette von Formen der Veröffentlichung der Projektergebnisse, die außer Buchpublikationen (Monographien oder Interviewsammelbänden) auch Ausstellungen, Dokumentarfilme, Radiosendungen, Internet-Präsentationen und Theaterstücke umfasst, kennzeichnet den Beginn einer neuen, zweiten Phase der Entwicklung der Oral History in der Ukraine, die um die Jahrtausendwende beginnt. Zu erwähnen ist hierbei beispielsweise das Internet-Projekt „Mündliche Geschichte der unabhängigen Ukraine 1988-1991“, das vollständige Audioaufnahmen und Transkriptionen von Interviews mit 69 politischen Anführern, Dissidenten, Diplomaten, Journalisten, Vertretern der Kirche, Unternehmern, Wissenschaftlern und anderen Personen präsentiert, die am Prozess der Herausbildung der unabhängigen Ukraine teilnahmen oder Zeitzeugen dieses Prozesses waren.³ Wie auf der Startseite zu lesen ist, verfolgt das Projekt akademische Forschungsziele und „beginnt mit der Erforschung von nationalen Bewegungen und Bürgerinitiativen, die in der Ukraine 1988/89 entstanden sind, thematisiert die Verhandlungen über die Unterzeichnung des neuen Unionsver-

2 Vgl. <http://www.ichistory.org/ukrsite/pages/projects1.html> (abgerufen am 28.04.2013).

3 Vgl. <http://oralhistory.org.ua> (abgerufen am 28.04.2013).

trages im Sommer 1991, den misslungenen August-Putsch 1991, Boris Jelzins Popularität in Moskau und die nationalen Entwicklungstendenzen in den Republiken bis hin zum ukrainischen Referendum im Dezember 1991 sowie die Unabhängigkeit der Ukraine und ihre internationale Anerkennung als souveräner Staat“.

Das Ziel der Aufklärung einer breiten Öffentlichkeit verfolgt auch die Initiative des „Museums der totalitären Regime“ in Lemberg, das sich unter dem Titel „Territorium des Terrors“ mit dem Sammeln von Erinnerungen der Zeitzeugen, namentlich auch der Opfer der totalitären Regime, beschäftigt. Wie auf der Internetseite des Museums erklärt wird, werden die Videointerviews für interaktive Stationen in der Ausstellung sowie für Dokumentarfilme verwendet, z.B. für den Film „Der goldene September. Galiziens Chronik 1939-1941“ (Lemberg 2010).⁴ Die Dokumentarfilme, die auf aufgezeichneten Berichten von Zeitzeugen zu den jeweiligen Ereignissen basieren, informieren nicht nur ein breites Publikum über die Erfahrungen ihrer Mitbürger und ihre Geschichte aus erster Hand, sondern sie erweitern auch das Vertrauen zu dieser Art von Dokumentationsmaterialien und erziehen zu Respekt vor persönlichen Lebenserfahrungen und allgemeiner Toleranz in der Gesellschaft.

Eine große Resonanz fand in der Ukraine beispielsweise die Vorführung des Films „Spell Your Name“, der 2006 von der „Shoah Foundation Institute for Visual History and Education“ in Kalifornien gedreht wurde und Berichte von Zeitzeugen des Holocausts enthält.⁵ In der diesjährigen Ankündigung des Films, die auf der Internetseite des „Pinchuk Art Centre“ zu lesen ist, wird betont, dass dieser Film „zu einer dramatischen Reise aus der Vergangenheit in die Gegenwart einlädt. Der Regisseur und drei ukrainische Journalismus-Studentinnen entdecken für sich und zusammen mit den Zuschauern die Lebensgeschichten von jüdischen Zeitzeugen, die die Tragödie überlebt haben und der grausamen Todesstrafe entkommen sind, sowie auch von denen, die trotz der tödlichen Gefahr mutig ihre Freunde und Nachbarn während des Holocausts retteten. Die Filmhelden erzählen über das Erlebte, und den Zuschauern bietet sich zudem die Möglichkeit einen Blick in die Gegenwart und auf die schrecklichen Spuren der Nazi-Okkupation, die auch heute noch auf ukrainischem Boden und in den menschlichen Seelen zu sehen sind, zu werfen“.⁶

Wenn über den Beginn der zweiten Periode in der Entwicklung der Oral History in der Ukraine gesprochen wird, muss betont werden, dass ein spezifisches Merkmal dieser Phase auch die Trennung der mündlich übertragenen Geschichte in eine professionelle und eine laienhafte ist, die sich deutlich bis zur Mitte der 2000er Jahre abzeichnet. In dieser Zeit fand in der Ukraine – wie im gesamten postsowjetischen Raum – eine massenhafte Erinnerungs-Sammlung sowohl von Fachhistorikern als auch von Schülern, Studenten, verschiedenen Bürgerinitiativen, Journalisten und vielen anderen Bevölkerungsgruppen statt, die der Oral-History-Praxis zuzuordnen sind. Die Folge dieses verbreiteten Enthusiasmus für das Sammeln von Erinnerungen war neben der Herausbildung des professionellen, intellektuellen Milieus der Oral-History-Geschichtswissenschaftler einerseits, auch eine Entprofessionalisierung der

4 Vgl. <http://www.territoryterror.org.ua/uk/projects/living-history/> (abgerufen am 28.04.2013).

5 Produzenten sind Steven Spielberg und Viktor Pinčuk, Regisseur Serhij Bukovskij. Den Film und die Informationen darüber auf Ukrainisch, Englisch und Russisch siehe: <http://spellyourname.org/ukr/main.php> (abgerufen am 28.04.2013).

6 Vgl. <http://pinchukartcentre.org/ua/news/22658> (abgerufen am 28.04.2013).

Oral-History-Praxis und ein Zuwachs von Amateurprojekten andererseits, in denen das demokratische Wesen der Oral History, ihre Unparteilichkeit und Transparenz die Initiativen verdecken, die wenig mit der professionellen Oral-History-Forschung gemein haben, obwohl sie „Oral-History-Projekte“ heißen. Trotzdem nimmt seit den 2000er Jahren in der Ukraine die Zahl der ausgebildeten Fachleute zu, die nicht nur die Oral-History-Methode in ihrer Forschungspraxis anwenden, sondern sich auch mit theoretischen Fragen beschäftigen und nach neuen Ansätzen zur Durchführung und Auswertung von Oral-History-Quellen suchen.

Gerade im Kontext der Tätigkeit dieser Wissenschaftler in der zweiten Phase der Entwicklung der Oral History haben sich ihre grundsätzlichen, thematischen Schwerpunkte herausgebildet. Vor allem die Probleme mit der sowjetischen Geschichtsschreibung führten zur aktiven Erforschung der früher ideologisierten, einseitig dargestellten und verbotenen Themen, *Plots* und Helden. Das größte Interesse fanden zu Beginn der Verbreitung der Oral-History-Methode Themen wie die Tragödie des Holocausts, die „vergessenen Opfer“ und die „unbekannte“ Geschichte des Zweiten Weltkrieges⁷ sowie die Kollektivierung und Hungersnot Anfang der 1930er Jahre (z. B. Mycyk 2003-2010; Poliščuk 2006). Repressionen, Massenzwangsmigrationen und -übersiedelung, die damit verbundenen Praktiken der (Re-)Adaptation und (Re-)Sozialisation (z. B. Vynohrad's'ka 2008, 243-250) und auch politische, religiöse und andere Arten der Verfolgungen seitens des kommunistischen Regimes (z. B. Hurkina 2008). Neben der Erforschung der tragischen Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts schenken die Forscher ihre Aufmerksamkeit auch der Frauengeschichte, die praktisch gleichzeitig mit der Oral History an Popularität gewann und die Oral-History-Methode bis heute intensiv nutzt (z. B. Dacjuk 2003; Dacjuk 2007; Kis' 2008; Kis' 2010) sowie der Alltagsgeschichte (z. B. Pastušenko 2005; Pastušenko 2008; Lapan 2008), deren Themen man in zwei große Gruppen einteilen kann: „Kriegsalltag“ und „Alltag der Epoche des Sozialismus“, die Geschichte und Kultur der nationalen Minderheiten – wobei die Oral History hier an die traditionelle ethnographische Praxis anschließt (z. B. Iriohlu 2009) – die Geschichte der Städte (z. B. Henke/Rossolinski 2007; Bodnar 2010) und viele andere. Tonangebend in der Auseinandersetzung mit diesen Themen sind Projekte, die an den führenden Lehrstühlen für Humanwissenschaften an den ukrainischen Hochschulen oder auch in den spezialisierten Zentren und Oral-History-Instituten, die in den 2000er Jahren entstanden sind, realisiert wurden. Unter letzteren sind außer den schon genannten Zentren in Lemberg und Zaporizžja auch das Bildungswissenschaftliche Oral-History-Zentrum des Lehrstuhls für Geschichte und Kultur der Ukraine an der sHochschule „Staatliche pädagogische H.S. Skovoroda-Universität zu Perejaslav-Chmelnitskyi“ und das Lehrlabor „Oral-History-Zentrum“ des Lehrstuhls für Neueste Geschichte der Ukraine der Kiewer Nationalen T.H. Ševčenko-Universität zu nennen, die nicht nur eigene Forschungen betreiben, sondern auch Oral-History-Konferenzen zum Teil mit der Ukrainischen Gesellschaft für Oral-History organisieren.

Trotz der wachsenden Möglichkeiten zur Veröffentlichung von Forschungsergebnissen erfolgt die Publikation immer noch oft in Monographien, thematischen Sam-

7 Als Beispiel genannt werden sollen: Grinčenko (2004); Lebedjeva und Sokol's'kyj (2004); Michajlov und Kuz'menko (2005); Radčenko et al. (2005); Zabarko (2006-2008); Pastušenko (2009); Pastušenko (2011); und viele mehr.

melbänden oder Sammelbänden der mündlichen Berichte. Die Vielfalt solcher Publikationen ist durch die breite Palette von Forschungsaufgaben bedingt, also durch verschiedene Konstruktionsweisen der Geschichte anhand mündlicher Berichte. Die Möglichkeit zur Konstruktion der Geschichte in der modernen ukrainischen Geschichtswissenschaft basierend auf mündlichen Berichten bedient sich der rekonstruierenden Methode der Querschnittanalyse, bei der mündliche Berichte als Quelle und Grundlage für Argumentation zu Modellen menschlichen Verhaltens oder des Charakters (sozialer) Ereignisse der Vergangenheit dienen (Thompson 2003). Beispiel für eine rekonstruktive Kreuzanalyse mündlicher Erzählungen sind die Forschungen von Tetjana Pastušenko über Rekrutierung und Phasen der Zwangsverschleppung der Zivilbevölkerung Kiews zur Zwangsarbeit in Nazi-Deutschland, den spezifischen sozialen und rechtlichen Status der „Ostarbeiter“ sowie auch ihre Wege des Überlebens (Pastušenko 2009). Vor allem mit ihren Forschungen „Wege des Überlebens“ gelingt es der Autorin, Zwangsarbeiter nicht nur als Objekt der Machtverhältnisse zu beschreiben, sondern auch als selbstständig handelnde Subjekte in der Geschichte. Sie stellt die Überlebensstrategie in Zusammenhang mit bestimmten sozialen Strukturen, konkreten historischen Rahmenbedingungen und moralisch-psychologischen Dispositionen des Individuums (Pastušenko 2009: 28 f.). Genauso hat auch Halyna Bodnar mündliche Geschichten in ihrer Arbeit „Lemberg. Alltagsleben aus Sicht der Übersiedler aus Dörfern (1950er bis 1980er Jahre)“ verwendet, wobei sie neben der Auswertung statistischer Daten auch Wohnungsausstattung, Alltagsleben, Studium und Arbeitssuche, gesellschaftspolitisches und kulturelles Leben der Menschen, die nach dem Krieg aus den Dörfern nach Lemberg gezogen sind, erforscht (Bodnar 2010).

Weniger verbreitet, aber in der Arbeit mit Oral-History-Interviews ebenfalls beliebt ist die zweite Methode, die narrative oder kontextuelle Analyse, die nicht auf die in der Erzählung präsentierten Fakten abzielt, sondern die Erzählung selbst in ihren textuellen Besonderheiten analysiert: also die Sprache, die thematische und inhaltliche Charakteristik, die Abfolge von Assoziationsreihen etc. Solche Analysen erlauben Verallgemeinerungen über die Erinnerungskultur der jeweiligen Gesellschaft sowie des kollektiven Gedächtnisses verschiedener Gruppen und Gemeinschaften. Als Beispiel ist die Veröffentlichung „Mündliche Geschichte der Zwangsarbeit: Methode, Kontexte, Texte“ zu nennen (Grinčenko 2012). Hier werden mündliche Geschichten ehemaliger ukrainischer Ostarbeiter erhoben, mittels Inhaltsanalyse interpretiert und thematische Schwerpunkte analysiert. Diese Forschung überschreitet den Rahmen der ausschließlichen Textanalyse, da die mündlichen Erinnerungen in zwei Bezugsrahmen eingebettet werden, die das biographische Interview strukturieren, umrahmen und bedingen. Ein Bezugsrahmen ist das eigentliche Ereignis der Zwangsarbeit von Millionen Sowjetbürger während des Zweiten Weltkrieges (Kontextualisierung der erworbenen Erfahrung), der zweite bezieht sich auf verschiedene Repräsentationsformen dieses Phänomens im modernen öffentlichen Raum der postsowjetischen Ukraine (Kontextualisierung des dargestellten Ereignisses).

Eine dritte beliebte Methode der Konstruktion der Geschichte unter den ukrainischen Oral-History-Geschichtswissenschaftlern sowie unter ihren Kollegen im postsowjetischen Raum ist die Erstellung einer Sammlung von Interviews oder einzelner Episoden, die „nicht die erforderliche Fülle und Vollständigkeit haben, die für die detaillierte Geschichte notwendig sind, aber genau dadurch gemeinsam besser das dieser Methode ‚Typische‘ darstellen“ (Thompson 2003: 268). Wird Oral History der

dokumentarischen Publikation (wie in der Typologie von Portelli) zugeordnet (Portelli 1997), sind in der ukrainischen Historiographie grundsätzlich zwei Methoden vertreten: Oral History in Form einzelner Monologe oder Collagen. Sowohl Monologe als auch Collagen können wiederum thematisch oder chronologisch gruppiert werden und sind eine Auswahl von ähnlichen, typischen oder kontrastiven, ambivalenten Fällen.

Als Beispiel für die monologische Auswahl der mündlichen Geschichten sind zwei Sammelbände zu nennen, die sich der Oral History zuordnen: „Die mündliche Frauengeschichte. Die Rückkehr: Historiographie der Dorffrauen im Kontext der gesellschaftshistorischen Faktoren der sowjetischen und Übergangsperiode“ (Dacjuk 2003) und „Die Geschichte eines Fotos: Ein Versuch der Selbstdarstellung“ die vom Frauenzentrum „Spadščyna“ herausgegeben wurden (Daciuk 2007). Das erste Buch enthält mündliche Geschichten von Frauen im Alter von 70 bis 90 Jahren aus verschiedenen Regionen der Ukraine, die krisenhafte Lebenssituationen in der sowjetischen und der Übergangsperiode überlebt haben; das zweite Buch beinhaltet Erzählungen von Frauen, die in den Jahren des Zweiten Weltkrieges aktiv an der nationalen Befreiungsbewegung auf dem Territorium der Ukraine teilgenommen haben, ihr ganzes Leben lang treue Patriotinnen ihres Landes blieben und sich als aktive Kultur- und Gesellschaftsaktivistinnen engagierten. Die beiden Publikationen sind deshalb interessant, weil sie Sammlungen von autobiographischen Interviews beinhalten, während die überwiegende Mehrheit der Oral-History-Sammelbände dem Leser Interviewsammlungen zu einem bestimmten Thema oder einer bestimmten Periode im Lebens des Erzählers zur Verfügung stellen.

Als Beispiel für die Auswahl und Veröffentlichung eines Interviews in einer Collage von typischen Fällen muss auf den Ausstellungskatalog „Riss durchs Leben: Erinnerungen ukrainischer Zwangsarbeiterinnen im Rheinland“ hingewiesen werden (Bouresh et al. 2007). Dieses Buch enthält Geschichten von zehn ukrainischen Frauen, in deren Leben Jahre der Zwangsarbeit tiefe Spuren hinterlassen haben. Bei aller Einmaligkeit jeder Lebenserfahrung der Erzählerinnen weisen ihre veröffentlichten Geschichten eine gemeinsame Bruchlinie auf, denn „für viele von ihnen war nach ihrer Rückkehr aus Deutschland kein normales Leben in dem Sinne mehr möglich, in dem es ihre Landsleute verstanden. Kinderlosigkeit, unglückliche und kurze Ehen, Einsamkeit im hohen Alter erwartete Frauen, die mit einem ganz anderen Leben in ihrer Heimat rechneten“ (Bouresh et al. 2007: 21).

Als Beispiel einer monologisch-kontrastiven Interviewkomposition können drei Sammelbände genannt werden, die dieselbe Thematik – Zwangsarbeit der ukrainischen Bürger in Nazi-Deutschland (z. B. Grinčenko 2009; Lachno 2011) – behandeln, die aber im Gegensatz zu der oben erwähnten Publikation so aufgebaut sind, dass dem Leser verschiedene, manchmal absolut gegensätzliche Beurteilungen und Überlegungen über die im Grunde ähnliche Lebenserfahrung präsentiert werden.

Zur Situation der Oral History in der heutigen ukrainischen Geschichtswissenschaft lässt sich abschließend folgender Stand der Dinge im Bereich der modernen Sozialwissenschaften feststellen: Moderne ukrainische Oral-History-Forschungen verbinden in thematischer Hinsicht erfolgreich die intellektuellen, offiziellen Projekte der nationalen Historiographien und die „inoffiziellen“ Diskurse des Privaten, der Alltagspraktiken des Einzelnen in einem historischen und sozialen Kontext. Grundsätzlich besteht ein gleichwertiges Interesse der Oral-History-Geschichtswissen-

schaftler sowohl an den Problemen nationalen Maßstabs, die in der offiziellen Geschichtspolitik und der Identitätspolitik liegen, als auch an den lokalen Themen und Plots, in denen überwiegend kleinere Gemeinschaften oder Gruppen zum Forschungsobjekt werden, die auf einem kleineren Territorium leben und entweder eine ähnliche Erfahrung aus den jeweiligen Ereignissen teilen oder durch ethnische, religiöse, soziale oder andere Eigenschaften verbunden sind. Dabei ist eine deutliche Orientierung auf eines der ersten Mottos der Oral-History-Bewegung zu beobachten: das Rederecht denjenigen Menschen (zurück-)geben, deren Erfahrungen oder Lebensgeschichten in der sowjetischen Epoche vergessen wurden, unpopulär waren oder für Übersetzung und Veröffentlichung verboten wurden. Die Erweiterung der Bandbreite der mündlichen Geschichten, Auswertung und Publikation von nicht nur „vergessenen“ und „verdrängten“ bis zu einfach interessanten, lehrreichen und spannenden mündlichen Geschichten muss von der Wissenschaft noch erforscht werden.

Zweitens ist die Oral-History-Praxis in der Ukraine heutzutage recht fest in internationale Initiativen integriert. Die Teilnahme ukrainischer Wissenschaftler an zahlreichen internationalen Oral-History-Konferenzen einschließlich Konferenzen der International Oral History Association sowie an gemeinsamen Forschungs-, Publikations-, Museums-, Ausstellungs- und Bildungsprojekten führt dies vor Augen. Unter den internationalen Projekten mit größter Resonanz, an denen Forscher aus vielen Ländern teilnahmen einschließlich der Ukraine, Russland und Weißrussland, sind zum Beispiel die Projekte zur Sammlung von dokumentierten Zeugnissen über die Schicksale jener Menschen, die in den Jahren des Zweiten Weltkrieges Sklaven- und Zwangsarbeit im Dritten Reich verrichten mussten⁸ (initiiert von der deutschen Stiftung „Erinnerung Verantwortung und Zukunft“), das Projekt „Frauengedächtnis“⁹ (Initiative und Koordination durch das Zentrum für Genderstudien in Prag) sowie auch die 2010 und 2012 realisierten deutsch-polnisch-ukrainischen Projekte „Erinnerung und Vergessen. Soziokulturelle Veränderungen in Nachkriegs-Jugów (Hausdorf), Sovyni hory“¹⁰ und „Krasne – Knotenpunktstation für Übersiedelungen“.¹¹ Unter den bilateralen Oral-History-Projekten sind zum Beispiel das ukrainisch-weißrussische Projekt „Transformation der alltäglichen Adaptationspraktiken: sowjetische und postsowjetische Periode. Weißrussland, Ukraine“ (Institut für Geschichte der Nationalen Akademie der Wissenschaften Weißrusslands, Weißrussische Staatliche Universität, Nationale Universität Odessa), das ukrainisch-kanadische Projekt „Mündliche Geschichte der Dekollektivierung in der Ukraine in den 1990er Jahren: Dorferfahrung“ oder das ukrainisch-polnische Projekt „Einheit durch schwere Erinnerungen (Chanenko-Frizen 2008) zu nennen. Volyn’ 1943“ (Zińczuk 2012). Ergebnisse einer solchen Zusammenarbeit haben eine außerordentlich große Bedeutung, unter anderem ermöglicht das Heranziehen der Methode der Oral History auch die Suche nach Wegen zur Versöhnung und zur Schaffung eines gemeinsamen Gedenkfundaments und zur gemeinsamen Verständigung zwischen Ländern mit schwierigen Erfahrungen in der jüngsten Vergangenheit.

8 Siehe die Publikation nach den Ergebnissen des Projektes: Plato/Leh/Thonfeld (2008)

9 Vgl. <http://www.womensmemory.net/> (abgerufen am 28.04.2013).

10 Vgl. <http://www.geschichtswerkstatt-europa.org/expired-project-details/items/hausdorf.html> (abgerufen am 28.04.2013).

11 Vgl. <http://www.geschichtswerkstatt-europa.org/project-details/items/krasne.html> (abgerufen am 28.4.2013).

Außer der wichtigen Komponente des akademischen Austausches und der wissenschaftlichen Kommunikation als Ergebnisse der intensiven Integration der Wissenschaftler aus Weißrussland, Russland und der Ukraine in die internationale Oral-History-Gemeinschaft wurden auch methodologische Veränderungen in ihrer Praxis sichtbar, das heißt ein allmählicher Verzicht auf die Wahrnehmung der Oral History als ausschließliche Fakten- und Informationsquelle, die von der offiziellen Geschichtswissenschaft verdeckt oder verschwiegen wird, und die Ausrichtung des Forschungsinteresses auf das Studium der Besonderheiten des Gedächtnisses sowie der Subjektivität und spezifischen Merkmale des kollektiven und individuellen Erinnerens oder Vergessens.¹²

Der akademischen Oral-History in der Ukraine gelang bis heute die Entwicklung institutioneller und disziplinärer Konturen. Seit 2006 existiert in der Ukraine die nationale „Gesellschaft für Oral-History“,¹³ die als Mitorganisatorin von thematischen, internationalen Konferenzen für Oral-History fungiert (2009 in Charkiw und 2012 in Kiew) und die spätere Veröffentlichung ihrer Beiträge¹⁴ und Publikationsprojekte unterstützt (Lachno 2011). Viele humanwissenschaftliche Fakultäten der ukrainischen Hochschulen nehmen in ihre Curricula Vorlesungskurse und Sonderkurse zu Oral-History auf.¹⁵ In den 2000er Jahren wurden immer öfter Dissertationsarbeiten verfasst, die sich auf Oral-History-Quellen stützen oder diese aktiv anwenden.¹⁶ In seiner Gesamtheit zeugt das davon, dass sich Oral-History in der Ukraine als ein professioneller, akademisch anerkannter und populärer Zweig der Geschichtswissenschaft etablieren konnte und gleichzeitig zu einer wichtigen Quelle für eine „Geschichtsschreibung von unten“ wurde, deren Ziel die Aufarbeitung sowohl der totalitären Vergangenheit als auch der individuellen historischen Erfahrungen in der Behandlung von gesellschaftlichen und allgemeinen kulturellen Prozessen ist.

LITERATUR

- Bodnar, H. (2010): *L'viv: Ščodenne žyttja očyma pereselenciv iz sil (50–80- tirokyXXst.)*. L'viv: Vydavnychy tseŋtr LNU imeni Ivana Franka. (Das tägliche Leben durch die Augen von Migranten aus den Dörfern der 50er bis 80er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts).
- Bojko, A., Bilivnenko, S., Holovko Ju. et al. (Hg.) (2008): *Usna istorija: teorija ta praktyka*. Zaporіžžja: Tandem-U, 100. (Oral History: Theorie und Praxis).

12 In diesem Zusammenhang soll auf die die Herausgabe folgender Sonderhefte zu Theorie und Praxis der Oral History in der Ukraine hingewiesen werden: *Ukrajina moderna* (2007/11); *Schid-Zachid* (2008/11-12).

13 Vgl. <http://oralhistory.com.ua/> (abgerufen am 01.02.2014). Vgl: Pastušenko (2007, 230 ff.); Grinčenko (2008, 413 ff.).

14 *Schid-Zachid* (2008/11-12); International Scholarly Symposium “In Search of Voice: Oral History as Theory, Method, and Source”. Conference Program and Proceedings (Kharkiv, 11. und 12. Dezember 2009); Chanenکو-Frizen/Grinčenko (2010); *Visnyk Kyjivs'koho nacional'noho universytetu imeni Tarasa Ševčenko* (2012/111).

15 Siehe z. B. Lehrpläne „Oral History“: <http://www-history.univer.kharkov.ua/filez/UsnaIstoriyaTeoriyatapraktyka.pdf>; http://www.sociology-lnu.org.ua/Navchannia/Opysy_navch_kursiv/kurs_spec_Usna_ist_yak_metod_reconstr.htm (abgerufen am 28.04.2013).

16 Zum Beispiel: Lapan (2001); Pastušenko (2007a); Iriohlu (2009); Grinčenko (2011)

- Bouresh, B., Heckert, U., Kobschenko, K. (2007): Riss durchs Leben: Erinnerungen ukrainischer Zwangsarbeiterinnen im Rheinland; Katalog zur Ausstellung. Köln: Landschaftsverband Rheinland.
- Chanenko-Frizen, N. (2008): Usna istorija dekoklektivizaciji v Ukrajinu 1990-ch rr.: seljans'kyj dosvidin. In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no-humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT», 370-376. (Oral History der Kollektivierung in der Ukraine in den 1990er Jahren: Erfahrungen der Bauern).
- Chanenko-Frizen, N., Grinčenko, G.G. (2010): U pošukach vlasnoho holosu: Usna istorija jak teorija, metod ta džerelo. Charkiv: PP «TORSINH PLYUS». (Die Suche nach der eigenen Stimme: Oral History als Theorie, Methode und Quelle).
- Dacjuk, H.I. (Hg.) (2003): Usna žinoča istorija. Povernennja: Istoriohrafija sil's'kych žinok v konteksti suspil'no-istoryčnych faktoriv radjans'koho i perehidnoho periodiv. In: ZHTS «Spadščyna». Kyjiv. (Die mündliche Frauengeschichte. Die Rückkehr: Historiographie der Dorffrauen im Kontext der gesellschaftshistorischen Faktoren der sowjetischen und Übergangsperiode).
- Dacjuk, H.I. (Hg.) (2007): Istorija odniji fotohafiji: sproba samoprezentaciji. In: ZHTS «Spadščyna». Kyjiv. (Die Geschichte einer Fotografie. Ein Versuch der Selbstdarstellung).
- Grinčenko, G.G. (2004): Usni istoriji ostarbajteriv. Charkiv: Rayder, 236. (Oral History der Ostarbeiter).
- Grinčenko, G.G. (2008): Mižnarodna konferencija "Usna istorija v sučasnych social'no-humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen' ta stvorennja Ukrajin's'koji Asociačiji Usnoji Istorijiin. In: Schid-Zachid (9-10), Istoryko- kul'turolohičnyj zbirnyk. Charkiv: TOV «NTMT», 413-415. (Oral History in der modernen Sozial- und Humanwissenschaften: Theorie und Praxis der Forschung).
- Grinčenko, G.G. (2009): Usni istoriji ostarbajteriv...; «Proshu vas mene ne zabuvaty»: usni istoriji ukrajyns'kykh ostarbajteriv. Charkiv: Pravo. (Oral history der Ostarbeiter: „Bitte vergessen Sie mich nicht“: eine mündliche Geschichte der ukrainischen Ostarbeiter).
- Grinčenko, G.G. (2011): Ukrajin's'ki ostarbajtery v systemi prymusovoij praci Tret'oho rajchu: problemy istoryčnoji pamjati. Kyjiv: kand. ist. Nauk. (Ukrainische Ostarbeiter im System der Zwangsarbeit im Dritten Reich: Das Problem des historischen Gedächtnisses).
- Grinčenko, G.G., Rebrova, I.V., Romanova, I.M. (2012): Usna istorija v postradjans'kykh doslidnjts'kykh praktjkach (na prjkladi sučasnjch Bilorusi, Rosiji ta Ukrajinu). In: Ukrajin's'kyj istoričnij žurnal (4), 172-187. (Oral History in der postsowjetischen Forschungspraxis am Beispiel des modernen Weißrussland, Russland und Ukraine).
- Grinčenko, G.G. (2012): Usna istorija prymusu do praci : metod, konteksty, teksty. Charkiv: NTMT. (Mündliche Geschichte der Zwangsarbeit: Methode, Kontexte, Texte).
- Grinčenko, G.G. (2013): Historia mówiona na Ukrainie: ludzie, tematy, fakty, in: Wrocławski Rocznik Histor i i Mówionej, 03/2013, 73-92.
- Henke, L., Rossolinski, T. (2007): Eine neue Gesellschaft in einer alten Stadt. Erinnerung und Geschichtspolitik in Lemberg anhand der Oral History. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 340.
- Hurkina, S. (2008): Dvi doli: hreko-katolyc'ke duhovenstvo i radjans'ka vlada. In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no-humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT», 265-282. (Zwei Schicksale: griechisch-katholische Klerus und die sowjetischen Behörden).
- Iriohlu, Ju. (2009): Usni naratyvy jak džerelo z istoriji bolhars'koho naseleennja Pivničnoho Pryazovja XX stolittja. Kyjiv: kand. ist. Nauk. (Oral History als Quelle zur Geschichte der bulgarischen Bevölkerung des nördlichen Asowschen im zwanzigsten Jahrhundert: Zusammenfassung).

- Kis', O. (2008): Recepcija radjans'koji vlady ta nezaleznosti v avtobiohraficznych opovidjach žinok Ukrajiny (za materialamy proektu "Ukrajina XX stolittja u pamjati žinok»). In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no-humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT», 283-307. (Rezeption der sowjetischen Macht und Unabhängigkeit in autobiographischen Erzählungen von Frauen aus der Ukraine basierend auf dem Projekt „Ukraine im zwanzigsten Jahrhunderts in der Erinnerung von Frauen“).
- Kis', O. (2010): Kolektyvna pamjat' ta istorična travma: teoretyčni refleksiji na tli žinočych spohadiv pro Holodomor. In: Chanenko-Frizen, N./Grinčenko, G.G.: U pošukach vlasnoho holosu: Usna istorija jak teorija, metod ta džerelo. Charkiv: PP «TORSINH PLYUS», 171-191. (Das kollektive Gedächtnis und historische Trauma: theoretische Reflexionen vor dem Hintergrund der Erinnerungen von Frauen an die Hungersnot).
- Lachno, V. (2011): Malen'ki ljudy na velykij vijni: usni istoriji ostarbajteriv ta v'jazniv koncatoriv z Poltavščyny. Poltava: PNPŪ. (Kleine Leute im Großen Krieg: Oral History der Ostarbeiter und Gefangene der Konzentrationslager von Poltava).
- Lapan, T.D. (2001): Verbuvannja i deportacija naseleennja Ukrajiny do Nimeččyny ta umovy joho praci i pobutu u nevoli. L'viv: kand. ist. nauk. (Rekrutierung und Deportation des Ukrainers nach Deutschland, die Bedingungen für seine Arbeit und das Leben in Gefangenschaft).
- Lapan, T.(2008): Usni istoriji halyčan-ostarbajteriv: specyfika prymusovoho dosvidu. In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no-humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT», 198-223. (Oral history von Galizien-Ostarbeiteren: spezifische Durchsetzungserfahrungen).
- Lebedjeva, V.P., Sokol's'kyj, P.P. (2004): Knyha pamjati Drobyč'koho Jaru: spohady, narysy, dokumenty. Charkiv: Prapor, 208. (Buch der Erinnerungen an Drobyzkyj Jar: Erinnerungen, Aufsätze, Referate).
- Michajlov, N., Kuz'menko, N. (2005): Po tu storonuvojny: Kniga Pamjati žertv nacistskich presledovanij v gody Vtoroj mirovoj vojny, Zaporož'je: Tandem- U, 347. (Auf der anderen Seite des Krieges: Das Buch der Erinnerung an die Opfer der NS-Verfolgung im Zweiten Weltkrieg).
- Mycyk, O.Ju., Ivannikova, L. (2003-2010): Ukrajins'kyj holokost: Svidčennja tych, chto vyžyv. Kyjiv: Kyjevo-Mohyljans'ka Akademiya, Band I—VI. (Beispiel: Ukrainischer Holocaust: Zeugnisse Überlebender).
- Noll, W. (1999): Transformacija hromadjans'koho suspil'stva. Usna istorija ukrajinskoji seljanskoji kultury 1920-1930-ch rokov. Kyjiv: Rodovid. (Transformation der Zivildgesellschaft. Eine Oral History der ukrainischen Bauernkultur der 1920er bis 1930er Jahre).
- Pastušenko, T.V. (2005): Budni ukrajins'kych "ostarbajteriv" : borot'ba za vyžyvannja (na materialach spohadiv kolyšnych prymusovyh robitnykiv). In: Ukrajins'kyj istoričnyj žurnal (6), 160-176. (Wochentage der ukrainischen „Ostarbeiter“: Der Kampf ums Überleben basierend auf den Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter).
- Pastušenko, T.V. (2007): Do stvorennja Ukrajins'koji asociaciji usnoji istoriji. In: Ukrajins'kyj istoričnij žurnal (3), 230-235. (Vor der Gründung der Ukrainischen Verband der Oral History).
- Pastušenko T. V. (2007a): Ostarbajtery z Ukrajiny: verbuvannja, prymusova pracija, repatriacija (istoriko-social'nyj analiz na materialach Kyjivščyny). Kyjiv: kand. ist. nauk. (Ostarbeiter der Ukraine: Rekrutierung, Zwangsarbeit, Rückführung. (Historische und soziale Analyse der Materialien aus Kiew).

- Pastušenko, T.V. (2008): Sposoby vyžyvannja ukrajins'kych ostarbajteriv u Rajchu : spohady očevydciv. In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no- humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT», 161-179. (Strategien des Überlebens der ukrainischen Ostarbeiter im Reich: Erinnerungen von Augenzeugen).
- Pastušenko, T.V. (2009): Ostarbajtery z Kyjivščyny : verbuvannja, prymusova pracja, repatriacija (1942—1953). Kyjiv: In-t istoriji Ukrainy, 284. (Ostarbeiter in der Kiewer Region: Rekrutierung, Zwangsarbeit, Rückführung 1942-1953).
- Pastušenko, T.V. (2011): «Vjizd repatriantiv do Kyjeva zaboroneno...»: povojenne žyttja kolyšnych ostarbajteriv ta vijs'kovopolononych v Ukraini. NAN Ukrainy. Instytut istoriji Ukrainy: Nim. fond «Pam'jat', vidpovidal'nist' i maybutnye», 164. (Rückkehr nach Kiew verboten...: Nachkriegsleben ehemaliger Ostarbeiter und Kriegsgefangener in der Ukraine).
- Poliščuk, T. (2006): «Stolycjavidčaju»: Holodomor 1932—1933 rr. na Charkivščyni vustamy očevydciv. Svidčennja, kommentari. Charkiv-New York-L'viv: Berezil. („Hauptstadt der Verzweiflung“: Die große Hungersnot von 1932-1933 in Charkow).
- Portelli, A. (1997): Battle of Valle Giulia: Oral History and the Art of Dialogue. Madison: University of Wisconsin Press, 3-23.
- Portelli, A. (1998): Oral History as Genre. In: Chamberlain, M., Thompson, P. (Hg.): Narrative and Genre. London and New York: Routledge, 23-45.
- Radčenko, J.N. et al. (2005): My pobedili smert': Vospominanija char'kovčan byvsich uznikov fašystyckich konclagerej. L'vov: Kal'variya, 192. (Wir haben den Tod gewonnen: Erinnerungen an Kharkov – ehemalige Häftlinge der NS-Konzentrationslager).
- Thompson, P. (2003): Golos prošlogo. Ustnaja istorija. Moskva: Ves' Mir. (Die Stimme der Vergangenheit. Oral History).
- Von Plato, A., Leh, A., Thonfeld, C. (2008): Hitlers Sklaven: lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich. Köln/Weimar: Böhlau.
- Vynohrads'ka, H. (2008): Deportaciji ukrajinciv z Polšči 1944-1947 rr.: problemy periodyzaciji ta obstavyny pereselennja (za materialamy usnych opovidej deportovanych). In: Schid-Zachid (11-12), Spezialausgabe des Magazins: Kravčenko, V. und Grinčenko, G.: Usna istorija v sučasnych social'no- humanitarnych studijach: teorija i praktyka doslidžen'. Charkiv: TOV «NTMT». (Ukrainische Deportationen aus Polen in den Jahren 1944-1947: das Problem der Periodisierung und Umstände der Verlegung basierend auf mündliche Erzählungen Deportierter).
- Zabarko, B. (Hg.) (2006-2008): Žisn' i smert' v epochu Holokosta : svidetel'stva i dokumenty. Band 1-3. Kiev: Dukh I Litera, Bd.1 (2006), 524; Bd.2 (2007), 539; Bd.3 (2008), 797. (Leben und Tod in der Ära der Holocaust-Zeugnisse und Dokumente).

Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist

Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung

Martin Kohli*

Zusammenfassung

Das gegenwärtige Interesse an der „biographischen Methode“ bildet den Ausgangspunkt einer wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion ihrer Anfänge und Entwicklung mit dem Ziel, die Unklarheiten um diese Methode auszuräumen und ihre Lebenschancen zu beurteilen. Zunächst wird das klassische Werk von Thomas/Znaniiecki „The Polish Peasant in Europe and America“ diskutiert. Die entscheidende Phase seiner Wirkungsgeschichte war die Zeit um 1940, in der die biographische Methode – im Zusammenhang mit dem Hegemonieverlust der Chicagoer Soziologie – trotz institutionalisierter Stützungsversuche in die Marginalität abgedrängt wurde. Ein ganz anderer Verlauf ergab sich in der polnischen Soziologie, in der (angestoßen durch Znaniiecki) eine besondere Tradition der biographischen Methode als biographische „Bewegung“ entstand, ein historisch einmaliger Fall einer methodischen Sonderentwicklung innerhalb einer nationalen Soziologiekultur. Den Schluß bilden einige Bemerkungen zum aktuellen Stand der Arbeit mit der biographischen Methode, die im Rahmen der Ansätze zu einer interpretativen Sozialforschung ihren spezifischen Platz hat.

1. Ausgangspunkt und Fragestellung

Die „biographische Methode“ hat es in der deutschen sozialwissenschaftlichen Diskussion der letzten Jahre zu bemerkenswerter Prominenz gebracht. Was von ihr erwartet wird, läßt sich in drei Punkten zusammenfassen (Kohli 1981b): Sie soll einen methodischen Zugang zum sozialen Leben ermöglichen, der 1. möglichst umfassend ist, 2. auch die Eigenperspektive der handelnden Subjekte thematisiert und 3. die historische Dimension berücksichtigt. Es handelt sich also um eine Frontstellung gegen die reduktionistischen, objektivistischen und statischen Tendenzen gängiger Traditionen.

Man kann nicht sagen, daß diese hohen Erwartungen bereits erfüllt seien. Dazu ist es schon deswegen zu früh, weil die Arbeit mit dem biographischen Ansatz in größerem Umfang erst begonnen hat. Neben den praktischen Schwierigkeiten, die in dieser

* Der Beitrag erschien 1981 in der Zeitschrift für Soziologie (Jg. 10, Heft 3, Juli 1981, S. 273-293). Mit freundlicher Genehmigung des Autors sowie von Herausgebern und Redaktion der ZfS drucken wir den Text erneut in unserer Rubrik „Wiedergelesen“ (d. Red.).

Arbeit zu lösen sind, gibt es aber auch grundlegende Unklarheiten, welche die Erfolgchancen herabsetzen. Weder läßt sich in den verschiedenen wissenschaftlichen Unternehmungen, die den Begriff „biographische Methode“ für sich in Anspruch nehmen, ein gemeinsames Verständnis davon feststellen noch wird genügend deutlich, worin sich die „biographische Methode“ von andern Verfahren vor allem im Rahmen der interpretativen Sozialforschung abhebt.

Die vorliegende Arbeit ist vom Interesse motiviert, diese Unklarheiten durch Vergegenwärtigung des Ursprungs und der Entwicklung der „biographischen Methode“ auszuräumen. Eine historische Analyse ist gerade diesem Ansatz besonders angemessen, verbindet sich doch mit ihm analog zum Interesse an Gesellschaftsgeschichte die Erwartung, auf dem Weg über eine historische Rekonstruktion des individuellen Lebens dessen Gegenwart „besser verstehen“ zu können. Zugleich soll die Analyse der Gründe für das weitgehende Verschwinden der „biographischen Methode“ aus der Wissenschaftsgeschichte nach ihrem frühen Aufschwung eine Einschätzung der Lebenschancen der aktuellen biographischen Forschung ermöglichen. Ich bin der Auffassung, daß durch die Fortschritte in der Grundlagendiskussion im Rahmen der interpretativen Sozialforschung heute für die „biographische Methode“ eine bessere Ausgangslage besteht als in den 20er und 30er Jahren. Auf diese aktuelle Lage kann ich allerdings hier nur ganz knapp eingehen (Abschnitt 4); der Hauptteil der Arbeit besteht in der wissenschaftshistorischen Rekonstruktion der Ursprünge in den USA im Zusammenhang mit dem Werk von Thomas/Znaniiecki (Abschnitt 2) und der Sonderentwicklung in der polnischen Soziologie (Abschnitt 3). Es wird hier also nicht ein systematischer Überblick über Verwendung, Verfahrensweise und Probleme der „biographischen Methode“ gegeben¹; systematische Überlegungen werden nur so weit angestellt, als sie zur Klärung der wissenschaftsgeschichtlichen Fragen erforderlich sind.

Es wäre wenig ergiebig, sich im Rückblick strikt auf die methodologischen Fragen im engeren Sinn zu beschränken; sie müssen vielmehr im Rahmen der Gesamtentwicklung der Disziplin gesehen werden.² Ich gehe dabei drei Entwicklungssträngen nach: der gesellschaftlichen Realität, die der Disziplin die praktische Problemstellung

1 Vgl. dazu den Artikel von Szczepanski (1962), der den Begriff „biographische Methode“ in der deutschsprachigen Methodendiskussion bekannt gemacht hat. Für die heutige Situation liegt noch kein ähnlich systematischer Überblick vor; einige Ansätze dazu finden sich in den Arbeiten, die in Abschnitt 4 zitiert werden.

2 In gewisser Hinsicht ist auch dieser Kontext noch zu eng. Die Wissenschaftsgeschichte sollte sich nicht auf die Geschichte einzelner Disziplinen beschränken, sondern Problemlagen in ihrer Entwicklung durch verschiedene Disziplinen hindurch analysieren und zu einer „Theorie der Disziplinbeziehungen“ gelangen (Lepenies 1978). Dieses Postulat kann hier nur in Form vereinzelter Hinweise eingelöst werden. Generell ist zu betonen, daß die biographische Methode keineswegs eine Spezialität der Soziologie ist (für eine breitere Übersicht vor allem mit Bezug auf Psychologie und Ethnologie vgl. Paul 1979). Es sei daran erinnert, daß die Autobiographie am Anfang der Geschichte der empirischen Psychologie in Deutschland stand, nämlich in dem „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“, das von 1783-1793 erschien. Es wurde von Carl Philipp Moritz herausgegeben, der mit seiner Autobiographie, dem „Anton Reiser“ in der Literaturhistorie gewöhnlich als Begründer des „psychologischen Romans“ figuriert. Das Magazin sollte das Menschenstudium durch die Anregung und Veröffentlichung von „Herzensgeschichten“ (d.h. von Autobiographien nach dem Muster der Konfessionen von Rousseau und Moritz) fördern; in seinem Gefolge erschienen weitere Sammlungen von Selbstbiographien (vgl. Misch 1969: IV/2: 784; Niggel 1977: 52). Allport in seiner Geschichte der Verwendung persönlicher Dokumente in der Psychologie (1942) scheint diese Tradition (wie auch andere, vgl. Paul 1979: II: 54) nicht zu kennen; dagegen weist Thomae (1952: 166) auf sie hin.

vorgibt, der kognitiven Dynamik der grundwissenschaftlichen Ansätze und schließlich der institutionellen Dynamik der Disziplin als Organisationssystem. Dabei zeigt sich, daß die Geschichte der biographischen Methode nicht nur für diese selber instruktiv ist, sondern zumindest in ihren Anfängen ein wesentliches – heute kaum mehr wahrgenommenes – Kapitel der Geschichte der empirischen Sozialforschung darstellt.

2. Der Beginn in den USA: Das Werk von Thomas/Znaniiecki

2.1. Inhalt und Aufbau des Werks

Der unbestrittene Klassiker der biographischen Methode ist das monumentale Werk von Thomas/Znaniiecki „The Polish Peasant in Europe and America“ (1918-1920, hier zitiert nach der Ausgabe 1927).³ Wenn wir dieses Werk heute lesen, können wir auf eine Rezeptionsgeschichte zurückgreifen, die bereits eine institutionelle Objektivation aufweist, nämlich die Kommentare und Diskussionen im Rahmen seiner Behandlung durch den Social Science Research Council (SSRC) im Jahre 1939 (vgl. 2.6.). Wir lesen also ein Werk, das schon durch einen formalisierten Leseprozeß in einer einflußreichen Organisation des Wissenschaftssystems gegangen und darin für die ganze Disziplin sichtbar zum Klassiker erklärt worden ist.⁴ Seither ist allerdings seine Resonanz stark geschwunden; von einer qualifizierten Rezeption konnte lange Zeit nicht mehr die Rede sein, und erst die jüngste Wiederbelebung des Interesses an biographischen Ansätzen hat eine gewisse Wende gebracht.⁵

Der Inhalt des Werkes besteht aus einem – bescheiden und irreführend als „methodological note“ bezeichneten – grundlagentheoretischen Einleitungskapitel, gefolgt von den Darlegungen über soziale Organisation und Desorganisation im ländlichen Polen und unter den polnischen Immigranten in den USA. Diese Teile werden durch eine große Zahl von Dokumenten belegt. Für die Bedingungen in Polen sind es persönliche Briefe (hauptsächlich unter Familienangehörigen) und Leserbriefe an eine Zeitung, für diejenigen in den USA Briefe an die polnische Emigranten-Schutzorganisation sowie Akten von polnischen Kirchgemeinden, von Sozialfürsorgeinstanzen und Gerichten. Schließlich drucken Thomas/Znaniiecki eine mehr als 300 seitige Autobiographie eines jungen polnischen Emigranten namens Wladek Wiszniewski ab, die auf ihre Veranlassung verfaßt und von ihnen auf die Hälfte gekürzt wurde.⁶ (Zum

3 Gegenüber der Originalausgabe in fünf Bänden wurden für die Ausgabe von 1927 die Teile in ihrer Reihenfolge umgestellt und auf nur noch zwei Bände verteilt. (Die Ausgabe von 1958 ist ein unveränderter Nachdruck derjenigen von 1927). Band I umfaßt die Seiten 1-1114, Band II 1115-2250. Da die beiden Bände durchpaginiert sind, verzichte ich bei den folgenden Zitaten auf die Angabe des Bandes.

4 Auch die frühen Übersichtswerke über die Geschichte der Soziologie und besonders der empirischen Forschung gehen ausführlich darauf ein. So bezeichnet Young (1966: 40; Orig. 1939) es als einen „Wendepunkt“ in der Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methode.

5 Ein Indiz dafür ist die Tatsache, daß Thomas und Znaniiecki in der großen Geschichte der soziologischen „Meister“ von Coser (erstmal erschienen 1971) erst in der 2. Auflage von 1977 berücksichtigt werden.

6 Thomas hat auf die Aufforderung von L.L. Bernard hin, der eine Sammlung von Lebensberichten von Soziologen veranstalten wollte, selber eine ungemein ironische autobiographische Skizze verfaßt und darin beschrieben, wie er die biographische Methode „entdeckte“: er fand eines regnerischen Tages in einem Durchgang hinter seinem Haus einen langen verlorengegangenen Brief eines Mädchens an seinen Vater, und als er ihn las, ging ihm blitzartig die Bedeutung solcher Briefe als soziologische Daten auf (Baker 1973: 250). Das ist die Geburtsstunde der biographischen Methode. Die Version, die Janowitz (1966: XXIV, zit. nach Paul 1979: 1: 168) von dieser Geschichte überliefert, ist noch etwas dramati-

Verhältnis dieser verschiedenen Typen von „persönlichen Dokumenten“ vgl. Abschnitt 2.3.)

Das Werk von Thomas/Znaniacki würde auch in inhaltlicher Hinsicht Besseres verdienen als das Schicksal eines vergessenen Klassikers. Wer die beiden auch im Nachdruck von 1958 längst vergriffenen dicken Bände zur Hand nimmt, kann sich der Faszination dieses Einblicks in eine fremde Welt schwer entziehen. Die Analyse kultureller Desorganisation und Reorganisation im Übergang von einer traditionellen in eine moderne Kultur könnte z.B. einiges Licht werfen auf die aktuellen Akkulturationsprobleme der Arbeitsemigranten aus dem Mittelmeerraum. Die Analyse der kulturellen (weniger der ökonomischen) Lebensbedingungen der polnischen Agrarbevölkerung erschließt dem westeuropäischen Leser vieles, was ihm die besondere Entwicklung dieses Landes besser verständlich macht. Nicht zuletzt wird er daran denken, daß parallel zur hier analysierten Massenemigration von Polen in die USA eine ebensolche in die industriellen Ballungsräume Westeuropas stattfand, etwa ins Ruhrgebiet – ein Prozeß, der heute zunehmend die Aufmerksamkeit der Sozialhistoriker findet (z.B. Klessmann 1978).

2.2. Theoretischer Ansatz

Das zentrale Merkmal des theoretischen Ansatzes von Thomas/Znaniacki⁷ – dargelegt hauptsächlich in der „methodological note“ ist der Versuch zur Integration von „subjektiven“ und „objektiven“ Faktoren:

(...) a nomothetic social science is possible only if all social becoming is viewed as the product of a continual interaction of individual consciousness and objective social reality. In this connection the human personality is both a continually producing factor and a continually produced result of social evolution, and this double relation expresses itself in every elementary social fact. (1927: 1831)

The cause of a social or individual phenomenon is never another social or individual phenomenon alone, but always a combination of a social and an individual phenomenon. (1927: 44; im Orig. kursiv)

Die Autoren wenden sich damit gegen eine psychologistische Konzeption, in der Gesellschaft als aus psychischen Eigenschaften abgeleitet gedacht wird. Die eigentliche Stoßrichtung⁸ zielt aber wohl gegen eine soziologistische Konzeption, in der das

scher: Bei einem Gang durch das Polen-Viertel Chicagos habe plötzlich jemand über Thomas' Kopf einen Mülleimer geleert. Als er sich mit einem Sprung zur Seite rettete, sah er ein Paket Briefe zur Erde fallen. Die von Bernard gesammelten Lebensgeschichten sind übrigens anscheinend bisher noch nicht gesamthaft publiziert und ausgewertet worden.

7 Dieser bildet einen wesentlichen Ausgangspunkt der Chicagoer Soziologie und damit der Theorierichtung, die zwanzig Jahre später als „Symbolischer Interaktionismus“ bezeichnet wurde. Für eine systematische Diskussion dieser Dimension der Wirkungsgeschichte sei auf die entsprechenden theoriegeschichtlichen Darstellungen verwiesen (z.B. Fisher/Strauss 1978).

8 Sie festzustellen wird dadurch erschwert, daß Thomas/Znaniacki sich kaum explizit mit anderen Autoren auseinandersetzen. In den 86 Seiten der einleitenden „methodological note“ finden sich nur fünf namentliche Referenzen, und zwar neben drei relativ belanglosen positiven Verweisen (auf Wundt, Morris und Sumner) zwei negative (gegen Spencer und Durkheim). Der letztgenannte Verweis zeigt

Individuum als Handlungsträger nicht mehr vorkommt. In diesem Sinn läßt sich sagen, daß Thomas/Znaniacki die Bedeutung von Subjektivität in sozialen Prozessen betonen. Der methodologische Schluß daraus lautet, daß nur solche Methoden für sozialwissenschaftliche Untersuchungen geeignet sind, in denen auch die subjektive Seite faßbar wird. Diese theoretische und methodologische Stoßrichtung wird durch das folgende Zitat (aus der Einleitung zur Autobiographie von Wladek) verdeutlicht:

(...) social science cannot remain on the surface of social becoming where certain schools wish to have it float, but must reach the actual human experiences and attitudes which constitute the full, live, and active social reality beneath the formal organization of social institutions, or behind the statistically tabulated massphenomena which taken in themselves are nothing but symptoms of unknown causal processes and can serve only as provisional ground for sociological hypotheses. (1927: 1834)

Die objektiven Aspekte bezeichnen Thomas/Znaniacki mit dem Begriff „value“, die subjektiven mit dem Begriff „attitude“ (1927: 21 f.). Der Begriff „value“ meint aber nicht einfach einen objektiven Tatbestand, sondern ein Objekt, das eine Bedeutung als Objekt von Handlungen hat. Objekte sind also nur als Träger von Bedeutungen relevant, und die Bedeutungen ergeben sich aus den menschlichen Handlungsproblemen. Znaniacki hat dies in seinem späteren Buch über die Methode der Soziologie (1934) unter dem Begriff „humanistischer Koeffizient“ weiter ausgeführt; damit bezeichnet er in Abhebung von der naturwissenschaftlichen Perspektive den Sinn- bzw. Handlungsbezug von sozialwissenschaftlichen Tatbeständen: „The data of the cultural student are always ‚somebody’s‘, never ‚nobody’s‘ data“ (1934: 37). Ebenso wird „attitude“ von einer eigenschaftspsychologischen Fassung abgehoben und als Handlungstendenz definiert (vgl. Blumer 1939: 21):

The psychological process remains always fundamentally a state of somebody; the attitude always fundamentally an attitude toward something. (1927: 23)

Sowohl die objektive wie die subjektive Seite werden also nicht als in sich ruhende, eigengesetzlich organisierte (und voneinander getrennte) Welten konzeptualisiert, sondern sind um Handlungsprobleme herum organisiert und durch sie verbunden.

Mit dieser interessanten Konzeption befinden sich die Autoren in Übereinstimmung mit den Grundlagen einer pragmatischen Theorie der Sozialwelt, wie sie zu gleicher Zeit von Mead entwickelt wurden (vgl. Joas 1980). Ihre Begrifflichkeit hat sich allerdings nicht durchgesetzt. Der Einstellungsbegriff wurde später abgewandelt und in dieser Form zu einem Zentralbegriff der quantitativen Sozialpsychologie; der Wertbegriff – der von Znaniacki stammt und vom ihm später weiter ausgeführt wurde (vgl. Znaniacki: 1934) – erhielt eine ganz andere Fassung. Daran ist wohl auch die theoretische Unschärfe schuld, die von Blumer (1939: 24 ff.) mit Recht kritisiert und von Thomas (1939: 83) in seiner Stellungnahme zu Blumers Kritik eingestanden

wohl am ehesten den Stellenwert des Werks in der zeitgenössischen Grundlegendendiskussion an; an Durkheim wird das für ihn zentrale Prinzip der Erklärung eines sozialen Phänomens nur durch ein anderes soziales Phänomen kritisiert (1927: 44).

wurde, wobei er als Entschuldigung auf die besonderen Umstände der Abfassung dieses „Essays“, wie er die „methodological note“ rückblickend nannte, verwies. Einen zweiten Grund sehe ich in dem, was man – in Analogie zu Habermas‘ Freud-Interpretation – als „positivistisches Selbstmißverständnis“ der Autoren bezeichnen könnte, nämlich in ihrem Anspruch auf Formulierung einer „nomothetischen“ Sozialwissenschaft auf der Grundlage von „Gesetzen“ sozialer Entwicklung.⁹ Sie konnten sich offenbar Wissenschaftlichkeit nur nach dem Modell der Naturwissenschaften vorstellen. Daß sie damit scheiterten, wurde in Blumers Kritik deutlich, der – obwohl selber keineswegs anders argumentierend – nachwies, daß sie im materiellen Teil ihres Werks kein einziges solches „Gesetz“ formulieren konnten.¹⁰

Ein anderes Konzept dagegen hat eine brillante wissenschaftliche Karriere gemacht, nämlich dasjenige der „Definition der Situation“ (1927: 68). Die Autoren bezeichnen damit den Interpretationsprozeß, der sich auf Werte und Einstellungen bezieht und sie in einer aktuellen Situation konkretisiert:

Every concrete activity is the solution of a situation. The situation involves three kinds of data: (1) The objective conditions (...). (2) The pre-existing attitudes (...). (3) The definition of the situation, that is, the more or less clear conception of the conditions and consciousness of the attitudes. And the definition of the situation is a necessary preliminary to any act of the will, for in given conditions and with a given set of attitudes an indefinite plurality of actions is possible and one definite action can appear only if these conditions are selected, interpreted, and combined in a determined way and if a certain systematization of these attitudes is reached (...) usually there is a process of reflection after which either a ready social definition is applied or a new personal definition worked out. (1927: 680)

Mit diesem Konzept wird klargestellt, daß Handlungen nicht aus dem Zusammentreffen von bedeutungshaltigen Objekten und (überdauernden) individuellen Handlungstendenzen ableitbar sind, sondern daß beides vom Individuum in der aktuellen Situation in einem kognitiven Prozeß spezifisch aufeinander bezogen wird. Zugleich verschwimmen dabei allerdings die beiden übergeordneten Grundkonzepte noch mehr. Insgesamt ist bei der Beurteilung des theoretischen Ansatzes von Thomas/Znaniecki der Einschätzung von Blumer (1939: 27) zuzustimmen, daß sie ihre konzeptuellen Vorgaben in ihrem Werk im Detail nicht einlösen konnten, wohl aber in der grundlegenden Unterscheidung von objektivem und subjektivem Faktor und ihrer Interaktion erfolgreich waren.

Ein häufiges Mißverständnis ist hier auszuräumen, nämlich das des „Subjektivismus“. Die Darstellung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft ist bei Thomas/Znaniecki nicht auf individuelle Prozesse gerichtet, sondern auf soziale Aggregate. Dies gilt auch für die eingesetzten Methoden, insbesondere die Autobiogra-

9 Bei Znaniecki, der später einen profilierten kulturwissenschaftlichen Standpunkt entwickelte, finden sich Anklänge an ein solches ‚Selbstmißverständnis‘ noch in dem merkwürdigen Begriffszwitzer „humanistischer Koeffizient“.

10 Thomas‘ Vorschlag (in Blumer 1939: 84), von einer deterministischen auf eine probabilistische Fassung von Zusammenhängen überzugehen, nimmt vieles von der späteren Entwicklungsrichtung der empirischen Sozialwissenschaften vorweg, aber löst das angesprochene Grundlagenproblem auch nicht.

phie. Obwohl es sich bei ihr um die ausführliche Darstellung eines einzelnen Lebens handelt, ist nicht dieses für sich das Objekt der Analyse, sondern der Einzelne als Repräsentant einer Gruppe oder Kultur.¹¹ Nicht Persönlichkeitsorganisation, sondern soziale Organisation ist das Thema.¹² Der Zugang über die Sicht des einzelnen Handelnden ist deshalb erforderlich, weil soziale Organisation als Organisation von Handlungsproblemen zu konzeptualisieren ist. Individualität ist sowohl ein Ergebnis wie eine Voraussetzung sozialer Prozesse.

2.3. Lebensgeschichten als besonderer Typ „persönlicher Dokumente“

Die meisten frühen Autoren definieren die biographische Methode als „Methode persönlicher Dokumente“, d.h. solcher Texte, die den Standpunkt des Handelnden, den von ihm gemeinten Sinn zur Geltung bringen (vgl. Szczepanski 1962: 555 f.). Dazu gehören Biographien, Tagebücher, Briefe, Zeugenaussagen und vieles mehr. Worin unterscheiden sich aber Biographien im eigentlichen Sinn – genauer Autobiographien, d.h. selbst erzählte Lebensgeschichten oder Geschichten wichtiger Teilabschnitte des Lebens – von diesem ganzen Strauß von andern „persönlichen Dokumenten“? Die Diskussion im SSRC (Blumer 1939) geht kaum auf diese Unterscheidung ein, sondern bleibt kommentarlos beim weiteren Begriffsverständnis, d.h. der Gleichsetzung von biographischem mit „persönlichem“ Material¹³. Diese mangelnde Differenzierung hat bis heute zur Konfusion beigetragen, eine genaue Bestimmung des Biographischen an der biographischen Methode erschwert und damit ihre Durchsetzungschancen im Konkurrenzkampf zwischen den Methoden verringert.

Thomas/Znaniecki verwenden – wie erwähnt – verschiedene Typen von „persönlichen Dokumenten“, sie schätzen aber Lebensbeschreibungen höher ein als alle anderen Typen¹⁴:

(...) even when we are searching for abstract laws life-records of concrete personalities have a marked superiority over any other kind of materials. We are safe in saying that personal life-records, as complete as possible, constitute the perfect type of sociological material, and that if social science has to use other materials at all it is only because of the practical difficulty of obtaining at the moment a sufficient number of such records to cover the totality of sociological problems, and of the enormous amount of work demanded for adequate analy-

11 In der Ethnologie dagegen war eines der Ausgangsprobleme für die biographische Methode die überraschende Erkenntnis, daß auch die Mitglieder primitiver Kulturen individuell differenzierte Persönlichkeiten sind (Paul 1979).

12 Soweit differentielle Aspekte angesprochen werden – z.B. in der typologischen Unterscheidung zwischen „Philister“ und „Bohème“ –, dienen sie diesem übergeordneten Ziel: eine solche Theorie der „Sozialpersönlichkeit“ ist die Voraussetzung für die Unterscheidung von Handlungstypen im Rahmen sozialer Organisation.

13 Gleiches geschieht auch heute noch. So setzt Denzin (1970) die „life history method“ ganz selbstverständlich mit der „case study method“ identisch und gibt folgende Definition: „Life history materials include any record or document, including the case histories of social agencies, that throws light on the subjective behavior of individuals or groups“ (1970: 220). Eine zusätzliche Unklarheit wird hier mit dem begrifflichen Monstrum „subjective behavior“ produziert.

14 In gleichem Sinn argumentiert Szczepanski (1962: 557).

sis of all personal materials necessary to characterize the life of a social group. (1927: 1832 f.)

Aus diesem Zitat wird nochmals deutlich, was im vorigen Abschnitt gesagt wurde: das Interesse an der Verwendung von Lebensgeschichten ist ein soziologisches, nicht ein psychologisches. Worin denn nun aber die besonderen Merkmale von „personal life-records“ im Unterschied zu den anderen Typen von „persönlichen Dokumenten“ bestehen, wird von den Autoren nicht thematisiert. Sie scheinen die Unterscheidung für selbstverständlich zu halten, und die Struktur autobiographischer Texte ist für sie offensichtlich nicht weiter klärungsbedürftig. In ihren methodischen Bemerkungen gehen sie ausschließlich darauf ein, für welche Fragen persönliche Lebensbeschreibungen ergiebig seien. Ihr Vertrauen in die Autobiographie stützt sich darauf, daß darin der subjektive Standpunkt des Handelnden zur Geltung kommt, und zwar – wie sie zu meinen scheinen – in seiner „Totalität“. Warum Subjektivität über Lebensgeschichten eingeholt werden soll, ist ihnen kein Problem. Weder wird von ihnen gesehen, daß biographische Materialien eine Geschichte konstituieren – was unter anderem heißt, daß sie notwendig selektiv sind –, noch wird ihnen ihr Charakter als Text deutlich. Sie behandeln biographische Materialien stattdessen – abgesehen von einzelnen Kommentaren zur Erzählweise (vgl. Fuchs 1979b: 21 f.) – als problemlos Gegebenes. Einzig die Frage nach dem „Persönlichkeitstyp“ ihres Autobiographen (als Voraussetzung für die Beurteilung der Repräsentativität seines Berichts) und nach seiner „Aufrichtigkeit“ (also nach seiner subjektiven Intention) wird von ihnen gestellt; mit letzterem befinden sie sich auf einer Diskussionsebene, die den frühen Überlegungen über den Aussagewert autobiographischer Texte vom Anfang des 18. Jahrhunderts entspricht (vgl. Kohli 1981b). Auch den Bedingungen, unter denen die Autobiographie verfaßt wurde, schenken sie keine Aufmerksamkeit¹⁵.

Was die Autoren hier versäumen, leisten sie dagegen für andere Typen von Dokumenten, z.B. für die Briefe. In einem Kapitel über „Form and function of the peasant letter“ (1927: 303 ff.) gehen sie ausführlich auf den Stellenwert des Briefeschreibens im Alltag der polnischen Familien und auf die verfügbaren Ausdrucksmittel ein. Sie behandeln die Briefe damit nicht als nicht weiter zu hinterfragende Gegebenheit und als direkte Widerspiegelung der Realität, sondern als textliche Objektivationen, die bestimmten praktischen Interessen entspringen und an bestimmte Kodierungsschemata gebunden sind. Damit schaffen sie die methodischen Voraussetzungen für eine Verwendung der Briefe als empirische Daten, nämlich die Klärung ihres Konstitutionsprozesses und ihrer Struktur. Zugleich leisten sie einen inhaltlichen Beitrag zu ihrem Thema, indem sie die Briefe als ein zentrales Medium der Kommunikation und Selbstvergewisserung in der bäuerlichen Kultur vorstellen. In ähnlicher Weise gehen sie auf die Funktion und Struktur der bäuerlichen Presse und ihrer Leserbriefe ein.

2.4. *Verhältnis von Daten und Theorie*

Ein anderer Punkt im Umgang der Autoren mit ihren empirischen Materialien ist problematisch: Sie geben keine Auskunft darüber, welche davon sie schließlich in die

¹⁵ Vgl. dazu die plausible Vermutung von Fuchs (1979b: 22), die Breite von Wladeks Darstellung könnte damit zusammenhängen, daß er nach Seitenzahl bezahlt wurde.

Publikation aufnahmen, nach welchen Kriterien sie z.B. aus den gesammelten 15.000 Briefen die 764 selegierten, die in ihrem Werk abgedruckt sind. Eine Übersicht über das Gesamtmaterial fehlt, so daß dessen quantitatives Verhältnis zu den publizierten Dokumenten vom Leser nicht rekonstruiert werden kann.

Völlig im Dunkeln bleibt der Prozeß, in dem aus den Daten theoretische Schlüsse gezogen bzw. sie zur Oberprüfung theoretischer Hypothesen verwendet wurden. Zunächst ist festzuhalten, daß die Dokumente keineswegs „für sich selbst sprechen“ und von Thomas/Znanięcki auch nicht in dieser Weise präsentiert werden. Vielmehr stellen sie ihnen ausführliche „Einleitungen“ voran und kommentieren sie mit zahlreichen Fußnoten, die den Kontext der berichteten Ereignisse skizzieren, sie mit theoretischen Überlegungen konfrontieren und Einschätzungen ihres Informationsgehaltes geben. Die Autoren beanspruchen aber implizit, ihre Theorie auf der Grundlage der Daten formuliert zu haben. Ein solch induktives Vorgehen läßt sich indessen konkret nicht feststellen; andererseits gibt es auch keine Belege für ein deduktives Vorgehen, in dem die Daten zur Entscheidung über vorgängig gewonnene theoretische Sätze dienen. Dieses unklare Verhältnis von Daten und Theorie ist einer der Hauptpunkte von Blumers Kritik. Er mißt die Autoren an ihrem induktiven Anspruch und stellt – bezogen zunächst auf die Briefe, dann aber auch auf die übrigen Materialtypen – mit Recht fest, daß sie ihn nicht einlösen:

(...) it is clear that the letters get their meaning and significance from the introductions and footnotes rather than vice versa. Were an intelligent reader with no knowledge of Polish culture or peasant life given merely the letters to study, it is inconceivable, in the judgement of the writer, that he could ever arrive at the characterization of Polish peasant society presented by the authors. (Blumer 1939: 32)

It seems quite clear that, in interpreting the letters, the authors have brought to bear upon them a framework of knowledge, information, and perspective that far transcends the letters themselves. This framework must have been based on an intimate knowledge of Polish peasant life, derived from a wide variety of sources. (1939: 33)¹⁶

Blumer hält die Briefe aber auch nicht für eine bloße Illustration der Theorie; das tatsächliche Verhältnis von Daten und Theorie liegt irgendwo dazwischen:

(...) it may be said that the letters considered by themselves are not very meaningful; it is also clear that the theoretical analyses, if left to stand by themselves, would be formal, abstract, and rather dogmatic. The merging of the two does yield a concreteness and appreciative understanding that cannot be stated either as a mere illustration of the theory, nor as an inductive grounding of that theory. There seems to be involved a new relation, perhaps more in the nature of a psychological than of a logical relation, that so far has not been stated or made clear. (1939: 39)

¹⁶ Das gleiche weist Fuchs (1979b: 15 ff.) mit Bezug auf die Fußnoten zu Wladeks Autobiographie im einzelnen nach.

An diesem Punkt hakt sich auch die Diskussion im SSRC fest, ohne dazu viel Neues zutage zu fördern. Es sind zwei Probleme, die hier zur Debatte stehen: die Verfahren der Theoriebildung und -überprüfung sowie die Verfahren der Datenanalyse. Zum ersten Problem bringt das Werk von Thomas/Znaniecki eine wichtige Klärung: die empirischen Materialien enthalten ihre theoretische Bedeutung nicht in sich selbst, sondern werden erst dadurch sinnvoll interpretierbar, daß sie in einen theoretischen Kontext gestellt werden. Das folgt schon aus dem theoretischen Grundansatz von Thomas/Znaniecki: sie wollen die subjektive Seite mit der objektiven verbinden; sie wollen über Materialien, die die subjektive Perspektive einzelner Individuen wiedergeben, zu einer Gesellschaftsanalyse vorstoßen. Dazu ist es erforderlich, den Standpunkt der Handelnden zu rekonstruieren, aber ebenso, nicht dabei stehen zu bleiben. Dennoch meinen die Autoren, sich an den Anspruch halten zu müssen, daß die Theorie vollständig aus den Daten ableitbar bzw. induktiv generalisierbar zu sein habe. Sie sehen nicht, daß eine Verwendung der Daten, wie sie sie anstreben, notwendigerweise einen theoretischen Rahmen voraussetzt, der über die Daten hinausgeht, aber durch sie konkretisiert und weiterentwickelt wird. Ein solches in den Grundsätzen hermeneutisches Vorgehen ist ihnen als explizite methodologische Konzeption nicht zugänglich.

Zum Problem der Datenanalyse tragen Thomas/ Znaniecki nichts bei. Ihre Interpretation des Materials zerfällt in zwei Teile: einerseits gesamthafte Kommentare, die den einzelnen Materialbeständen vorangestellt werden, ohne Bezug auf spezifische Dokumente oder gar Textstellen und damit ohne Unterscheidung zwischen dem, was vom Material getragen wird, und dem, was aus dem theoretischen Vorwissen stammt; andererseits verstreute Einzelkommentare in Form von Fußnoten.

2.5. Gesellschaftlicher Problemdruck

Das Werk von Thomas/Znaniecki ist Ausdruck einer engagierten Bearbeitung bestimmter gesellschaftlicher Problemlagen, nämlich der Existenz fremder Einwandererkulturen in den amerikanischen Ballungsgebieten und der Schwierigkeiten ihrer Integration. Das wird allerdings aus den von den Autoren selber gesetzten Akzenten zunächst nicht deutlich. Für manchen heutigen Leser, der sich der biographischen Methode aus Enttäuschung über die geltenden Kanons von Wissenschaftlichkeit zuwendet, mag es eine erneute Enttäuschung sein, wenn er feststellt, daß Thomas/Znaniecki gerade den Charakter ihrer Untersuchung als strenge Wissenschaft hervorheben und sich von den naiven Weltverbesserern absetzen. Ihr gundwissenschaftliches Interesse machen sie mit dem Hinweis deutlich, daß es ihnen nicht primär um den polnischen Bauern ging, sondern dieser als passendes Objekt für die Exemplifizierung eines (theoretischen) Standpunkts und einer Methode diene (1927: viii). Diese Haltung entspricht ihrer oben dokumentierten „nomothetischen“ Absicht.

Trotz dieser Emphase ist nicht zu verkennen, daß hinter der Untersuchung auch ein klares sozialpraktisches Interesse steht, das an einzelnen Stellen auch ausgesprochen wird¹⁷. Thomas war – ähnlich wie Dewey und Mead¹⁸ – ein radikaldemokrati-

¹⁷ So etwa, wenn Thomas/Znaniecki die Wahl von Wladek als einem Vertreter der kulturell passiven Masse damit begründen, daß gerade die Untersuchung der sozialen Determinanten dieser Passivität die wirkungsvollste Kritik an der überkommenen sozialen Organisation und damit die Voraussetzung für Demokratisierung sei (1927: 1907 f.).

scher Intellektueller, seit dem Beginn seiner Tätigkeit in Chicago stark sozialreformistisch engagiert (Coser 1977: 550), ebenso wie seine Frau¹⁹. Für Znaniecki ist dies noch offensichtlicher (vgl. 3.2.).

Zu fragen ist dabei nicht nur nach der persönlichen Motivierung der Themenwahl, sondern mehr noch danach, wie weit das persönliche Engagement auch für den theoretischen und methodischen Ansatz produktiv wurde. In einer sorgfältigen Analyse der Leitideen, die sich durch Meads Werk hindurchziehen, hat Joas (1980) gezeigt, welche Impulse dafür von Meads sozialpolitischen Interessen ausgingen. Ähnliches ließe sich wahrscheinlich für Thomas belegen. Eine Entsprechung ist jedenfalls ohne weiteres nachzuweisen. Thomas hat sich sowohl in seinem praktischen Engagement wie in seinem wissenschaftlichen Werk mit fremden Kulturen, Minoritäten und Devianten beschäftigt. Dabei geht es ihm – im „Polish peasant“ wie in andern Untersuchungen, z.B. derjenigen über Prostitution (1923) – um den Nachweis, daß solche Kulturen, wenn man sie von innen versteht, eine eigene sinnvolle Lebensform haben, strukturell nicht unähnlich derjenigen der hegemonialen Kultur, wenn auch unter andern sozialen Bedingungen entstanden und deshalb mit andern inhaltlichen Akzenten. Es geht um den Nachweis der internen Logik und – moralisch gesprochen – der eigenen Würde anderer bzw. „abweichender“ Kulturen. Thomas' Werk entspricht in diesem Punkt ebenso dem Programm des Historismus für den Zugang zu vergangenen Epochen wie demjenigen der heutigen Ansätze zu einer sozialwissenschaftlichen Methodologie des Fremdverstehens. Als zweites wird nachgewiesen, daß Defizite und Desorganisationsformen der abweichenden Kulturen sozial produziert sind. Gerade für die Analyse der Geschichte solcher Desorganisationen bieten biographische Materialien als Innendarstellung dessen, „wie es dazu gekommen ist“ besonders gute Chancen. Es ist bezeichnend, daß die biographische Methode im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus vor allem in der Analyse von Devianz weiterverwendet wurde – in einer Reihe von Studien, die wir heute als Vorläufer eines neuen sozialwissenschaftlichen Verständnisses von Abweichung lesen können.

Es dürfte wenig erfolgversprechend sein, den Ansatz von Thomas/Znaniecki zur Analyse fremder Kulturen – im Sinn einer externalistischen Deutung der Wissenschaftsentwicklung – aus dem gesellschaftlichen Problemdruck, der sich aus der massiven Immigration aus Ost- und Südeuropa ergab, einfach „abzuleiten“ zu suchen. Wohl aber ist es plausibel, daß der Problemdruck einem solchen Ansatz besonders günstige Chancen bot. In gleicher Weise kann gefragt werden, ob der spätere Rückgang der biographischen Methode zum Teil durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Problemlagen mit verursacht wurde. Daß es einen solchen Rückgang gab, daran kann kein Zweifel bestehen. Die Debatte im SSRC erfolgte zu einer Zeit, als der Höhepunkt dieses Ansatzes bereits vorüber war; die methodischen Gutachten von Allport (1942) und Gottschalk et al. (1945) vermochten diese Entwicklung nicht zu

18 Zu letzterem vgl. Joas (1980).

19 Coser vermutet, daß deren Engagement – das den konservativen Kreisen in Chicago ein Dorn im Auge war – der eigentliche Grund für das Aufbausuchen der Affäre war, die 1918 zu Thomas' Entlassung von der University of Chicago führte. Für ihn ist dieser Vorfall „one of the shameful chapters in the history of American universities“ (1977: 535). Die Universität versuchte im folgenden, auch die Erinnerung an Thomas' mehr als zwanzigjähriges Wirken in Chicago zu tilgen. Daß auch heute noch Soziologiehistoriker sich an ähnlicher Desinformation beteiligen, zeigt die Bemerkung von Martindale (1976: 136), Thomas sei „durch persönliche Tragik zum Rücktritt gezwungen“ worden.

stoppen. Die biographische Methode wurde im Rahmen der „mainstream sociology“ selber deviant und verschwand in der Versenkung. Die Chicagoer Soziologie verlor ihre dominierende Stellung, und andere Ansätze wurden hegemonial: im theoretischen Bereich der Struktur-Funktionalismus, im empirischen die quantitative Einstellungsforschung. Der neue gesellschaftliche Problemdruck stand im Zusammenhang mit der Überwindung der Wirtschaftskrise und später der gesellschaftlichen Formierung für den Krieg. Möglicherweise bot dies den „hermeneutischen“ Ansätzen weniger gute Entwicklungsbedingungen. Jedenfalls war der Durchbruch der quantitativen Einstellungsforschung eng verbunden mit der Indienstnahme der Soziologie für die Kriegsmobilisierung, wofür die Arbeiten unter Leitung von Stouffer und Lazarsfeld als Beispiele stehen.

2.6. Rezeption im Wissenschaftssystem

Nach der Behandlung der theoretischen und methodologischen Aspekte und des gesellschaftlichen Problemdrucks bleibt als letzter Punkt der Geschichte des Werks von Thomas/Znaniecki seine Rezeption in den Institutionen des Wissenschaftssystem zu untersuchen. Diese Perspektive ist im vorliegenden Fall besonders naheliegend, weil das Werk – wie bereits erwähnt – den Gegenstand einer formellen Begutachtung durch den SSRC bildete. Diese institutionelle Rezeption ist ein bemerkenswertes Ereignis, das eine nähere Analyse unter wissenschaftsgeschichtlichen Prämissen verdienen würde.

Der SSRC war 1923 zur Förderung der Sozialwissenschaften und ihrer Vertretung gegenüber außen (v.a. gegenüber der öffentlichen Hand) gegründet worden. An seiner Jahresversammlung 1937 wurde Kritik daran geübt, daß er sich zu sehr auf finanzielle und administrative Aspekte beschränkt hatte. Zur Förderung der wissenschaftlichen Komponente wurde u.a. beschlossen, kritische Einschätzungen (appraisals) von Forschungsarbeiten durchzuführen, und diese Aufgabe einem Komitee übertragen. „It was deemed advisable first to subject to critical analysis a selection of studies which were held in high regard by qualified specialists. Each member of the committee communicated with some twenty or thirty of the outstanding workers in the discipline of his special competence, both older men of established reputation and younger men of exceptional promise being included, asking each informant to submit a list of three to six works, published in the United States since the Great War, which in the informant's judgment had made the most significant contributions to knowledge in the particular discipline (...) As might have been expected, the returns of the informants exhibited a good deal of scattering, but they left no doubt that certain books in each field were held in high repute. From these the committee made a selection of six to be subjected to critical appraisal“ (E.D. Day, in Blumer 1939: xi). Für die Soziologie war das das Werk von Thomas/Znaniecki. Herbert Blumer wurde vom Komitee mit einer ausführlichen Kritik beauftragt, die zusammen mit Kommentaren von Thomas und Znaniecki die Grundlage für eine Konferenz am 10. Dezember 1938 bildete. Daran nahmen elf weitere Sozialwissenschaftler teil (u.a. G. Allport, G.P. Murdock, S.A. Stouffer, W.W. Waller und L. Wirth). Kritik, Kommentare und Diskussion bilden den Inhalt der Publikation, die vom SSRC unter Blumers Namen veröf-

fentlicht wurde (Blumer 1939). Im folgenden Jahr erschienen noch zwei analoge Kritiken eines ökonomischen und eines historischen Werkes. Nach der Konferenz wurde beschlossen, eine zweite Stufe anzuschließen, die sich mit der Methode der persönlichen Dokumente und im besonderen mit ihrer Weiterentwicklung in den zwanzig Jahren seit dem Werk von Thomas/Znaniecki beschäftigen sollte. Dazu wurden vier weitere Gutachten bestellt. Als erstes davon erschien die ausgezeichnete Monographie von Allport (1942) über die Verwendung persönlicher Dokumente in der Psychologie. Die drei übrigen kürzeren Gutachten – über die Entwicklung in der Geschichtswissenschaft (Gottschalk), der Anthropologie (Kluckhohn) und der Soziologie (Angell) – wurden gemeinsam publiziert (Gottschalk et al. 1945). In einer dritten Stufe sollten methodologische Experimente über die Verwendung persönlicher Dokumente durchgeführt werden (Redfield, Vorwort in Gottschalk et al. 1945: xi), was aber offenbar nicht mehr zu entsprechenden Publikationen führte.

Soweit das Gerippe der Fakten, die sich den genannten Publikationen entnehmen lassen. Sie werfen verschiedene Fragen auf. Wie kam es dazu, daß in der Soziologie die Wahl gerade auf das Werk von Thomas/Znaniecki fiel? War dies ein „natürlicher“ Prozeß auf der Grundlage eines breiten Konsenses in der Disziplin oder fanden dabei strategische Weichenstellungen statt und wenn ja, mit welchem Ziel? Wurde bereits die Auswahl der „outstanding workers“ von bestimmten inhaltlichen Präferenzen der entscheidenden Leute im SSRC gesteuert? Wie fiel die Wahl für den Kritiker auf Herbert Blumer? Warum wurde dieses Werk als erstes behandelt? Warum wurde es als einziges als Grundlage für eine weiterführende Begutachtung herangezogen und warum wurde diese auf den methodischen Aspekt konzentriert? Welche Absichten verbanden sich mit der Vergabe von Gutachten auch in anderen Disziplinen als der Soziologie? Welche Wirkung wurde mit diesen Gutachten erreicht? Warum kam die dritte Stufe nicht zu einem erfolgreichen Abschluß?

Eine Antwort auf diese und ähnliche Fragen würde eine institutionsgeschichtliche Untersuchung des SSRC (speziell in seiner Bedeutung als wissenschaftliche Selektions- und Steuerungsinanz) voraussetzen. Solange eine solche nicht verfügbar ist, muß ich mich mit einigen spekulativen Überlegungen begnügen. Eine ausgezeichnete Analyse der Fraktionierungen und Machtkämpfe in der USA-Soziologie der frühen 30er Jahre ist kürzlich von Lengermann (1979) vorgelegt worden²⁰. Sie zeigt, wie die Dominanz der Chicagoer Soziologie – und damit in gewisser Weise auch des Ansatzes, der später „Symbolischer Interaktionismus“ genannt wurde – angefochten wurde, welchen Verlauf die Auseinandersetzungen nahmen und zu welchen institutionellen Resultaten sie führten. Im Widerspruch zu früheren Deutungen dieses Prozesses kann sie empirisch belegen, daß es zu einer – zumindest temporären – Koalition zwischen den „Chicago-Soziologen“ und den „Quantifizierern“ zur Abwehr der „Rebellen“ kam, die allerdings nicht verhindern konnte, daß 1935 die institutionelle Dominanz der Chicagoer gebrochen wurde, indem andere Leute in die Führungspositionen der (neu benannten) „American Sociological Association“ gewählt wurden und in Kon-

²⁰ Sie hat damit Martindales (1976: 121) Behauptung, die Fakten der Geschichte der Soziologie jener Zeit seien im wesentlichen bekannt, schlagend widerlegt.

kurrenz zum „American Journal of Sociology“ eine neue offizielle Zeitschrift (die „American Sociological Review“) gegründet wurde.

Es mag sein, daß der „Wettbewerb“ des SSRC (soweit er überhaupt durch die Soziologen gesteuert wurde) einen Versuch darstellte, nach dem Verlust der Macht in der Berufsorganisation der Soziologen die eigene Stellung im Wissenschaftssystem über andere Institutionen – in ähnlicher Weise wie durch die Gründung der „Sociological Research Association“ (vgl. Lengermann 1979: 191) – abzusichern. Es ist denkbar, daß die „Chicagoer“ dabei die Koalition mit den „Quantifizierern“ aufrechtzuerhalten suchten. Thomas selber war durch seine zweite Frau (ursprünglich eine Statistikerin) in die Nähe der letzteren geraten.

Wenn dies die Intentionen der SSRC-Veranstalter waren, so haben sie ihr Ziel nicht erreicht. Die Konferenz von 1938 war keine Sternstunde der empirischen Soziologie, ihre Wirkung auf die weitere Entwicklung in der Disziplin blieb gering. Auch die zweite Runde von Gutachten konnte daran offensichtlich nichts ändern. Die Kodifizierung der Sozialforschung und die Etablierung eines methodologischen Kanons nahm eine andere Richtung. Neben den genannten möglichen externen Gründen – Verschiebungen der gesellschaftlichen Problemlagen – wären andere institutionelle Gründe dafür zu suchen. Insgesamt wirkte sich wohl die institutionelle Dynamik des Wissenschaftssystems nach der langen Hegemonie der „Chicagoer Soziologie“ nun gegen sie aus. In der SSRC-Debatte traten aber auch die inneren Schwächen des Ansatzes von Thomas/Znaniecki deutlich zutage. Hinsichtlich der methodologischen Konzeption ergab sich aus der versuchten Annäherung an das naturwissenschaftlich-objektivistische Modell – wie es etwa von Stouffer aus der Psychometrik in die Soziologie übernommen wurde – eine gewisse Unentschlossenheit, die den eigenen Ansatz verwässerte. Das wird in der Argumentation von Thomas an der SSRC-Konferenz ebenso deutlich wie in Blumers Kritik²¹. Dabei ist vielleicht weniger an eine bewußte (taktisch motivierte) Anbiederung zu denken als an eine Unfähigkeit, die eigene Position auf kommunikationstheoretisch-hermeneutischer Grundlage zu rekonstruieren. Spuren sind davon auch noch bei Znaniecki zu finden; immerhin ist er (in seinem Kommentar zu Blumers Kritik) der einzige, der hier weiterführende Überlegungen einbringt, in denen Argumentationen aus seinem Methoden-Buch (1934) anklingen. Zweifellos war die Quantifizierung der Sozialforschung eine wichtige und in mancher Hinsicht sehr produktive Entwicklung. Der Ansatz, der durch das Werk von Thomas/Znaniecki verkörpert wird, wurde aber unter seinem Wert geschlagen und vermochte sich dadurch nicht als ausdifferenzierte Gegenposition zu halten und zu entfalten.

3. Die Traditionsbildung in der polnischen Soziologie

3.1. Polen als Sonderfall

Einzig in der polnischen Soziologie hat sich für die biographische Methode eine kontinuierliche Tradition herausgebildet, so sehr, daß sie heute vielfach als eine polnische Entwicklung erscheint. Umgekehrt ist die Entwicklung der polnischen Soziologie (von 1920 an) eng mit dieser Methode gekoppelt. Beides hat dazu geführt, daß man von ihr auch als der „methode polonaise“ sprechen konnte (Markiewicz-Lagneau

21 Lengermann (1979: 192) sieht in Blumers Papier (1939) eine „öffentliche Stellungnahme“ von Chicago gegenüber den „Quantifizierern“ und bewertet es als „vorsichtig und ambivalent“.

1976: 593). Es handelt sich um den – in der Geschichte der Sozialforschung einmaligen – Fall, daß eine methodische Tradition sich über einen gewissen Zeitraum fast ausschließlich in einer nationalen Wissenskulturland entfaltet und diese sich zur Thematisierung ihrer Gesellschaft fast ausschließlich dieser Methode bediente²². Bevor auf die Gründe für diese Korrespondenz eingegangen wird, ist eine kurze Darlegung der Quellenlage erforderlich.

Der größte Teil der Studien mit der und über die biographische Methode ist nur auf Polnisch publiziert, was bedeutet, daß sie den westlichen Soziologen praktisch unbekannt geblieben sind. Abgesehen von Znanieckis englischsprachigen Büchern gibt es nur einzelne Papiere von polnischen Soziologen in westlichen Sprachen, die uns eine grobe Information geben. Als erstes ist der bereits genannte Aufsatz von Szczepanski im „Handbuch der empirischen Sozialforschung“ (1962) anzuführen, der die biographische Methode den deutschsprachigen Soziologen wenn nicht als eine aktuell ernstzunehmende methodische Alternative, so doch wenigstens als eine besondere Tradition bekannt gemacht hat. Bukowski (1974) gibt zu einzelnen Punkten eine etwas ausführlichere Schilderung. Ein Papier von Adamski (1981) über die Auseinandersetzung zwischen „intuitiven“ und „quantitativen“ Orientierungen in der „Memoiren-Soziologie“ umreißt diesen Aspekt des gegenwärtigen Diskussionsstands. Eine sehr aufschlußreiche Darstellung des gesellschaftlichen Kontexts der biographischen Methode stammt von Markiewicz-Lagneau (1976). Im „Polish Sociological Bulletin“, der englischsprachigen Zeitschrift der Polnischen Soziologengesellschaft, hat Chalasincki (1964) eine kurze Zusammenfassung einer der großen empirischen Studien – derjenigen über die junge Generation auf dem Land, die seit 1964 in insgesamt 10 Bänden publiziert worden ist – gegeben. Einige weitere Angaben lassen sich den englischen Abstracts der einschlägigen polnischen Bücher entnehmen, z.B. der Sammelbände „Półwieku pamiętnikarstwa“ (Ein halbes Jahrhundert Memoirenschreiben, hg. von S. Adamczyk et al., Warszawa 1971) und „Ruch pamiętnikarski i przemiany polskiej kultury“ (Die Memoiren-Bewegung und die Veränderungen der polnischen Kultur, Warszawa 1972).

Im folgenden stütze ich mich auf diese Quellen und auf einige Informationen aus persönlichen Kontakten mit polnischen Soziologen. Dies ist natürlich eine sehr unbefriedigende Informationslage; sie macht auch deutlich, wie fruchtbar eine Übersetzung grundlegender polnischer Texte in westliche Sprachen wäre. Nicht nur bleibt uns die methodologische Diskussion in Polen verschlossen, schwerer wiegt die Tatsache, daß auch die großen empirischen Studien²³ – an denen allein sich letztlich die Produktivität dieses methodischen Zugriffs ermessen ließe – unzugänglich sind.

²² Heute ist diese Korrespondenz nicht mehr so ausgeprägt. Die polnische Soziologie hat sich diversifiziert und sich in den meisten Bereichen der methodologischen Entwicklung im Westen angeschlossen. Die biographische Methode ist eher an den Rand gerückt, so sehr, daß sie in einem kürzlich erschienenen Übersichtsartikel, der den Stand der polnischen Soziologie für das amerikanische Publikum skizziert (Walaszek 1977), gar nicht erwähnt wird.

²³ Manche dieser Studien sind derart umfangreich, daß der Gedanke an eine vollständige Übersetzung gar nicht gewagt werden kann. Es gibt aber auch kürzere Arbeiten, z.B. diejenige von Znaniecki über „Die Stadt im Bewußtsein ihrer Bewohner“ (1931), die in Polen als ein „Klassiker“ gilt.

3.2. Die sozialen Voraussetzungen

Die Einzigartigkeit der polnischen Entwicklung drängt eine wissenschaftssoziologische und -historische Perspektive förmlich auf. Ihr Ansatzpunkt muß – wie auch Co-ser (1977: 553 ff) in seiner Diskussion des sozialen Kontexts von Znanieckis Werk deutlich macht – die besondere soziale Stellung der polnischen Intelligenz sein.

Auch nach dem Verlust der Nationalstaatlichkeit Ende des 18. Jahrhunderts blieb der feudale bzw. landbesitzende Adel die dominierende Schicht in Polen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand allmählich eine neue Schicht in Form einer städtischen Intelligenz, die sich im wesentlichen aus dem (niederen oder verarmten) Adel rekrutierte und ihre Hauptaufgabe in der Zurückgewinnung der nationalen Unabhängigkeit sah. Szecepanski (1970a: 195)²⁴ spricht von der „konstanten Konzentration des sozialen Denkens in Polen auf das Problem der politischen Unabhängigkeit“ über alle ideologischen Fraktionierungen hinweg:

The political doctrines such as radical democratic, conservative, socialist and nationalistic trends were not linked with the struggle for political power, as they were in the Western countries, but they were considered from the point of view of mobilizing social forces for national liberation.

Aus der Niederlage der allein vom Adel getragenen Befreiungsversuche in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ergab sich die Überzeugung, daß ein Erfolg nur durch die Allianz mit den anderen gesellschaftlichen Kräften möglich wäre. Als Bündnispartner kamen einzig die Bauern in Frage. Sie machten die große Masse der Bevölkerung aus; die zahlenmäßig geringen Ansätze zu einer wirtschaftlichen Mittelschicht und zu einem Industrieproletariat schieden schon deshalb aus, weil sie im wesentlichen aus Juden bestanden.

Auf die Bauern richtete sich deshalb die Anstrengung der Intelligenz²⁵. Als Mittel zu ihrer kulturellen und politischen Mobilisierung wurden Bildungseinrichtungen (im weitesten Sinne) geschaffen. Für die Bauern ging es – ähnlich wie es in heutigen Alphabetisierungsprozessen angestrebt wird – um den Erwerb der formalen Grundqualifikationen (wie Lesen und Schreiben) und zugleich um „Bewußtwerdung“; das Ziel war ihre individuelle und soziale im Rahmen der nationalen Emanzipation. Da das formale Schulsystem unter der direkten Kontrolle der fremden Hegemonialmächte

²⁴ Vgl. auch sein ausführlicheres Werk (1970 b).

²⁵ In der Zuwendung der Intellektuellen zu den Bauern ist dabei neben dem Versuch, sie für den nationalen Aufbau zu mobilisieren, zweifellos noch ein anderes Motiv wirksam: der Wunsch nach eigener Regeneration durch Teilhabe am „ungebrochenen Leben“, am noch nicht durch Dauerreflexion angekränkelten Alltag des „Volkes“, an der darin noch selbstverständlichen Tradition. Eine eindruckliche Ästhetisierung dieses Motivs ist der Film von Andrzej Wajda „Die Hochzeit“ (nach einem Schauspiel von Wyspiański) über die Hochzeit eines jungen Intellektuellen aus der Stadt mit einem Bauernmädchen. Es ist – wenn man diesen Film auf dem Hintergrund der Kenntnisse über die soziale Stellung und das Selbstverständnis der polnischen Intelligenz liest – deutlich, daß es hier um die Hochzeit zwischen zwei Klassen im Kontext des nationalen Befreiungskampfs geht. Zur Darstellung kommt aber nicht einfach die Mobilisierung der Bauern durch die Intellektuellen, sondern stärker noch die Hoffnung der letzteren, durch das Eintauchen ins Leben der Bauern von ihrer Skepsis befreit zu werden und die Fähigkeit zum Handeln zurückzugewinnen. Ein ähnliches Motiv ist übrigens in der Ethnologie wirksam – nicht nur bei den Autoren, die als Vertreter einer „subjektiven Ethnologie“ gelten und es explizit thematisiert haben (wie etwa Levi-Strauss in den „Tristes tropiques“), sondern auch als latentes Motiv bei den Pionieren der Feldforschung wie Malinowski und Evans-Pritchard (vgl. Kohl 1978).

stand und diese kein Interesse an einer Hebung des Bildungsstandards der Landbevölkerung hatten, blieben die Bildungsbemühungen auf andere Kanäle verwiesen. Zu diesen gehörte auch die Gründung von Zeitungen für die Landbevölkerung. Eine davon war die „Gazeta Świąteczna“, deren Archiv von Leserbriefen Thomas später aufkaufte und als eine der Datengrundlagen für den „Polish peasant“ verwendete. In dem Werk sind einige ausführliche Briefe – kleine autobiographische Berichte – abgedruckt, die belegen, welche Bedeutung diese Zeitung für den Einsender als Anstoß und Fokus für seinen Bildungsprozeß hatte (z.B. Dok. 114, Thomas/Znanięcki 1927: 1337ff).

Znanięcki selber verstand sich klar als Vertreter dieser Intelligenz und ihrer Zielsetzungen. Er stammte aus einer Landadelfamilie und hatte bereits als Universitätsstudent Schwierigkeiten mit den russischen Behörden. Nach einigen Jahren als freier Wissenschaftler übernahm er die Stelle eines Direktors der Schutzorganisation für die polnischen Emigranten. Seine Aufgabe war es, Auswanderungswillige zu beraten; wie Thomas (Blumer 1939: 106) vermutet, betrachtete er es auch als seine Aufgabe, die besten davon von der Auswanderung abzuhalten. In dieser Stellung wurde er mit Thomas bekannt. Seine intensive Beschäftigung mit der Bedeutung der Intelligenz im Prozeß der kulturellen Mobilisierung manifestiert sich in seinem Buch „The social role of the man of knowledge“ (1940), das von Coser (1977: 527) als sein Meisterwerk bezeichnet wird, und in seiner (nur polnisch erschienenen) „Erziehungssoziologie“ (1928).

Auf diesem sozialen Hintergrund wird die für westliche Sozialwissenschaftler zunächst erstaunliche enge Verbindung zwischen Soziologie und politischer Führung in Polen verständlich, die auch heute noch besteht.

3.3. Die biographische Forschung als soziale Bewegung

Znanięcki kehrte 1920 nach Polen zurück und übernahm eine Professur für Philosophie in Posen, die er sofort auf Soziologie umwidmen ließ. Es handelte sich um den ersten Lehrstuhl für Soziologie in Polen. In der Folge gründete er das Polnische Soziologische Institut und die (noch heute existierende) „Soziologische Rundschau“ (Przegląd Socjologiczny). Znanięcki kann damit mit Fug und Recht als Begründer der Soziologie und ihrer wissenschaftlichen Institutionen in Polen gelten.

Zu seinen ersten wissenschaftlichen Aktivitäten gehörte die Ausschreibung eines Wettbewerbs zur Sammlung von Autobiographien von Arbeitern (1921). Znanięcki führte damit die biographische Methode als zentralen Ansatz der empirischen Forschung in die polnische Soziologie ein. Unter wissenschaftshistorischen Gesichtspunkten ist in diesem Prozeß das Zusammenwirken von kulturellen Voraussetzungen und der Aktivität einzelner Individuen bemerkenswert. Ein Amerikaner hatte die biographische Methode „zufällig entdeckt“ – auf der Grundlage von alltäglichem Material aus der polnischen Kultur. Ein Pole war an der Ausarbeitung dieser Methode mitbeteiligt, übernahm sie und machte sie zu einem zentralen Bestandteil der von ihm maßgeblich angestoßenen und mitgestalteten Entwicklung der polnischen Soziologie. Dabei konnte er wiederum an eine kulturelle Tradition anknüpfen, die für den Erfolg dieser Methode zweifellos wesentlich war. Die Autobiographie war – wie sich den Angaben im genannten Band von Adamczyk et al. (1971:379) entnehmen läßt – offenbar eine schon seit längerem blühende literarische Gattung, die durch Adam Mickiewicz auch einen entsprechenden Platz in der Literaturhistorie gefunden hatte. Für

den Durchbruch der biographischen Forschung zur kulturellen Bewegung war später nicht zuletzt ihre Rezeption im literarischen Bereich entscheidend (vgl. unten).

Die Arbeit mit der biographischen Methode war von Anfang an in Übereinstimmung mit den sozialen Voraussetzungen und dem Selbstverständnis der wissenschaftlichen Intelligenz auf Forschung und Mobilisierung gerichtet. Hinsichtlich des letzteren Aspekts ist der Hinweis wichtig, daß es sich – zumindest in der weiteren Ausgestaltung der Methode – um den Versuch zu einer beidseitigen „sozialen Kommunikation“ handelte (vgl. Markiewicz-Lagneau 1976: 607): Es ging nicht nur um eine Bildungsaktion durch die Wissenschaftler, sondern auch darum, daß das lesende Publikum mit dem Leben der Autobiographen bekannt und vertraut wurde und daß daraus entsprechende politische Initiativen zur Veränderung der Lebensverhältnisse des Volkes erwachsen. Außerdem ist auf das erwähnte Motiv der Intelligenz hinzuweisen, die Trennung vom Volk, unter der sie litt, zu überwinden.

Die biographische Forschung richtete sich auf die verschiedensten Bevölkerungsgruppen. Sie umfaßte mit der Zeit auch höhergestellte Gruppen (z.B. Lehrer); die größten Projekte blieben aber auf die „einfacheren“ gerichtet (z.B. Arbeiter, Bauern, Arbeitslose). Die Forschung nahm in Znanieckis Posener Institut ihren Ausgangspunkt, wurde mit der Zeit auch von andern Instituten übernommen und differenzierte sich in ihrer politischen Stoßrichtung.

Thomas/Znaniecki hatten sich für ihr Werk mit einer einzigen (von ihnen bei einem Emigranten „in Auftrag gegebenen“) Autobiographie begnügt. In Polen wurde von Znaniecki eine neue methodische Variante eingeführt, nämlich die Ausschreibung von autobiographischen Wettbewerben. Durch ausführliche Ausschreibungen (vgl. das Beispiel in Markiewicz-Lagneau 1976:61 2 f.) in einschlägigen Zeitungen und Zeitschriften wurden die Angehörigen der Zielgruppe aufgefordert, schriftliche autobiographische Berichte gemäß spezifischen Richtlinien einzureichen. Die Teilnehmer erhielten eine Art Diplom, und für die besten Berichte waren Preise ausgesetzt.

Die Entwicklung dieses Forschungsansatzes soll durch einige Angaben verdeutlicht werden (für ausführlichere Details vgl. Adamczyk et al. 1971 und Markiewicz-Lagneau 1976). Zwischen 1921 und 1938 wurden zwanzig solcher Wettbewerbe veranstaltet, die zu 25 Bänden Publikationen führten. Beim ersten Wettbewerb von 1921, der an die Arbeiter gerichtet war, gingen 149 Autobiographien ein, darunter zwei, die später als eigene Bücher veröffentlicht wurden. Es folgten Wettbewerbe für Frauen, Landarbeiter, die Bewohner von Posen, durch ein anderes Institut solche für Arbeitslose (1931, mit 774 Einsendungen), Bauern, Emigranten und schließlich als größtes Unternehmen dieser Art vor dem Krieg für junge Landbewohner (1937, mit 1544 Beiträgen, durchgeführt von J. Chaiasmski, einem der ersten Schüler Znanieckis, der darüber ein vierhändiges Werk publizierte). Einige der damals erstellten Forschungsberichte harren übrigens immer noch der Publikation.

Zwischen 1945 und 1970 wurden etwa 600 Wettbewerbe mit insgesamt mehr als 250.000 Teilnehmern durchgeführt. Der größte (1961) richtete sich wiederum an die Landjugend; er erbrachte die Rekordzahl von 5500 Autobiographien und wurde in einem zehnbändigen Werk (1964 ff.) unter Leitung von Chalasiński wissenschaftlich verarbeitet. 1969 wurde eine Gesellschaft für

Memoirenschreiben mit einem entsprechenden Forschungszentrum und einer eigenen Zeitschrift gegründet.

Der Erfolg, der sich in diesen quantitativen Angaben andeutet, kann durch zwei weitere Punkte spezifiziert werden. Als erstes ist darauf hinzuweisen, daß die „Memoirenbewegung“ sich nicht auf die Sozialwissenschaften beschränkte, sondern auch die literarische Szene erfaßte. Die Autobiographie hatte – wie erwähnt – eine entwickelte literarische Tradition. Das literarische Milieu nahm die Arbeiten der Soziologen auf, bemächtigte sich ihrer und vervielfältigte ihre Resonanz. Grundlage dafür waren zunächst nicht die wissenschaftlichen Studien, sondern die für sich publizierten längeren Autobiographien. Bereits 1923 veröffentlichte Znaniecki diejenige von W. Berkan, die als Beitrag zu seinem ersten Wettbewerb von 1921 verfaßt worden war. Den Durchbruch brachte aber erst die Publikation der „Autobiographie eines Arbeiters“ von J. Wojciechowski (1930, veranstaltet durch Chałasiński), die ebenfalls aus der Ausschreibung von 1921 hervorgegangen war. Mit diesem Werk erregte die Soziologie nicht nur über ihren internen Rezipientenkreis hinaus das Interesse breiter Teile der Intelligenz, sie wurde auch selber literaturfähig und als neue, zukunftsweisende Form von Literatur gefeiert (vgl. Markiewicz-Lagneau 1976: 606 ff.)²⁶. Für die anspruchsvollsten Literaten lag ihre besondere Attraktivität gerade darin, daß sie so direkt, ungekünstelt und damit „unliterarisch“ war. Wojciechowski erhielt den „Goldenen Lorbeer“ der Polnischen Akademie der Literatur²⁷. Dieser Populismus der literarischen Intelligenz²⁸ hatte – obwohl in ihrer sozialen Tradition verankert – in diesem Überschwang zweifellos viel von einer Modeströmung an sich, aber einiges davon hielt sich als dauerhafte kulturelle Bewegung durch.

Zweitens gibt es Hinweise darauf, daß die Teilnahme an den autobiographischen Wettbewerben für die Autoren – auch über die wenigen hinaus, die damit literarischen Ruhm ernteten – nicht ohne Folgen blieb. Die Diplome, die den Teilnehmern verliehen wurden und eine Art Bestätigung des kulturellen Werts ihres Beitrags darstellten, wurden so geschätzt, daß die Universität Posen nach 1945 regelmäßig um die Ausstellung von Duplikaten für Diplome, die im Krieg verloren gegangen waren, gebeten wurde (Markiewicz-Lagneau 1976: 599). Für viele Teilnehmer war das Schreiben eines autobiographischen Berichts darüber hinaus ein Lernprozeß; sie entdeckten ihre eigene soziale Stellung und machten sich damit zugleich an die Entdeckung der Sozialstruktur. Mit den Wettbewerben leiteten die Forscher also einen Prozeß der (Erwachsenen-) Sozialisation ein – mit einem Erfolg, über den zeitgenössische Aktionsforscher ins Schwärmen geraten mußten. Genauere Belege dafür lassen sich einer Reanalyse der Teilnehmer am Wettbewerb für Arbeitslose von 1931 entnehmen (zit.

26 Einen ähnlichen literarischen Erfolg errangen die ersten in Deutschland zu Beginn dieses Jahrhundert veröffentlichten Arbeiterautobiographien (Emmerich 1974: 26 ff.; vgl. Abschnitt 4.2.).

27 Die Schriftstellerlaufbahn, zu der Wojciechowski von seinen literarischen „Kollegen“ ermutigt wurde, brachte ihm allerdings weniger ein. Seinen weiteren Werken fehlte gerade die „Authentizität“ des Nichtliterarischen, sie fanden deshalb nur noch wenig Echo.

28 Markiewicz-Lagneau weist immer wieder auf die Bedeutung der Geschichte der biographischen Methode für eine „Soziologie der Intelligenz“ hin: „Alors même que paysans et ouvriers s'expriment seuls pour la première fois, c'est encore l'intelligentsia qui parle à travers eux et d'abord par le succès qu'elle fait à leurs témoignages“ (1976: 610). Die biographische Forschung erbringt also Informationen nicht nur über die Gruppe der Autobiographen, sondern auch über die der Rezipienten und über die Beziehung zwischen beiden.

nach Markiewicz-Lagneau 1976: 602). Dabei wurden drei Arten von Folgen gefunden:

- Entstehung von Interesse an sozialen Problemen und einer neuen Sicht der eigenen Lage;
- Entstehung von dauerhaften sozialen Beziehungen unter den Teilnehmern sowie zwischen ihnen und den Soziologen;
- Verbesserung ihrer eigenen Lage durch die Aufmerksamkeit für ihr Los, das die Berichte bei den Lesern erweckten (viele Arbeitslose fanden dadurch wieder Arbeit).

Insgesamt zeigte sich bei vielen Teilnehmern in den folgenden Jahren ein starkes Interesse für das öffentliche Leben; aus ihnen rekrutierten sich viele der „kulturellen Aktivisten“. (Es wäre immerhin zu fragen, wie weit es sich dabei neben einem Sozialisations- auch um einen Selektionseffekt der Wettbewerbsteilnahme handelt.)

3.4. Zum gegenwärtigen Stand

Diese Belege deuten an, welche Bedeutung der biographische Ansatz für die Entwicklung der polnischen Soziologie gehabt hat. Ein zentraler Aspekt fehlt dabei, nämlich die Beurteilung seines wissenschaftlichen Ertrages im engeren Sinn. Sie ist ohne den sprachlichen Zugang zu den einschlägigen Arbeiten unmöglich. Auch eine systematische Analyse der theoretischen und methodologischen Grundpositionen, wie ich sie für das Werk von Thomas/Znanięcki versucht habe, kann hier nicht geleistet werden. Eine knappe Einschätzung des aktuellen Standes sei immerhin erlaubt.

Die methodologische Auseinandersetzung über diesen Ansatz ist in Polen seit langem in der Dimension qualitativ vs. quantitativ geführt worden (vgl. Adamski 1981). Dabei hat sich offenbar auf beiden Seiten eine gewisse Borniertheit entwickelt. Die positivistisch orientierten Soziologen haben sich von der biographischen Methode völlig abgewandt und scheinen auf sie auch als eine Tradition keinen Wert zu legen (ein Indiz dafür ist die bereits erwähnte Übersicht von Walaszek 1977). Auf der anderen Seite scheinen die Vertreter dieser Methode wenig bereit zu sein, sich mit Kritik auseinanderzusetzen und nach Innovationen zu suchen. Trotz der seit 1969 gelungenen institutionellen Verankerung der biographischen Methode ist sie deshalb an den Rand der polnischen Soziologie gerückt (Bukowski 1974: 19).

Es lassen sich in dieser Auseinandersetzung keine Hinweise auf eine Rezeption der neueren Ansätze zu einer interpretativen Sozialforschung (in den westlichen Soziologien) finden. Ich möchte die These wagen, daß die Marginalisierung der biographischen Methode in der polnischen Soziologie nur dann gestoppt oder gar rückgängig gemacht werden kann, wenn es gelingt, sie auf diese Ansätze und ihre (handlungs-, kommunikations- und texttheoretischen) Grundlagen zu beziehen und sie in diesem Rahmen zu rekonstruieren. Für die Entwicklung der interpretativen Ansätze könnte die polnische biographische Forschung ihrerseits durch ihre breiten praktischen Erfahrungen und Materialbestände fruchtbar werden.

4. Die neue Aktualität

4.1. Die weitere Entwicklung in den USA

Es wurde bereits erwähnt, daß ein Interesse für die biographische Methode sich nach 1945 im wesentlichen nur noch in der Devianzforschung hielt. Abgesehen davon brach die Entwicklung ab und verschwand damit aus dem Horizont der allgemeinen methodologischen und theoretischen Diskussion. Die Arbeiten, die seit Mitte der 60er Jahre versuchen, dieses Interesse wieder zu beleben, setzen denn auch bei Problemen der Devianz an (so die Überlegungen von Becker 1966 als Einleitung zur Neuauflage von Shaws „Jack-Roller“; vgl. auch Frazier 1978); im übrigen sehen sie sich vor der Aufgabe, den abgerissenen Faden neu aufzunehmen.

Inzwischen ist die Beschäftigung mit der biographischen Methode als Teil derjenigen mit qualitativer Sozialforschung insgesamt wieder stärker geworden. Das dokumentiert sich z.B. darin, daß in den meisten Übersichtswerken zur qualitativen Sozialforschung – die in den letzten Jahren nicht gerade spärlich erschienen sind – ein Kapitel darüber zu finden ist, z.T. enger als „life-history method“ (Denzin 1970), z.T. weiter als „personal documents“ (Bogdan/ Taylor 1975) – oder gar in Kombination: „personal accounts and life histories“ (Schwartz/ Jacobs 1979) – umschrieben. Diese Ausführungen bringen allerdings wenig Neues; manche davon sind eine verwaschene Version dessen, was in der SSRC-Diskussion präziser gesagt wurde (z.B. Denzin 1970). Es lassen sich in der amerikanischen Soziologie kaum Ansätze zu einer spezifischen Beschäftigung mit und Weiterentwicklung der biographischen Methode ausmachen; ihr Status ist eher der eines wenig konturierten Teilgebiets in der allgemeinen Diskussion über qualitative Methoden.

4.2. Die Entwicklung in der deutschen Soziologie

In der deutschen Soziologie verhält es sich anders²⁹. Bevor darauf eingegangen wird, ist es nützlich, auch hier die historische Ausgangslage zu vergegenwärtigen.

In den USA fällt die Begründung der biographischen Methode durch Thomas/Znaniecki mit der Begründung der modernen empirischen Sozialforschung zusammen. In Deutschland hatte diese bereits eine längere Tradition (vgl. Überschall 1965). Es stellt sich die Frage, warum es in diesem Rahmen nicht zu einer ähnlichen Verwendung biographischen Materials kam umso mehr, als seit 1903 zahlreiche Arbeiterautobiographien erschienen, die auf breite Resonanz auch in der bürgerlichen Öffentlichkeit stießen (vgl. Emmerich 1974/75; Überschall 1965: 80 ff.).

Max Webers Konzeptionen einer Handlungstheorie und einer verstehenden Soziologie waren ähnliche grundwissenschaftliche Ansätze wie diejenigen von Thomas/Znaniecki angelegt. Es scheint jedoch, daß diese Ansätze für Webers aktuelle empirische Arbeiten und Interessen ohne Relevanz blieben. Besonders deutlich wird das in seiner Auseinandersetzung mit Adolf Levenstein (Weber 1909), der verschiedene autobiographische Berichte von Arbeitern publiziert

²⁹ Ausgeklammert bleibt hier die Entwicklung in andern nationalen Soziologien, wo heute ebenfalls ein starkes Interesse an biographischen Ansätzen zu beobachten ist, z.B. in der französischen (einen ersten Zugang dazu bietet der Sammelband von Bertaux 1981).

und eine große Fragebogen-Enquete dazu durchgeführt hatte. Weber bescheinigt Levenstein, „ein in seiner Art äusserst wertvolles ‚klassenpsychologisches‘ Material“ zusammengebracht zu haben (1909: 949), geht dann aber gleich zu einer scharfen Kritik von Levensteins Auswertungsverfahren unter statistischen Gesichtspunkten über. Sie ist durchaus einleuchtend – aber es bleibt die Frage, warum Weber den Aussagewert biographischen Materials auf psychologische Gesichtspunkte einschränkt und nicht auch auf seine eigenen soziologisch-handlungstheoretischen Konzeptionen bezieht. Möglicherweise spielt dabei ein – im Interesse der Konstitution einer Soziologie als Wissenschaft sozialer Strukturen verständlicher – Abgrenzungsdruck gegen geisteswissenschaftliche Ansätze etwa in der Art Diltheys und seiner Schüler eine Rolle. Als Ergebnis ist jedenfalls zu konstatieren, daß eine empirisch-methodologische Konkretisierung der Handlungstheorie – die sich gerade an einem solchen Material aufgedrängt hätte – und damit eine eigenständige soziologische „Hermeneutik“ nicht zustandekam³⁰.

Die Verwendung biographischen Materials blieb in der Folge im wesentlichen der Psychologie (Ch. Bühler) und Pädagogik (S. Bernfeld) vorbehalten. Der Versuch des Psychiaters Hans Gruhle (1923) in der Erinnerungsschrift für Max Weber, biographische Materialien auch in die Soziologie einzuführen, konnte nicht an diesen selber anknüpfen und blieb offenbar weitgehend folgenlos, ebenso wie die methodologische Diskussion der Arbeiterautobiographien durch Adalbert Koch (1929), einen Schüler von Robert Michels (vgl. Überschall 1965: 82).

Auch der Aufsatz von Szczepański (1962) scheint kein Echo ausgelöst zu haben. Erst seit knapp zehn Jahren hat eine allmählich sich verstetigende Diskussion eingesetzt. Während die ersten Beiträge ihren Neuansatz schon dadurch dokumentieren, daß sie überhaupt nicht auf die bisher erwähnten Vorläufer eingingen, werden diese jetzt Schritt für Schritt „aufgearbeitet“ (so z.B. von Fuchs 1979b und Hoerning 1980 hauptsächlich die Anfänge in den USA, von Rosenmayr 1979 die geisteswissenschaftlichen Grundlagen).

Inzwischen ist diese Diskussion bereits derart breit und komplex geworden, daß eine genauere Rekonstruktion auch nur der wichtigsten Motive und Argumentationslinien eine eigene Arbeit erfordern würde (vgl. die Übersichten von Fuchs 1979a und 1980 sowie von Gstettner 1980). Ich beschränke mich hier auf einige stark selektive Bemerkungen über Entstehung und Verlauf und einige Vermutungen über Gründe und institutionelle Voraussetzungen.

Ich sehe zwei Entwicklungslinien, die für die heutige Lage bedeutsam geworden sind. Die erste hat ihren Ursprung in der neueren marxistisch orientierten Industrie-soziologie und Soziologie des Arbeiterbewußtseins. Im Versuch, gegenüber ökonomistischen Ansätzen die Bedeutung subjektiven Handelns in allen Lebensbereichen und der Genese subjektiver Handlungsdispositionen hervorzuheben, wurde am SOFI Göttingen ein Vorschlag zu einem „sozio-biographischen“ Zugang zur Lebenswelt

30 Überschall (1965: 99) sieht in Webers Haltung in seiner Kontroverse mit Levenstein natürlich einen methodischen Fortschritt: „his thinking on empirical typology construction had a very modern ring to it and differed from the ideal type constructions of his theoretical and methodological analyses.“

von Arbeitern formuliert (Osterland 1973; Bahrdt 1975)³¹. Es ging also um den „subjektiven Faktor“, aber auch um die (innere und äußere) Geschichte der Subjekte, womit zugleich ein präziserer Bezug auf die massiven historischen Veränderungen der Lebensverhältnisse während der letzten Jahrzehnte erhofft wurde. Der breite Widerhall, den dieser Vorschlag bald fand, zeigt, daß er ein Unbehagen artikuliert und fokussierte, das in der Diskussionslage der materialistischen Soziologie (und auch der Nachbardisziplinen) weit verbreitet war.

Die zweite Entwicklungslinie stammt aus interpretativen Ansätzen, insbesondere der phänomenologischen Tradition (vgl. Grathoff 1975). Diese ist die differenzierteste Ausarbeitung des handlungstheoretischen Paradigmas und die stärkste Begründung für die Auffassung, daß jedes Überspringen der Ebene der „subjektiven Interpretation“ durch den Forscher nur „intellektuelle Kurzschrift“ ist (Schütz 1971: 40) – bei manchen Problemen angemessen, bei manchen aber nicht. In diesem Rahmen spielen auch Überlegungen und Forschungen zum Karrierekonzept eine Rolle, die aus dem Symbolischen Interaktionismus stammen, z.B. in der Arbeit von Fischer (1978). Das Hauptgewicht liegt hier auf der Biographie als einer Dimension der Handlungsorientierung (vgl. als aktuellen Überblick den Sammelband von Matthes/Stosberg 1981).

Damit ist auch schon etwas über die Gründe für die neue Aktualität der biographischen Methode gesagt, zumindest soweit sie in der kognitiven Dynamik der Disziplin liegen. Das Aufkommen der biographischen Ansätze und ihrer Voraussetzungen geht einher mit einem Dominanzverlust der neopositivistischen Forschungsmodelle. Die Betonung der Handlungsebene und eines umfassenderen, weniger segmentierten Zugangs dazu teilen biographische Ansätze mit andern im größeren Rahmen interpretativer Methodenkonzeptionen. Was dazu kommt, ist die Betonung der lebensgeschichtlichen Vergangenheit als Dimension der Erfahrungsakkumulation und -verarbeitung. Mit diesem Bezug auf (kurzfristige) historische Veränderungen ist ein Aspekt der gesellschaftlichen Realität bezeichnet, der gerade in Deutschland besonders ausgeprägt ist und auf sozialwissenschaftliche Thematisierung (z.B. in einer „historischen Sozialisationsforschung“) drängt. Es lassen sich auch andere gesellschaftliche Problemanstöße plausibel vermuten: Die Zweifel an der Sicherheit des Erreichten, an der Eignung der gängigen Verfahren für die erfolgreiche Bearbeitung der anstehenden Probleme und insgesamt an der Verlängerbarkeit der Gegenwart in die Zukunft sind nicht auf das Fach beschränkt, sondern führen auch gesellschaftlich zu einem starken – rückwärtsgewandt-nostalgischen (vgl. Davis 1979) oder nach verschütteten Alternativen suchenden – Interesse an Geschichte.

Was die institutionelle Dynamik betrifft, möchte ich zwei Punkte erwähnen. Erstens könnte vermutet werden, daß der biographische Ansatz (wie andere interpretative auch) der einer „armen“ Wissenschaft ist, d.h. der Versuch, auch dort zu empirischer

31 Hinzu kam ein Unbehagen an den üblichen quantitativen Methoden der Bewußtseinsforschung. Bahrdt (1975) argumentiert, daß das Erzählen von Geschichten gerade für Arbeiter die alltäglich vertraute Form der Kommunikation und des Nachdenkens über ihre Lage sei; deshalb könne durch die methodische Verwendung von erzählten Geschichten vermieden werden, daß das Sprachvermögen von Arbeitern als defizitär erscheine. Dagegen stehen soziolinguistische Befunde über schichtspezifische Unterschiede im referentiellen Gehalt von Erzählungen (vgl. Kohli 1978: 139). Liebel/Schonig (1978: 139) vermuten, daß die Zerstückelung des Alltags von Arbeitern diesen eine erzählende Darstellung besonders schwer mache. Die theoretischen Überlegungen zur Frage, ob für bestimmte Gruppen die biographische Methode ein besonders guter Zugang sei, sind also widersprüchlich; die Frage wird sich nur empirisch klären lassen.

Forschung zu kommen, wo die Voraussetzungen für quantitative Großforschung nicht gegeben sind. Das hat zweifellos etwas für sich: Datengewinnung und -auswertung sind mit weniger materieller Infrastruktur möglich, und auch die personellen Voraussetzungen (Zahl und Ausbildungsvorlauf der Forscher) können niedriger gehalten werden³². Letzteres ist allerdings nur am Anfang der Fall; bei anspruchsvolleren Fragestellungen und höherem Grad von Methodenrigorismus steigen die erforderlichen Ressourcen bald ebenfalls auf das Niveau von Großprojekten. Es sei im übrigen daran erinnert, daß Angel (1945) in seiner übersicht über die biographische Forschung in der Soziologie für ihre geringe Verbreitung gerade den von ihr geforderten hohen Aufwand verantwortlich machte.

Damit ist der zweite Punkte erreicht: die Frage des möglichen Institutionalisierungs- bzw. Professionalisierungsgrades. Hinter der biographischen Methode liegt zweifellos eine Rebellion gegen die „Lebensferne“ gängiger Wissenschaft. Es ist eine Rebellion gegen die Kasernierung der Forschung in hochprofessionalisierten Instituten, deren Personal der beforschten Realität nur noch in Form von Verteilungen von Merkmalen begegnet. Ich habe eben auf den hohen Aufwand hingewiesen, der für anspruchsvollere Projekte auch mit der biographischen Methode erforderlich ist. Daraus erwächst ein Institutionalisierungsdruck, der durch das Interesse an professioneller Respektabilität, das auch bei biographischen Forschern vorhanden ist, verstärkt wird. Eine solche Entwicklung liegt überdies im Interesse der methodischen Konsolidierung des Ansatzes selbst. Dennoch wird die Spannung akut bleiben. Die biographische Methode läßt sich schwerer in einen institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb überführen als die quantitativen Ansätze; sie ist gegen den Einbruch der „Totalität des Lebens“ in die hochselektiven Problemformulierungs- und -verarbeitungschanäle der professionellen Forschung weniger resistent.

4.3. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte

Zum Schluß will ich in einigen Punkten auf die aktuellen Arbeits- und Diskussions-themen eingehen. Es handelt sich um ganz knappe persönliche Einschätzungen, die einer ausführlicheren Analyse nicht vorgreifen sollen.

1. Biographische Forschung richtet sich hauptsächlich auf die Dimension sozialer Realität, die mit den Begriffen „Handeln“ und „Lebenswelt“ umrissen wird. Dabei spielen die erwähnten Entwicklungslinien eine Rolle. Viele Studien, die mit der biographischen Methode arbeiten, setzen an arbeits- und industriesoziologischen Themen an; ihr Ziel ist, in Arbeit mehr als technische Vollzüge oder Organisationsabhängigkeit zu sehen. Angestrebt werden also lebensweltlich gesättigte Analysen von Arbeit (z.B. Deppe 1978; Osterland 1978). Viele Studien, die nicht auf diesem arbeitssoziologischen Hintergrund konzipiert worden sind, scheinen davon dennoch beeinflusst zu sein; was daraus entsteht, könnte man als materiell gesättigte Lebensweltanalysen bezeichnen.

Eine andere zentrale Gegenstandsdimension ist die geschichtliche. Es geht dabei nicht nur um Lebensgeschichte als persönliche Geschichte, sondern in vielen Fällen um deren Verzahnung in die Zeitgeschichte (z.B. Fuchs 1979a), also – mit einem

³² Eine weitere wesentliche Einsparung – wie immer sie auch im einzelnen Fall methodisch zu beurteilen ist – liegt in der biographischen Retrospektion anstelle von Längsschnitten.

Begriff, der manchen Forschern zweifellos zu „technisch“ wäre – um deren Kohortenspezifizität.

2. Die These, die biographische Methode sei für bestimmte Gruppen besonders geeignet, wurde bereits problematisiert. Faktisch ist es aber so, daß die biographische Methode bisher nicht über die ganze Gesellschaft streut, sondern einen Schwerpunkt in der Untersuchung von Arbeitern hat, also analog zur Oral history eine Geschichte „von unten“ anvisiert. Ein zweiter Schwerpunkt sind abweichende Gruppen (z.B. Kieper 1980); damit wird – bewußt oder nicht – an die einzige Tradition angeknüpft, die seit den Anfängen der biographischen Methode eine gewisse Kontinuität hat. Grundsätzlich sind aber auch andere Untersuchungsgruppen denkbar, z.B. Wissenschaftler (vgl. Kohli 1981c).

3. Die subjekttheoretische Perspektive wird von manchen Autoren so radikalisiert, daß sie ihre Aufgabe nur noch darin sehen, die Subjekte zum Sprechen (und das Gesprochene in die Medien) zu bringen, und jede theoretisch geleitete Interpretation ablehnen. Es sei konzediert, daß damit – bei Gruppen, die sonst gesellschaftlich nicht „zu Worte kommen“ – bereits etwas Wichtiges geleistet wird. Allerdings ist die Selbstbeschränkung des Forschers auf die Rolle des Herausgebers, wenn sie zum alleinigen Programm erhoben wird, nichts anderes als Subjektivismus. Der Einbezug der Subjektebene bedeutet aber nicht notwendig Subjektivismus. Das ist bereits im Zusammenhang mit Thomas/Znaniecki gesagt worden. Die Handlungen der Subjekte sind als Teil eines umfassenderen Handlungsfeldes zu sehen, in dem diese vor bestimmte Probleme und Handlungsmöglichkeiten gestellt werden, von denen sie einige realisieren, andere nicht. Das zentrale Thema der Handlungsanalyse sind gerade diese Selektionsprozesse, und dazu ist eine „objektive“ Auffassung des Handlungsfeldes erforderlich.

4. Nach wie vor ungeklärt ist die Frage der Verlässlichkeit von biographischem Material als Information über Vergangenheit. Lebensgeschichtliches Erinnern ist grundsätzlich rekonstruktiv; es erfolgt vom Heute aus und ist weder eine vollständige noch eine interesselose Beschreibung von vergangenen Ereignissen und Handlungssituationen. Das ist dann kein Problem, wenn Lebensgeschichten ausschließlich unter dem Gesichtspunkt aktueller Handlungsorientierungen untersucht werden (z.B. Fischer 1978; Kieper 1980). Andere Forscher betrachten die von ihnen erhobenen Aussagen umstandslos als „wahre Berichte“ über die Vergangenheit (z.B. Deppe 1978). Das ist methodisch zweifellos problematisch; ich hielte es jedoch für unproduktiv und falsch, eine solche vergangenheitsbezogene Auswertung grundsätzlich auszuschließen³³. Der referentielle Gehalt von Lebensgeschichten kann aber nur dann angemessen beurteilt werden, wenn ihr rekonstruktiver Charakter in Rechnung gestellt wird. Neben der üblichen Forderung nach Einbezug der übrigen verfügbaren Quellen („Triangulation“) impliziert das die Kenntnis des Interesses, also des praktischen Bezugs der Erzählung³⁴, und die Kenntnis der Strukturmuster möglichen biographischen Erzählens.

33 Vgl. meine ausführlicheren Überlegungen am Beispiel der Lebensgeschichten von Wissenschaftlern (Kohli 1981c).

34 Als Grundlage dafür ist eine allgemeine Theorie der Pragmatik biographischer Erzählungen nützlich. Einen Ansatz dazu habe ich an anderer Stelle versucht (Kohli 1981a).

5. Die biographische Methode wird heute hauptsächlich im Rahmen qualitativer Methodenkonzeptionen eingesetzt³⁵.

Grundsätzlich sind auch quantitative Auswertungen möglich. Beispiele dafür sind verschiedene polnische Studien, ebenso verschiedene Studien mit psychologischem Fokus. Im Unterschied zum polnischen Verfahren wäre bei der Erhebung mündlich erzählter Lebensgeschichten auch das Problem der Repräsentativität einigermaßen lösbar. Es ist jedoch fraglich, ob sich bei einer hauptsächlich quantitativen Auswertung der hohe Aufwand für Datengewinnung und -kodierung lohnt. Lohnend kann dagegen die (auch) quantitative Auswertung von erhalten gebliebenen historisch relevanten Sammlungen autobiographischer Berichte sein, etwa der von Abel erstellten und kürzlich von Merkl (1975) erneut ausgewerteten Sammlung von über 500 Lebensgeschichten früherer Nazis.

Die Untersuchungen operieren mit relativ wenigen Fällen. Für Verteilungsprobleme geben sie deshalb nicht viel her. Dagegen sind sie für die Ermittlung von typischen Konfigurationen und Handlungsstrukturen interessant. Daß solche Fragen theoretisch (wieder) an Relevanz gewonnen haben, dürfte mit ein Grund für den Aufschwung qualitativer Konzeptionen sein.

6. Die gegenwärtige Diskussion über interpretative Sozialforschung ergibt auch für die biographische Methode gewisse Grundlagen. Für den Bereich der Datengewinnung sei etwa die Konzeption des „narrativen Interviews“ (Schütze 1977) genannt – ein texttheoretisch begründetes Verfahren, das u.a. dazu dient, den referentiellen Gehalt von mündlichen Erzählungen zu erhöhen. Der Bereich der Datenauswertung ist für die interpretativen Verfahren kritischer.

Wie mit dem „ganzen Leben“, das man in ausführlichen biographischen Erzählungen vor sich hat, umgegangen werden soll, hat manche Projekte vor unlösbare Probleme gestellt. Inzwischen hat sich die Lage etwas gebessert. Verfahrens-begriffe wie „Typenbildung“ und „Strukturgeneralisierung“ bezeichnen methodische Bereiche, in denen zur Zeit intensiv gearbeitet wird. Allerdings ist dabei wohl nicht mit einem ebenso hohen Grad von Formalisierbarkeit durch Regeln richtigen Verfahrens zu rechnen wie bei den quantitativen Methoden. Das betrifft auch den Grad möglicher intersubjektiver Kontrolle; er wird bei hermeneutisch orientierten Interpretationen wohl immer geringer bleiben, und man wird sich stärker darauf verlassen müssen, daß die Interpreten sich an die allgemeinen Grundsätze der Forschungsethik gehalten haben.

7. Die vorstehenden Bemerkungen haben die biographische Methode in den Rahmen der interpretativen Forschungskonzeptionen gestellt. Es kann aber argumentiert werden, daß sie darin etwas Spezifisches ist, daß also die Entwicklung der interpretativen Sozialforschung den Begriff der „biographischen Methode“ nicht obsolet gemacht hat. Das Spezifische liegt zum einen in der retrospektiven Darstellung des Lebens im Zeitablauf und damit dem Zugang zur Geschichte, zum andern in der Pro-

³⁵ Ich spreche hier von zusammenhängend erzählten Lebensgeschichten. Ein anderer Fall sind retrospektive Befragungen mittels standardisierter Verfahren, wie sie etwa in der Mobilitätsforschung eingesetzt werden.

fizierung der Lebenszeit als Relevanzdimension des Handelns. Gegenüber den zahlreichen Analysen von Handlungsfeldern, in denen das Schwergewicht auf der aktuellen Interaktionsstruktur liegt und die Subjekte nur als Teilnehmer daran interessieren, ist der biographische Ansatz stärker subjektzentriert. Die Lebenszeit ist die anspruchsvollste und „persönlichste“ Dimension der Identitätssicherung und Handlungsorientierung; sie ist damit zentral, wenn es um eine soziologische Konzeption der Persönlichkeit geht.

LITERATUR

- Adamczyk, S., et al. (Hrsg.), 1971: *Pór wieku pamiętnikarstwa*. Warszawa.
- Adamski, W.W., 1981: *Memoir sociology: Between intuitive and quantitative orientations*. In: Bertaux.
- Allport, G.W., 1942: *The use of personal documents in psychological science*. New York: Social Science Research Council.
- Bahrdt, H.P., 1975: *Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern*. S. 9-37 in: M. Osterland (Hrsg.), *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential* (Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim). Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt.
- Baker, P.J. (Hrsg.), 1973: *The life histories of W.I. Thomas and Robert E. Park*. *American Journal of Sociology* 79: 243-260. (deutsch in: W. Lepenies, Hrsg., *Geschichte der Soziologie*. Frankfurt: Suhrkamp, 1981).
- Becker, H.S., 1966: *Vorwort zur Neuausgabe von C. Shaw, The jack-roller*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Bertaux, D. (Hrsg.), 1981: *Biography and society*. Beverly Hills: Sage.
- Blumer, H., 1939: *An appraisal of Thomas and Znaniecki's "The Polish peasant in Europe and America"*. New York: Social Science Research Council.
- Bogdan, R./Taylor, S.J., 1975: *Introduction to qualitative research methods*. New York: Wiley.
- Bukowski, J., 1974: *Biographical method in Polish sociology*. *Zeitschrift für Soziologie* 3: 18-30.
- Chalasinski, J., 1964: *The younger generation of rural inhabitants in People's Poland as seen from their life-records*. *The Polish Sociological Bulletin* 2: 97-105.
- Coser, L.A., 1977: *William I. Thomas and Florian Znaniecki*. S. 511-559 in: *Masters of sociological thought*. New York: Harcourt Brace Jovanovich. (1. Aufl. 1971).
- Davis, F., 1979: *Yearning for yesterday: A sociology of nostalgia*. New York: Free Press.
- Denzin, N.K., 1970: *The research act*. Chicago: Aldine.
- Deppe, W., 1978: *Arbeiterleben*. Diss. Göttingen.
- Dilthey, W., 1927: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (Gesammelte Schriften, Band 7). Leipzig: Teubner.
- Emmerich, W. (Hrsg.), 1974-75: *Proletarische Lebensläufe: Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*. 2 Bde. Reinbek: Rowohlt.
- Fischer, W., 1978: *Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten*. S. 311-336 in: Kohli 1978.
- Fisher, B.M./Strauss, A.L., 1978: *Interactionism*. S. 457-498 in: T. Bottomore/R. Nisbet (Hrsg.), *A history of sociological analysis*. New York: Basic Books.
- Fuchs, W., 1979a: *Arbeiterleben nach 1945*. Marburg: Guttandin & Hoppe.
- Fuchs, W., 1979b: *Zur Reflexivität der biographischen Methode* (Werkstattbericht). Hagen: Fernuniversität.
- Fuchs, W., 1980: *Möglichkeiten der biographischen Methode*. S. 323-348 in: Niethammer 1980.
- Gottschalk, L./Kluckhohn, C./Angell, R., 1945: *The use of personal documents in history, anthropology and sociology*. New York: Social Science Research Council.
- Grathoff, R., 1975: *Zur Bestimmung der soziologischen Struktur von Biographien*. MS.

- Gruhle, H.W., 1923: Die Selbstbiographie als Quelle historischer Erkenntnis. S. 155-177 in: M. Palyi (Hrsg.), Hauptprobleme der Soziologie (Erinnerungsgabe für Max Weber). Band 1. München: Duncker & Humblot.
- Gstettner, P., 1980: Biographische Methoden in der Sozialisationsforschung. S. 371-392 in: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz.
- Hoerning, E.M., 1980: Biografische Methode in der Sozialforschung. Das Argument 22 (Heft 123): 677-687.
- Janowitz, M., 1966: Introduction. In: M. Janowitz (Hrsg.), W.I. Thomas on social organization and social personality. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Joas, H., 1980: Praktische Intersubjektivität: Die Entwicklung des Werkes von G.H. Mead. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kieper, M., 1980: Lebenswelten „verwahrloster“ Mädchen: Autobiographische Berichte und ihre Interpretation. München: Juventa.
- Klessmann, C., 1978: Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870-1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Koch, A., 1929: Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 61: 128-167.
- Kohl, K.H., 1979: Exotik als Beruf: Zum Begriff der ethnologischen Erfahrung bei Malinowski, Evans-Pritchard und Lévi-Strauss. Wiesbaden: Heymann.
- Kohli, M. (Hrsg.), 1978: Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt: Luchterhand.
- Kohli, M., 1981a: Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization. In: J. Matthes (Hrsg.), Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentags. Frankfurt: Campus.
- Kohli, M., 1981b: Biography: Account, text, method. In: Bertaux 1981.
- Kohli, M., 1981c: „Von uns selber schweigen wir“: Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kuklick, H., 1973: A „scientific revolution“: Sociological theory in the United States, 1930-1945. Sociological Inquiry 43: 3-22.
- Lengermann, P.M., 1979: The founding of the American Sociological Review. American Sociological Review 44: 185-198.
- Lepenies, W., 1978: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte. Geschichte und Gesellschaft 4: 437-451.
- Liebel, M./Schonig, B., 1978: Soziobiographische Zugänge zur Geschichte der Arbeiterjugend. Probleme des Klassenkampfes 33: 127-146.
- Markiewicz-Lagneau, J., 1976: L'autobiographie en Pologne ou de l'usage social d'une technique sociologique. Revue française de sociologie 17: 591-613.
- Martindale, D., 1976: American sociology before World War II. Annual Review of Sociology 2: 121-143.
- Matthes, J./Stosberg, M. (Hrsg.), 1981: Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum.
- Merkel, P.H., 1975: Political violence under the swastika: 581 early Nazis. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Misch, G., 1969: Geschichte der Autobiographie. Band 4, 2. Hälfte. Frankfurt: Schulte/Bulmke.
- Niethammer, L. (Hrsg.), 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Frankfurt: Syndikat.
- Niggel, G., 1977: Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler.
- Oberschall, A., 1965: Empirical social research in Germany, 1848-1914. Paris: Mouton.
- Osterland, M., 1973: Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein: Anmerkungen zur sozio-biographischen Methode. Soziale Welt 24: 409-417.
- Osterland, M., 1978: Lebensbilanzen und Lebensperspektiven von Industriearbeitern. S. 272-290 in: Kohli 1978.

- Paul, S., 1979: *Begegnungen: Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie, Psychologie*. 2 Bde. Hohenschäftlarn: Renner.
- Rosenmayr, L., 1979: *Lebensalter, Lebensverlauf und Biographie*. S. 47-67 in: G. Klingenstein et al. (Hrsg.): *Biographie und Geschichtswissenschaft*. München: Oldenbourg.
- Schütz, A., 1971: *Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns*. S. 3-54 in: A. Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Band 1. Den Haag: Nijhoff (Orig. 1953).
- Schütze, F., 1977: *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*. Ms.
- Schwartz, H./Jacobs, J., 1979: *Qualitative sociology*. New York: Free Press.
- Szczepański, J., 1962: *Die biographische Methode*. S. 551-509 in: R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 1. Stuttgart: Enke.
- Szczepański, J., 1970a: *Common objectives of sociology and Polish national school*. S. 191-206 in: *Transactions of the Sixth World Congress of Sociology*, Band 3. Louvain: International Sociological Association.
- Szczepański, J., 1970b: *Polish society*. New York: Random House.
- Thomae, H., 1952: *Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften*. *Studium Generale* 5: 63-177.
- Thomas, W.I., 1923: *The unadjusted girl*. Boston: Little, Brown.
- Thomas, W.I./Znaniecki, F., 1927: *The Polish peasant in Europe and America*. New York: Knopf (Orig. 1918-20).
- Walaszek, Z., 1977: *Recent developments in Polish sociology*. *Annual Review of Sociology* 3: 331-362.
- Weber, M., 1909: *Zur Methodik sozialpsychologischer Enqueten und ihrer Bearbeitung*. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 29: 949-958.
- Young, P.V., 1966⁴: *Scientific social surveys and research*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall (Orig. 1939).
- Znaniecki, F., 1934: *The method of sociology*. New York: Farrar & Rinehart.

Literaturbesprechungen

Raithelhuber, Eberhard: Übergänge und Agency. Eine sozialtheoretische Reflexion des Lebenslaufkonzepts, Budrich UniPress Ltd: Opladen 2011, 289 Seiten, 29,90 €

Bethmann, Stephanie, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niermann (Hg.): Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit, Beltz Juventa: Weinheim 2012, 344 Seiten, 29,95 €

Wer steuert das Lebensschiff? Agency in der Lebenslauf- und Biographieforschung

Unter dem Begriff „Agency“ diskutiert die Lebenslaufforschung besonders im englischsprachigen Raum seit den 1990er Jahren, wie wirkmächtig Handlungen von Individuen und strukturelle Rahmenbedingungen im Lebenslauf sind (siehe z.B. Hitlin/Elder 2007, Marshall/Clarke 2010). Glen Elder hat Agency als theoretischen Begriff in die Lebenslaufforschung eingeführt, der die Kontrollausübung über den eigenen Lebensverlauf oder Entscheidungen in Transitionen unter gegebenen historischen, sozialen und biologischen Bedingungen bezeichnet. Elders Konzept von Agency ist trotz mehrerer Klärungsversuche theoretisch diffus geblieben. Dennoch – oder gerade deswegen – hat es erfolgreich empirische Forschung angestoßen. Agency wird in der Lebenslaufforschung meist anhand sozialpsychologischer Konstrukte wie z.B. *Planful Competences* oder Selbstwirksamkeit operationalisiert.¹ Die Stärke dieser individualistischen Konzepte liegt in ihrer Einbettung in entwicklungs- und sozialpsychologische Theorien und ihrer Eignung als Prädiktor für spätere Lebenslaufergebnisse. Die beiden im Folgenden besprochenen Bücher knüpfen an die Debatte um Agency in der Lebenslaufforschung und Sozialtheorie an. Damit bieten sie eine Gelegenheit, gemeinsame theoretische Begriffe der qualitativen Biographie- und quantitativen Lebenslaufforschung zu entwickeln.

Die vorliegende Monographie *Übergänge und Agency. Eine sozialtheoretische Reflexion des Lebenslaufkonzepts* von Eberhard Raithelhuber wurde im Rahmen des Promotionskollegs „Lebenslanges Lernen“ erstellt und ist 2009 an der Technischen Universität Dresden von Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröer als Dissertation angenommen worden. Die Monographie gliedert sich in drei Teile: Zuerst fasst Raithelhuber die Verwendung des Agency-Begriffs in der Lebenslaufforschung zusammen, dann betrachtet er im zweiten Teil ausgewählte, kritische Beiträge zur sozialtheoretischen Agency-Debatte, und im dritten Teil führt er diese beiden Stränge mit einem Fokus auf Übergänge in Lebensläufen wieder zusammen.

Am Anfang des ersten Teils stellt Raithelhuber die Entstehung der Lebenslaufforschung in den USA dar. In Abgrenzung zum Strukturfunctionalismus habe sich die Lebenslaufforschung an die Entwicklungs- und Sozialpsychologie angelehnt und den individuellen und persönlichen Einfluss auf Lebensläufe betont. Dann wendet sich Raithelhuber dem Agency-Begriff in Glen Elders *life course perspective* zu. Trotz Anleihen bei Pragmatismus und Chicago School definiere Elder Agency als individuelle Fähigkeit, langfristige Zukunftsentscheidungen zu treffen, die von sozialen Struk-

1 Einen Überblick über die quantitativen Messkonzepte von Agency geben Hitlin/Long (2009).

turen hauptsächlich beschränkt werde. Damit baue er einen Dualismus zwischen sozialer Struktur und individueller Entscheidung/Fähigkeit auf. Raithelhuber kritisiert daher, dass die Lebenslaufforschung im Anschluss an Elder die soziale, situationale und kollektive Dimension von Agency nicht genügend beachte.

Den zweiten Teil eröffnet Raithelhuber mit einer Vorstellung des Agency-Begriffs von Anthony Giddens. Dieser definiert Agency in seiner Strukturierungstheorie als ontologische Fähigkeit von Menschen zum Handeln, die von sozialen Strukturen zugleich ermöglicht und beschränkt werde. Soziale Strukturen werden laut Giddens durch das Handeln im Alltag hergestellt und reproduziert. Anschließend stellt Raithelhuber die neofunktionalistische, sozialkonstruktivistische und poststrukturalistische Kritik an Giddens Agency-Begriff dar. So lasse sich das Prozesshafte von Agency, auf das Jeffrey Alexander hingewiesen habe, nicht auf eine individuelle Eigenschaft als messbare Variable reduzieren. Außerdem sei Alexanders Unterscheidung zwischen Handlung, Akteur und Agency analytisch hilfreich. Emotionen und deren Dynamik werden laut Randall Collins in Giddens' idealisiertem Bild von rationalen Entscheidungen missachtet. Agency besitze ebenfalls eine körperliche Dimension, auf deren Indeterminismus durch Gesellschaft und Individuum Chris Shilling verwiesen habe. Eine weitere Schwäche in Giddens' Sozialtheorie sei die Unbestimmtheit des Strukturbegriffs als Gegenpart zu Agency, daher bleibe etwa die Hervorbringung und Ermöglichung von sozialen Strukturen durch individuelle Agency vage. Diese Lücke füllt Raithelhuber anhand von William Sewells Ausführungen zum Verhältnis und zur Dynamik von Struktur und Agency. Im Anschluss an Bruno Latour, Alfred Gell und Barry Barnes fordert Raithelhuber eine radikal relationale Perspektive auf Agency ein, die Agency nicht mehr individuellen Personen zurechne, sondern in sozialen Verhältnissen und Beziehungen zwischen Personen bzw. zwischen Personen und Objekten verorte. Am Schluss des zweiten Teils stellt Raithelhuber fest, dass die Lebenslaufforschung ähnlich wie Giddens die soziale Einbettung und Rahmung von Agency vernachlässige. In einem für die Monographie leider stark gekürzten Abschnitt geht Raithelhuber dabei auch auf die deutschsprachige Lebenslaufforschung und deren Agency-Konzepte ein.

Im dritten Teil seiner Dissertation unternimmt Raithelhuber den Versuch, die beiden Diskussionen aus den vorherigen Kapiteln zusammenzuführen. Im Gegensatz zur individualistischen Agency-Konzeption plädiert Raithelhuber für eine relationale Perspektive auf Agency in der Lebenslaufforschung, die dynamische Prozesse und soziale Praktiken in ihrer raum-zeitlichen Gebundenheit mit Praktiken von anderen Akteuren sehe. „Agency ist in einer solchen Perspektive (...) eine Errungenschaft bzw. kollektive Leistung, die Menschen hervorbringen, um sich zu koordinieren, um Wissen über wechselseitige (Be-)Handlungen zu erlangen und Stabilisierungen des Sozialen in Raum, Zeit und Menge vorzunehmen, sodass sich ‚Lebensläufe‘ oder ‚Strukturen des Lebenslaufs‘ ergeben“ (Raithelhuber 2011: 268-269). Agency in Übergängen stabilisiere und rekonfiguriere in dieser relationalen Lesart soziale Ordnung und soziale Strukturen, wie Raithelhuber anhand einer Diskussion der Übergangskonzepte von van Gennep, Turner und Glaser/Strauss zeigt. Raithelhuber kommt zu dem Schluss, dass eine relationale, relativistische Perspektive auf Agency in Übergängen auch eine Neuausrichtung der Lebenslaufforschung erfordere.

Mit der Dissertation von Raithelhuber liegt die bis dato ausführlichste Diskussion des Agency-Begriffs in der Lebenslaufforschung vor. Seine kritische Darstellung, die

die Sozialtheorie auslotet, öffnet den Raum für weitergehende Theoriebildung. Leider gelingt es Raiethelhuber nicht, in seinem Abschlusskapitel ein eigenes, überzeugendes Konzept von Agency zu synthetisieren. In der Anwendbarkeit für die empirische Forschung und der kausalen Verknüpfung von Agency mit Lebenslaufergebnissen liegt jedoch die Stärke des diffusen, individualistischen Konzepts in Elders *life course perspective*. Obwohl Raiethelhubers Kritik zutrifft, ist sie wenig anschlussfähig an Persönlichkeitspsychologie oder Rational-Choice-Theorie. Darüber hinaus irritiert es, dass der Abschnitt der Dissertation zur deutschsprachigen Lebenslaufforschung sehr reduziert wurde, obwohl dieser sicherlich größere Chancen für einen gelingenden Dialog mit dem Forschungsfeld aufweist als eine Auseinandersetzung mit Elder. Damit dieser Dialog doch zustande kommen kann, wäre wünschenswert, dass Raiethelhuber seinen Diskussionsbeitrag ins Englische übersetzt.

Der von Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niermann herausgegebene Sammelband basiert auf den Vorträgen einer Konferenz im November 2010 an der Evangelischen Fachhochschule Freiburg. Der Band ist in einen methodologischen, einen theoretischen und einen empirischen Teil gegliedert und versammelt Beiträge aus der Erziehungswissenschaft, Linguistik, Psychologie, Religionspädagogik, Sinologie, Sozialarbeitswissenschaft und Soziologie.

In der Einleitung ordnet Cornelia Helfferich die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Diskurse und Konzepte von Agency einer rekonstruktiven, qualitativen „Agency-Analyse“² und normativen Sozialtheorien von Agency zu. Helfferich unterscheidet drei Typen von Sozialtheorie: erstens Theorien rationaler Wahl und Individualisierungstheorien, zweitens sozialkonstruktivistische und relationale Theorieansätze und drittens psychologische Theorien von Agency wie z.B. Banduras Selbstwirksamkeitskonzept. Diese Unterscheidung ist hilfreich zur Orientierung und zum Verständnis der weiteren Sammelbandbeiträge, die sich hauptsächlich auf die sozialkonstruktivistischen und relationalen Theorieansätze stützen. Allerdings überzeichnet Helfferich die Offenheit der „Agency-Analyse“, die zunächst nur eine (An-)Forderung an qualitative Forschung ist, und die vermeintliche Normativität der Sozialtheorie, indem sie beispielsweise die Bezüge der „Agency-Analyse“ zur Identitäts- und Rollentheorie von Rom Harré verschweigt.

Im ersten Beitrag des methodologischen Teils des Sammelbands stellt Gabriele Lucius-Hoene die „Agency-Analyse“ bzw. die Analyse von narrativer Identität vor. Die „Agency-Analyse“ differenziert zwischen der sprachlichen Zuschreibung von Urheberschaft und Wirkungsmacht durch den Erzähler (Agentivierung), der zugeprochenen Urheberschaft und Wirkungsmacht in der Interaktion zwischen Erzähler und Zuhörer (Agentivität des Erzählers) und der Leistung des Erzählten für die Identitätsarbeit des Erzählers (narrative Agency). Durch die anschauliche Darstellung der einzelnen Analyseschritte und eine praxisorientierte Heuristik macht der Beitrag linguistische Methoden und Begriffe gut zugänglich. Björn Alperman und Baris Selcuk diskutieren in ihrem Aufsatz Möglichkeiten der „Agency-Analyse“ in der Sinologie. Aufgrund der Struktur der chinesischen Sprache ist das Agens, der handelnde Teil eines Satzes, oft nicht eindeutig. Anhand von Interviews mit chinesischen Straßen-

2 Helfferichs Darstellung der qualitativen „Agency-Analyse“ zeigt, dass diese de facto ein Teil der „Rekonstruktion narrativer Identität“ ist, wie sie Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann entwickelt haben.

händlern demonstrieren Alperman und Selcuk, dass die Analyse von Agency und narrativer Identität trotz dieser Schwierigkeit einen Mehrwert besitzt und wie wichtig die kulturelle und politische Kontextualisierung von Forschungsdaten sind.

Den theoretischen Teil des Sammelbands eröffnet ein Beitrag von Albert Scherr, der eine relationale Perspektive auf Agency einfordert. Ein relationaler Agency-Begriff beobachte den Prozess der Ermöglichung und Aktualisierung von Handlungsfähigkeit jenseits von Dichotomien wie Individuum/Gesellschaft. Mit solch einem Begriff könne die empirische Forschung die Bedingungen und Formen alltäglicher Lebensführung unter Berücksichtigung eigensinniger und kreativer Momente untersuchen. Der folgende Aufsatz von Eberhard Raithelhuber nimmt zentrale Punkte des zweiten Teils seiner Dissertation auf: Anhand bei Barry Barnes, Bruno Latour und Alfred Gell entlehener Argumente formuliert er eine Kritik an Giddens' voluntaristischem Agency-Verständnis und plädiert für eine relationale, relativistische Perspektive auf Agency. Im dritten Aufsatz des theoretischen Teils konfrontiert Heiko Hoffmann den netzwerktheoretischen Identitätsbegriff mit einer relationalen Perspektive auf Agency. Eine relationale Netzwerktheorie sei laut Hoffmann aufgrund der zeitlichen Ausdehnung von Agency anschlussfähig an eine „Rekonstruktion narrativer Identität“, somit ergäben sich Möglichkeiten zur Triangulation von Netzwerk- und „Agency-Analyse“.

Im dritten Teil des Sammelbands sind empirische Analysen aus sehr unterschiedlichen Bereichen versammelt, die vielfach auf die Methodologie von Lucius-Hoene zurückgreifen. Der erste Beitrag von Heiko Hoffmann untersucht die narrative Identität von Psychoseerfahrenen. Die Analyse der Interviewtranskripte zeigt, wie komplex in den Erzählungen die Beziehungen zwischen Handlungsmacht, Ohnmacht und Wahn sind. Allerdings lässt der Beitrag offen, ob subjektive Agency-Vorstellungen realisiert werden können. Dafür verweist Hoffmann auf die zuvor von ihm im Theorieabschnitt vorgeschlagene Verknüpfung von Netzwerk- und „Agency-Analyse“. Im nächsten Aufsatz behandelt Cornelia Helfferich Viktimisierungsprozesse und Agency von Frauen, die Gewalterfahrungen in der Partnerschaft oder durch Menschenhandel gemacht haben. Anhand eines Interviews zeigt sie exemplarisch die mikrosprachanalytische Vorgehensweise der „Agency-Analyse“. Helfferich unterscheidet fünf Erzählverlaufsmuster der Viktimisierung, auf deren Grundlage sie die Frage stellt, inwieweit Agentivierungen in Erzählungen eine Form von Bewältigungshandeln sein können. Im anschließenden gesprächslinguistischen Beitrag bezieht sich Pamela Steen auf Durantis (2004) soziolinguistischen Agency-Begriff. Sie untersucht anhand der Interaktion einer Gruppe männlicher Hartz-IV-Empfänger, die sich regelmäßig auf einem öffentlichen Platz zum gemeinsamen Biertrinken trifft, wie Agency situativ und interaktiv ausgehandelt wird. Ihre Darstellung gibt einen Einblick, wie in Alltagssituationen Agency-Erzählungen durch die Interaktionspartner ratifiziert, modifiziert und suspendiert werden. Steens Beitrag verschiebt den Fokus von der Rekonstruktion von Agency-Erzählungen auf die interaktive und performative Realisation von Agency. Der folgende Aufsatz von Carola Mick stellt den interaktiven Aushandlungsprozess von Agency zwischen Schülerinnen und Schülern und einer Lehrerin dar. Mick zeigt den performativen Aspekt von Agency vor dem Hintergrund des stark hierarchisierten und institutionalisierten Schulalltags; dadurch arbeitet sie die institutionelle Rahmung von Agency heraus. Frederic Vobbe stellt in seinem Beitrag eine religionssoziologische Studie vor, die theologische Überlegungen von Kindern rekon-

struiert. Spannend ist hierbei die aufgeworfene Frage, wie sich das Verhältnis zwischen Forscher und beforschten Kindern auf die „Agency-Analyse“ auswirkt. Leider ist der Beitrag nicht verknüpft mit der sozialtheoretischen Debatte. Der letzte Beitrag von Lilian Straub präsentiert Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Männern und Frauen zwischen 67 und 85 Jahren, in denen die Autorin Agency als Teil von Gesundheits- und Bewältigungshandeln begreift. Sie kann grundsätzliche Geschlechterunterschiede identifizieren und zeigt die Wirkmächtigkeit von Agency-Erzählungen.

Da das Verständnis von Agency erheblich zwischen den Beiträgen im Sammelband variiert, wäre eine Differenzierung von Begriffen wie Agency, Macht, Handlungsfähigkeit und Handlungsmächtigkeit in der Einleitung nützlich gewesen. Dies zeigt sich bereits im Titel, für den die Herausgeberinnen und Herausgeber wahrscheinlich mit Bedacht den Begriff „Handlungsmächtigkeit“ gewählt haben, aber dies nicht erklären. Bei einzelnen Beiträgen ist fraglich, ob tatsächlich der Begriff „Agency“ das beschriebene Phänomen angemessen sozialtheoretisch erfasst oder ob nicht andere Begriffe besser geeignet wären. Außerdem wäre angesichts des Schwerpunkts auf der „Agency-Analyse“ von Lucius-Hoene wünschenswert gewesen, wenn die zugrunde liegende Theorieanleihen bei Pragmatismus und Rom Harré genauer beschrieben und Anknüpfungspunkte oder Differenzlinien zu anderen Sozialtheorien gesucht worden wären.

Die beiden besprochenen Bücher nutzen den reichen Fundus von sozialkonstruktivistischer, poststrukturalistischer, (neo-)institutionalistischer und neo-funktionalistischer Kritik am individualistischen Agency-Begriff. Wie die Beiträge in dem Sammelband von Bethmann et al. und Raitelhubers Dissertation zeigen, kann ein relationaler Begriff von Agency die Fixierung auf Individuen und Persönlichkeit überschreiten, ohne individuelle Handlungsmächtigkeit zu verleugnen. Da für Biographie- und Lebenslaufforschung – trotz divergierender Methoden und empirischer Zugänge – Fragen zentral sind, die zwischen den Dualismen Individuum/Gesellschaft, Agency/Struktur oder Mikro/Makro verhandeln, ist ein relationales Agency-Konzept potentiell ein Grundbegriff beider Felder. Von der berechtigten Kritik an der engen Verwendung von Agency für die individuelle Kontrollausübung und Entscheidung bei Transitionen im Lebenslauf müssten dafür noch weitere forschungspraktische Vorschläge gemacht werden, die neben einer retrospektiven Rekonstruktion von Agency-Erzählungen auch gegenwartsbezogene und prospektive Fragen der Realisation und der Folgen von Agency bearbeitbar machen.

Matthias Pohlig

LITERATUR

- Duranti, Alessandro (2004): Agency in Language, in: ders. (Hg.): A Companion to Linguistic Anthropology, Malden, 451-473.
- Hitlin, Steven und Glen H. Elder (2007): Time, Self, and the Curiously Abstract Concept of Agency, in: Sociological Theory 25, 170-191.
- Hitlin, Steven und Charisse Long (2009): Agency as a Sociological Variable: A Preliminary Model of Individuals, Situations, and the Life Course, in: Sociology Compass 3, 137-160.

Marshall, Victor W. und Philippa J. Clarke (2010): Agency and Social Structure in Aging and Life-course Research, in: Dale Dannefer und Chris Phillipsen (Hg.): The SAGE Handbook of Social Gerontology, London, 294-305.

Marcus Stiglegger: Auschwitz-TV – Reflexionen des Holocaust in Fernsehserien,
Springer VS: Wiesbaden 2015, 112 Seiten, 22,99 €

Die Zeit des Nationalsozialismus mit all ihren Tragödien und unfassbaren Schicksalsgeschichten ist nach wie vor ein beliebtes, wenn auch schwieriges Thema in Film und Fernsehen. Erst jüngst gelangte die Neuverfilmung *Elser* (2015) in die deutschen Kinos, das Porträt eines einzelnen Widerstandskämpfers, dem bereits 1989 mit Klaus-Maria Brandauer in der Hauptrolle ein Denkmal gesetzt wurde. Der historische Hintergrund dieser Zeit liefert die Matrix für eine Vielzahl von melodramatischen Geschichten, die in Struktur und Ablauf vermutlich auch in andere Zeiten transponiert werden könnten. Es ist dennoch kaum zu bestreiten, dass bewegte respektive bewegende Bilder das (auditive wie visuelle) Alltagsverständnis von Geschichte beeinflussen und damit einen wichtigen, häufig kontrovers diskutierten Beitrag zu dem leisten, was unter dem Begriff Erinnerungskultur als öffentlich-kommunikative Form des persönlichen wie kollektiven Erinnerens und Gedenkens begriffen wird. Film und Fernsehen sind heutzutage für die mediale Vermittlung von Geschichte in hohem Maße bedeutsam. Dabei stehen nicht selten stereotypisierte Muster der Personalisierung und Emotionalisierung der so genannten „Opfer“ und „Täter“ im Vordergrund der filmischen Erzählung, wobei mittlerweile jegliche Abschattierungen in den Charakterzeichnungen einzelner Personen oder Gruppen innerhalb dieser Kategorien zu finden sind. Was dagegen in den seltensten Fällen geleistet werden kann oder soll, ist, filmisch eine gesellschafts- bzw. sozialstrukturelle Perspektive auf historische Ereignisse und Zeitabschnitte zu werfen (was in einem der wenigen Fälle dem lakonischen Dokumentarfilmklassiker *Der gewöhnliche Faschismus* aus dem Jahr 1965 von Michail Illjitsch Romm noch gelingt). Auch die historische Genauigkeit oder die Darstellung des Widersprüchlichen, Ambivalenten oder der Normalität in einer für uns Nachlebenden außerordentlichen Situation fallen oftmals zugunsten einer anregenden Geschichte und ihrer filmischen Entwicklungsgesetze unter den Tisch. Die heutigen fiktionalen und semi-dokumentarischen Darstellungen in Film und Fernsehen bringen Zuschauerinnen und Zuschauern vielmehr anschaulich und unterhaltungsgerecht, verständlich wie nachvollziehbar eine historische Welt über die dramaturgische Inszenierung von melodramatischen Geschichten, den in ihnen handelnden Menschen, prägnanten wie bekannten Orten sowie vor allem auch der Art und Weise des überwiegend dialogischen Sprechens nahe (letzteres eignet sich wie die populären Ikonografien des Nationalsozialismus bestens zur Klischeebildung). Denn nicht nur das räumliche wie zeitliche Bild, sondern auch der Ton, der Sprachduktus sowie sämtliche Sounds und Geräusche in Film und Fernsehen sind wesentliche Inszenierungselemente in der medialen (Re-)Konstruktion und Verarbeitung von Geschichte. So erfahren wir sehend und hörend etwas über eine Zeit, die uns als nachfolgenden Generationen familiär eigentlich noch recht nahe und doch durch das Mediale so weit entfernt und entrückt zu sein scheint – wie nah oder fern die Geschehnisse auf dem Bildschirm oder der Leinwand unseren persönlichen (Familien-)Erfahrungen und unserem Geschichtsbewusstsein tatsächlich stehen, wäre eine spannende Frage der medienwissenschaftlichen bzw. mediensoziologischen Rezeptionsforschung. Es lässt sich allerdings vermuten, dass das Geschehen auf der Leinwand oder dem Bildschirm nur wenig tatsächliche Anschlussmöglichkeiten an familiäre Erfahrungskontexte bietet und die in ihr dargestellte und erzählte Zeit diese eher entrückt als verständlich

macht. Kontrovers anregend und erinnerungsgenerierend zumindest scheinen aber die spannungsgeladenen Narrative in jedem Fall zu sein, verfolgt man einmal die breiten Reaktionen auf ausgestrahlte Film- und Fernsehproduktionen der letzten Jahre in den entsprechenden Blogs der großen TV-Sender oder den öffentlich ausgetragenen, mitunter scharfen Kritiken bis hin zum bi-nationalen Eklat wie im Fall *Unsere Mütter, unsere Väter* aus dem Jahr 2013 von Philipp Kadelbach, produziert durch die Historytainment-Schmiede von Nico Hofmann. In diesen Kontroversen geht es oftmals jedoch weniger um die filmische Darstellung an sich, sondern vielmehr um die sich daraus ergebenden assoziativen Interpretationen und Anschlusskommunikationen.

Film und Fernsehen haben als kommunikative Massenmedien in der öffentlichen Erinnerungsarbeit, aber auch im Verdrängungsprozess und des Vergessens eine besondere Stellung, da sie zahlenmäßig ein sehr viel größeres Publikum erreichen als das Buch, dabei Publikumsschichten ansprechen, die – wie Thomas Koebner in seiner Einleitung zur Untersuchung von Marcus Stiglegger schreibt – „nicht nur der ‚kulturellen Kaste‘ zuzurechnen“ sind (vgl. S. V). Film und Fernsehen wagen spätestens seit der TV-Serie *Holocaust* aus dem Erstausstrahlungsjahr 1978 ein visuelles Eindringen „in die Zone des Unvorstellbaren“ (ebd.), die zumindest im öffentlichen Diskurs lange Zeit vom „Bilderverbot“ geprägt war (was für Film und Fernsehen nur bedingt zutrifft, da national wie international bereits kurz nach 1945 sowohl dokumentarische wie auch fiktionale Verarbeitungen der jüngsten Geschichte produziert wurden, wie Sonja Schultz (2012) in einer film- und fernsehhistorischen Aufarbeitung der NS-Thematik zeigt). Es ist sicherlich nicht verfehlt zu behaupten, dass heutzutage unter all dem mitfühlenden, mitunter kitschigen Sentiment auch eine Art reizvoller und schauererregender „Schrecken des Bösen“ wirkt, der weniger vom Interesse des Publikums am Historischen als vielmehr dem Bedürfnis nach einer (ent-)spannenden Abendunterhaltung getragen wird. Marcus Stiglegger erklärt diese ambivalente Faszination einer Vergegenwärtigung des Schreckens mit seiner Seduktionstheorie, nach der die Zuschauerinnen und Zuschauer mittels filmischer Mechanismen einem Beeinflussungsprozess ausgesetzt werden, in dem ihre „Sinne und ein geschwächtes Bewusstsein“ sich öffnen „für die Aufnahme zunächst unerwünschter – meist jedoch ersehnter – Motive und Botschaften“ (S. 7) – eine von ihm mit Siegfried Kracauers Spiegeltheorie der Medusa weiter ausbuchstabierte Annahme, die hinsichtlich stereotyper und klischeehafter NS-Darstellungen einerseits nachvollziehbar wie andererseits doch hypothetisch und vor allem hinsichtlich der Vermittlung von Botschaften durch den Film fragwürdig erscheint. Eine Kunst, die diesbezüglich weitaus stärkere Herausforderungen provoziert und von der Thomas Koebner hinsichtlich der Film- und Fernsehaufarbeitungen spricht (vgl. S. V), Kunst verstanden als audiovisuell aususchöpfender und mitunter verstörender Möglichkeitsraum einer ästhetisch herausfordernden Geschichtsannäherung bzw. Geschichtsaneignung – man denke an Harun Farockis *Aufschub* (2007) oder Romuald Karmakars *Land der Vernichtung* (2004) bzw. *Das Himmler-Projekt* (2000) – ist in den seltensten Fällen im mainstreamkompatiblen, kommerziellen wie werbeorientierten TV-Bereich zu finden (und hat dort in der Logik der Redaktionen vermutlich auch nichts zu suchen), sondern wird zumeist in die Spät- und Nachtprogramme der großen Sender abgeschoben oder aber findet sich im Nischenbereich von größeren wie kleineren Programmkinos. Geschichte in Film und Fernsehen darf berühren, aber nicht wehtun, noch weniger dürfen Geschichtsdarstellungen perennierende Fragen in Bezug auf die Nachwirkungen des

Nationalsozialismus in der bundesrepublikanischen Gesellschaft aufwerfen: „Opa war kein Nazi“ (vgl. Welzer et. al. 2002) – dieser Eindruck entsteht bei einer Vielzahl von medialen TV-Konfektionswaren von der Stange, die uns durch entsprechende Inszenierungen beim empathischen Zuschauen als „gefühlte Opfer“ (vgl. Jureit 2012) wähen lassen, immer schon auf der richtigen moralischen Seite zu sein. Das, was große Film- und TV-Produktionen an Aufschluss über unser öffentliches Geschichtsbild der NS-Vergangenheit geben bzw. zu geben in der Lage sind, bedarf neben den Fragen zur Rezeption deshalb auch einer eingehenderen Analyse, sofern man zumindest für diesen Medienbereich zu einer Beurteilung, Einschätzung und Kritik des öffentlichen Erinnerens und seiner Bilderdiskurse gelangen möchte, wie dies Marcus Stiglegger in seinem Vorwort als Ziel seiner Untersuchung formuliert.

Marcus Stigleggers Untersuchung mit dem ungewöhnlichen Titel „Auschwitz-TV – Reflexionen des Holocaust in Fernsehserien“, ein Titel, der knapp auf S. VIII erläutert wird, wendet sich im Rahmen der medialen Geschichtsaufarbeitung in Film und Fernsehen einem besonderen, hinsichtlich dieser Thematik bisher wenig erforschten Einzelformat der Geschichtsvermittlung zu: der Fernsehserie. Dieses Format, das vor allem in der Geschichtsthematik häufig als Miniserie auftaucht, erörtert Marcus Stiglegger in seiner Einleitung zunächst im Kontext der Frage, welchen Beitrag Fernsehserien zum populären Bildarchiv zu leisten in der Lage sind. Somit verortet er seine Untersuchung im Horizont der medien- und kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung. Das populäre Bildarchiv des Films markiert demnach für ihn „die Schwelle zwischen dem kulturellen und kommunikativen Gedächtnis“, dessen Bestand erst durch die „kritische Reflexion der Zuschauer und deren Diskurs“ zur Geltung gelange (S. 6). Gerade das Fernsehen scheint für eine Untersuchung dieser Schwelle geeignet zu sein, da hier durch permanente Wiederholungen filmische Geschichtsaufarbeitungen in einer das Historische aufhebenden Dauerschleife zu zirkulieren scheinen und damit eine Permanenz des audiovisuellen Diskurses herstellen, der visuell immer wieder auf bekannte Ikonografien seit 1945 zurückgreift. Um eben diese Archivfunktion audiovisueller Medien und seine mediale Vermittlung im Horizont internationaler Erinnerungsdiskurse geht es Marcus Stiglegger in seiner Untersuchung konzeptionell.

Im zweiten Kapitel erfolgt ein etwas längerer filmhistorischer Abriss über die Entstehung der medialen Holocaust-Ikonografien in Film und Fernsehen. In diesem Kapitel rekapituliert der Autor noch einmal die wesentlichen Produktionen, die die medialen Bilder des Nationalsozialismus und des Holocaust bis heute prägen. Das dritte Kapitel setzt sich mit der Frage auseinander, inwiefern das medial inszenierte Bild Simulakren, virtuelle Scheinbilder, erschafft, die als Geschichtsmythen zwar eine Spur des Realen in sich tragen, sich jedoch mit zunehmendem zeitlichem Abstand von diesem entfernen und mittlerweile als Trugbilder die historischen Spuren verdrängen. Dieser Rekurs wird eingeführt, um die These zu stützen, dass es weniger die Geschichte an sich sei, die filmische Produktionen interessiere, sondern deren Simulationen im Fiktionalen. Eine wichtige Konsequenz aus dieser Betrachtung ist, dass mediale Geschichtsbilder weniger über die Vergangenheit, „wie sie wirklich gewesen ist“, vermitteln, als ihre Produzentinnen und Produzenten geneigt sind zuzugeben (denn Authentizität, Glaubwürdigkeit und Angemessenheit sind ja die wichtigste Währung von Geschichtsdarstellungen im „filmischen Pakt“ zwischen Autor und Zuschauer: „Die Geschichte beruht auf wahren Begebenheiten“; vielmehr verdichten sich in medialen Simulakren gegenwärtige Interpretationen auf die Geschichte, worin

sich nicht nur eine moralische Überlegenheit heute lebender Generationen artikuliert, sondern auch, eher unfreiwillig Verdrängtes, Vergessenes, Unausgesprochenes und auch weiterhin Unverarbeitetes nachwirkt.

Zur Begründung seiner Argumentation, nach der das mediale Simulakrum letztlich das historische Bild im Erinnerungsarchiv ersetze (S. 33), bezieht sich Stiglegger auf die Simulationstheorie Jean Baudrillards (1978; 1982) und die „Mythen des Alltags“ von Roland Barthes (1964). Zweifelhaft bleibt indes, inwieweit fiktionale Filmbilder mehr noch als dokumentarische Filmbilder als historisches Archiv wahrgenommen werden, eine Überzeugung, die Stiglegger mit Volker Schlöndorff zu begründen versucht (S. 27). Fraglich deshalb, weil gerade in der historischen Rekonstruktionsarbeit von Film und Fernsehen sowohl das Dokumentarische wie das Fiktionale zusammenlaufen und sich untrennbar miteinander vermischen (siehe dazu etwa Hoffmann/Kilb/Barg 2012). So steht weniger das Fiktionale, sondern vielmehr das Film- und Fernsehbild an sich als mediales Simulakrum der Geschichte im Mittelpunkt. Dies gilt umso mehr für die als wahrer und glaubhafter empfundenen dokumentarischen Filme.

Das vierte Kapitel widmet sich der TV-Serie *Holocaust* aus dem Jahr 1978, die als eine wichtige, breitenwirksam erfolgreiche und wohl bekannteste Wegmarke damaliger Zeit in der populären und massenmedialen Thematisierung des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen in das kulturelle Gedächtnis eingegangen ist, allerdings kaum, wie die Überschrift des Kapitels andeutet, die „Geburt eines medialen Diskurses“ darstellt. Marcus Stiglegger rekonstruiert hier kontextuell die Entstehungsgeschichte, Inszenierung und Rezeption der Serie und geht dabei auch gesondert auf die spezifischen Umsetzungen des Seriellen ein. Er kommt zu dem Schluss, dass es dieser Serie überlassen bleibt, „die bis heute einflussreiche mediale Holocaust-Ikonographie nachdrücklich im kollektiven Gedächtnis eines Millionenpublikums“ verankert zu haben, die mit Bildern des „Eindringens der Terrortruppen in die privaten Haushalte“, mit der „Diskriminierung auf der Straße“, dem „Auseinanderreißen von Familien bei Deportationen“, den „Bergen nackter Leichen“ und vielem mehr verbunden sind (S. 44 f.).

Das fünfte Kapitel behandelt ausgewählte deutsche Fernsehserien, die in mehrteiligen Sendungen die Zeit des Nationalsozialismus verarbeiten. Dabei greift Stiglegger auch auf weniger bekannte Produktionen zurück, die oftmals literarische Vorlagen haben, und stellt deren Inszenierungen im Kontext ihrer Zeit vor. Auch wenn das Serienformat spezifische Möglichkeiten der Darstellung bereit hält, die es von anderen Film- und Fernsehproduktionen unterscheidet, kommt es nach Einschätzung Stigleggers spätestens seit Mitte der 1990er Jahre doch zu einer Aufmerksamkeitsverschiebung der Thematik in den Spielfilmbereich, da mit *Schindlers Liste* (1993) von Steven Spielberg eine neue Qualitätsstufe in der medialen Geschichtsdarstellung erreicht wurde, die seit dieser Zeit stärker im Kinobereich als im Fernsehen zu finden ist (S. 63).

Das sechste Kapitel arbeitet die unterschiedlichen Inszenierungsweisen des Holocaust in amerikanischen Serienformaten heraus und stellt diese in ihren Ikonografien vergleichend gegenüber. Dies gewährt noch einmal eine Außenperspektive auf die Wahrnehmung der deutschen Geschichte und ihrer Akteure zu verschiedenen Zeitpunkten und verdeutlicht die Unterschiede in der Art ihrer Darstellung. Vor allem im Kontrast zwischen den Serien *War and Remembrance* (1988), *Holocaust* und *Band of Brothers* (2001) kann Stiglegger zeigen, wie über filmästhetische Verfahren Stim-

mungen und Emotionalität produziert werden können, die einen Bezug zur Geschichtsinterpretation herstellen. Im letzten Kapitel werden weitere internationale Fernsehdarstellungen des Nationalsozialismus als Kontrast und Erweiterung der Perspektive herangezogen. Hieran schließt sich die Frage an, inwieweit ein Vergleich deutscher, europäischer und US-amerikanischer Produktionen, der nicht mehr geleistet wird, weitere Einsichten in inhaltliche wie filmästhetische Überschneidungen und Differenzen ergeben hätte. Hieraus hätten sich möglicherweise weitere Rückschlüsse auf gegenwärtige wie vergangene Geschichtsdiskurse in nationalen wie internationalen Kontexten sowie der globalen Bedeutung des Holocaust in seinen medialen Simulakren ziehen lassen – eine Kontextualisierung, die allerdings wohl eher in den Bereich der Medien- und Kultursoziologie bzw. einer kulturwissenschaftlich interessierten Geschichtswissenschaft fallen würde. Denn gerade ein derartiger Schritt wäre der Beantwortung der Frage näher gekommen, nicht nur *wie* innerfilmisch mit dieser Thematik umgegangen wird, sondern darüber hinaus *was* derartige Darstellungen über die in ihnen angelegten Perspektiven und Interpretationen hinsichtlich eines soziologischen oder geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisinteresses beizutragen hätten. Die Untersuchung Stigleggers belässt es dagegen aus nachvollziehbaren Gründen, die in der Kürze und Knappheit der Studie liegen, bei einer interpretativen, innermedialen Nebeneinanderstellung. Insofern liefert die Untersuchung Anreize in verschiedene Richtungen, die (interdisziplinären) Diskussionen weiterzuführen – schon allein deshalb, weil das öffentliche Interesse an medialen Darstellungen der Zeit des Nationalsozialismus offenbar nicht abreißt.

Carsten Heinze

LITERATUR

- Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baudrillard, Jean (1978): *KOOL KILLERS oder der Aufstand der Zeichen*. Berlin: Merve.
- Baudrillard, Jean (1982): *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes & Seitz.
- Hoffmann, Kay, Richard Kilborn und Werner C. Barg (Hg.) (2012): *Das Spiel mit der Wirklichkeit: Zur Entwicklung doku-fiktionaler Formate in Film und Fernsehen*. Konstanz: UVK.
- Jureit, Ulrike und Christian Schneider (2010): *Gefühlte Opfer: Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schultz, Sonja M. (2012): *Der Nationalsozialismus im Film. Vom TRIUMPH DES WILLENS bis INGLOURIOUS BASTARDS*. Berlin: Bertz + Fischer.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): *„Opa war kein Nazi“: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Christa Paul: Anpassung und Selbstbehauptung. Eine identitätstheoretische Studie zur Fürsorge in den Jahren 1936 bis 1956. Wiesbaden: Springer VS 2014, 398 Seiten, 39,99 €

In ihrer Dissertationsschrift untersucht Christa Paul die Bedeutung der Fürsorge und Bewahrung während des Nationalsozialismus. Eine umfangreiche Fallstudie einer damals in Fürsorge und dann Bewahrung lebenden Frau untersucht die Bedeutung für Identitätsbildungsprozesse.

Erika Weber wurde 1921 in Hamburg geboren und verbrachte ihre Kindheit mit Mutter und Geschwistern auf St. Pauli. Sie wird dann laut eigener Aussage mit 9, laut Aktenlage mit 15 Jahren in Fürsorgeeinrichtungen und daran anschließend bis 1956 in Bewahranstalten und Wohnheimen untergebracht. Während dieser Zeit wird sie zwangssterilisiert und entmündigt.

Für die Untersuchung werden einerseits eine ausführliche biographische Erzählung aus dem Jahr 1996 herangezogen und andererseits die auffindbaren Akten der Fürsorgeeinrichtungen und zuständigen Gerichte, die zuvor Frau Weber zur Einsicht vorgelegt worden sind. Der Fall Erika Weber wurde erst zum Fall im Kontext von Fürsorge und Bewahrung jener Zeit, weil sich eine Irritation seitens der Autorin ergab: Anfang der neunziger Jahre forschte Christa Paul zum Thema Zwangsprostitution in Konzentrationslagern (vgl. Paul 1994) und stieß dabei auf Frau Weber, die eben zu diesem Thema als Zeitzeugin in einer Fernsehreportage gesprochen und sich selbst als Betroffene dargestellt hatte. Recherchen der Autorin (hierzu gehörte auch die von Erika Weber autorisierte Einsichtnahme in die Akten) gaben jedoch keine Hinweise auf eine KZ-Inhaftierung. Christa Paul ließ jedoch weder von dem Fall ab noch bezichtigte sie Erika Weber falscher Aussagen. Vielmehr ging sie der Frage nach, was Erika Weber zu sagen hatte, was ihr „wirkliches“ Anliegen ist und in welchem Verhältnis hierzu wiederum ihre Selbstdarstellung steht.

Zentrale Themen des Buches sind die Rekonstruktion der Praktiken von Fürsorge und Bewahrung im Nationalsozialismus und bis in die fünfziger Jahre hinein. In diesem Kontext werden der Fall Erika Weber und die Implikationen von Fürsorge und Bewahrung im Zusammenhang mit Entmündigung und Zwangsterilisation für Identitätsbildungsprozesse untersucht.

Das Buch umfasst insgesamt knapp 400 Seiten inklusive der Anhänge, die Ausschnitte aus dem Transkript des Interviews sowie einen tabellarischen Lebenslauf von Erika Weber enthalten. In der Einleitung führt die Autorin nicht nur in das Thema ein und erläutert den Aufbau der Studie, sondern gewährt gleich zu Beginn Einblick in die Ambivalenz der Forschungsbeziehung, die zu Erika Weber, die im Jahr 1998 verstorben ist, bestanden hat. Am Anfang steht also die schon angesprochene Irritation, die jedoch nie explizit zwischen beiden thematisiert wird. Damit gelingt es, den Leser/die Leserin einzubeziehen, wenn es darum geht, sensibel und kritisch den Diskrepanzen und Ambivalenzen des Falls Erika Weber auf die Spur zu kommen.

Im ersten Kapitel nach der Einleitung werden sodann die historischen und strukturellen Rahmenbedingungen von Fürsorgeerziehung und Bewahrung im Nationalsozialismus erläutert und auf die Entschädigungspraxis durch die Bundesrepublik Deutschland gegenüber Opfern des Nationalsozialismus hingewiesen. Zunächst geht es um die Frage nach ‚Erziehbarkeit‘, die sich im Übergang und in der Unterscheidung zwischen Fürsorge und Bewahrung als entscheidend erweist. Geht es in der Fürsorge

noch darum – wenn auch in durchaus fragwürdiger Weise –, die Zöglinge dabei zu unterstützen, zukünftig ein eigenständiges Leben führen zu können und damit perspektivisch der Fürsorge nicht mehr zu bedürfen, so impliziert die Feststellung der Notwendigkeit einer Bewahrung die Annahme der Nichterziehbarkeit. Es wird deutlich, dass diese Annahme mit der rassistischen Ideologie des Nationalsozialismus zusammenhängt, die wiederum von einer erblichen Vorbelastung und damit Determination der Betroffenen ausgeht. Gleichzeitig zeigt Christa Paul anhand vorliegender Forschungsergebnisse, dass die Kategorisierungen, die anhand vermeintlich biologischer und unveränderlicher Merkmale vorgenommen worden sind – und nicht selten über Leben oder Tod entschieden –, vollkommen willkürlich verwendet worden sind und sich auf bestimmte Verhaltensweisen bezogen, die mitnichten als personale Merkmale zu verstehen sind. Wer also erziehbar war und wer nicht, lag in den Händen der jeweiligen Entscheidungsinstanzen vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Staatsideologie. In der Darstellung der Fürsorge und Bewahrung wird keine detaillierte Schilderung der Zustände oder der Einrichtungen vorgenommen. Vielmehr rekonstruiert die Autorin die Logiken, der die Praxis von Fürsorge und Bewahrung folgten. Wenn es etwa darum ging zu begründen, warum junge Menschen im Allgemeinen und junge Mädchen und Frauen im Besonderen der Fürsorge bedurften, bewahrt werden oder auch sterilisiert und entmündigt werden müssten, dann wurde immer wieder auf die Verantwortung im Hinblick auf eine mögliche Schädigung des ‚Volkskörpers‘ durch das moralisch vermeintlich nicht akzeptable Verhalten (wie etwa die Unterstellung von Prostitution) verwiesen. Außerdem wurde den Betroffenen ein ‚angemessener‘ oder ‚hinreichender‘ Arbeitsethos abgesprochen. Es wird gezeigt, dass sich auch mit dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland an dieser Begründungslogik nichts ändert – und damit auch nichts am Status der in Fürsorge und Bewahrung lebenden Menschen. Sehr aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die zitierten Publikationen Käthe Petersens, die sowohl zwischen 1943 und 1945 als auch zwischen 1948 und 1949 Leiterin des Pflegeamts in Hamburg war und gleichzeitig sogenannter Sammelvormund hunderter junger Frauen und Mädchen – darunter auch Erika Weber. In ihren Veröffentlichungen befasst sie sich vor allem damit, die Notwendigkeit der Bewahrung bestimmter Personen zu begründen. Zudem rekonstruiert Paul eine damals gängige Praxis der Entmündigung, sobald die sich in Fürsorge befindenden Personen die Volljährigkeit erreichen. Diese setzte sich in der Nachkriegszeit fort und fand ihr Ende erst mit der Ratifizierung des Grundgesetzes 1949. Darüber hinaus wurden bestehende Entmündigungen in der Regel nicht aufgehoben oder grundsätzlich in Frage gestellt. Wer also im Nationalsozialismus als ‚asozial‘ kategorisiert und daraufhin entmündigt worden war, galt auch danach als rechtmäßig unmündig und musste selbst den Nachweis erbringen, warum dies nun nicht mehr der Fall sein sollte. Hierin spiegelt sich auch, so Paul, die Problematik der lange währenden Nicht-Anerkennung von NS-Unrecht wider, das bestimmten Gruppen angetan wurde, insbesondere der Gruppe, der als ‚asozial‘ Bezeichneten. Als Zwangssterilisierte auf eine Entschädigung hoffen konnten, waren die meisten Betroffenen nicht mehr am Leben. So werden die oft nicht thematisierten Kontinuitäten im Kontext staatlich verantworteter Fürsorge deutlich.

Nach dieser Analyse der zeitgenössischen Bedingungen und Praktiken von Fürsorge und Bewahrung befasst sich das dritte Kapitel mit dem Fall Erika Weber anhand „personenbezogener Akten und persönlicher Dokumente“. Das umfangreichste

Material stammt dabei aus der Akte der Bewahranstalt Farmsen, in der Erika Weber mit Unterbrechungen zwischen 1939 und 1955 untergebracht war. In diesem Abschnitt wird nicht nur die ‚Heimkarriere‘ Webers beschrieben, sondern ebenso werden die Argumentationslogiken der Einrichtungen und der beteiligten Behörden verdeutlicht. Dabei zeigt sich eine widersprüchliche und gleichsam überaus wirkmächtige Vorgehensweise, die sich auch als paradoxe Anrufungspraxis lesen lässt (Althusser 1977): Das wichtigste Kriterium zur Mündigkeit, so wird immer wieder betont, sei die Arbeitsfähigkeit und der Arbeitswille. In der Akte der Bewahranstalt Farmsen finden sich sehr widersprüchliche Aussagen zu Webers Arbeitsverhalten; manchmal lobt man sie ob ihres Fleißes und ihrer Anpassung, dann wieder unterstellt man ihr Faulheit und ‚Unsittlichkeit‘. Dabei wird in beiden Fällen der Wille Erika Webers als Problematik ausgemacht: Einmal ist es der fehlende Wille, der dazu führt, dass sie sich immer wieder zu unerwünschtem Verhalten verleiten lässt; ein anderes Mal ist es der Widerwille, den sie äußert. Der widersprüchliche Appell lautet somit: „Du sollst einen ausgeprägten Willen haben, aber nur das wollen, was du wollen darfst!“ Doch was das ist, scheint sich immer wieder zu verändern, so dass es gar nicht möglich ist, sich ‚richtig‘ zu verhalten und damit einer Entlassung und ‚Bemündigung‘ näher zu kommen.

Im vierten Kapitel stellt Christa Paul die Methode der *Grounded Theory* vor, mit der sie das biographische Interview auswertet, sowie George Herbert Meads Identitätstheorie als heuristischen Rahmen der Analyse. Die gewählte Methode hat in diesem Zusammenhang den Vorteil, dass das Material gegenüber allen wie auch immer gearteten Vorannahmen priorisiert werden muss, also nicht der Theorie unter- oder zugeordnet werden darf. Tatsächlich passen die theoretischen Vorannahmen in diesem Fall sehr gut zu den später formulierten Analyseergebnissen, was auch plausibel ist. Allerdings kann eine Subsumtionslogik nicht ausgeschlossen werden. Es wird auch nicht deutlich, warum ein kodierendes Auswertungsverfahren einem rekonstruktiven vorgezogen wird, zumal die Autorin in ihrer Begründung einer Einzelfallstudie ausnahmslos auf entsprechend arbeitende Autorinnen und Autoren verweist (15). Auch die Wahl des heuristischen Rahmens hat Vor- und Nachteile. Einerseits ermöglicht die Identitätstheorie durch die Referenz auf die Differenzierung zwischen „me“ und „I“ und Meads Annahme einer grundlegenden Sozialität, die soziale Bezogenheit des Selbst zu beschreiben. So kann das basale Anerkennungsproblem Erika Webers sichtbar gemacht und theoretisch reflektiert werden, warum ihre Versuche, Anerkennung zu finden, immer wieder misslingen. Gleichzeitig kann mit Bezug auf Mead jedoch nicht geklärt werden, wie dieser die Widerständigkeit des Selbst begründet, nämlich ob und wie Widerständigkeit im „I“ enthalten ist. Dieser Problematik ist sich die Autorin bewusst (vgl. 189 ff.), entscheidet sich aber dennoch für diesen Zugang. Damit bleibt offen, wie sich ‚Selbstbehauptung‘ begründen lässt. Dennoch können in der folgenden Auswertung des Interviews die Mead’schen Ausführungen genutzt werden, um Erika Webers Ambivalenz zwischen Anpassung und Selbstbehauptung im Kontext von Fürsorge und Bewahrung und die spätere Nicht-Anerkennung des ihr widerfahrenen Unrechts zu systematisieren. Möglicherweise hätte der Verzicht auf den Identitätsbegriff den Zugang erleichtert, indem das Subjekt als sich immer gleichzeitig unterwerfende und widerständige Instanz gedacht worden wäre, die grundlegend angewiesen ist auf die Anerkennung des Anderen, ohne dass eine Instanz wie das ‚I‘ hätte definiert werden müssen (Butler 2001).

Die Geschichte Erika Webers ist geprägt von Wut und Verzweiflung einerseits und einem (zum Teil gewalttätigen) Aufbegehren andererseits, was Christa Paul als Anpassung und Selbstbehauptung definiert. Weber erzählt ihre Leidensgeschichte als eine Aneinanderreihung von Missachtungserfahrungen, die sie den behördlichen und institutionellen Machtverhältnissen zuschreibt. Sie versucht, sich deren Gewalt durch Anpassung zu entziehen, indem sie die gestellten Anforderungen zu erfüllen sucht, um sich gleichzeitig von selbigen zu befreien. Doch diese Rechnung geht nicht auf, was an den bereits erwähnten inhärenten Widersprüchlichkeiten liegt. Im Gegenzug versucht sie es immer wieder mit unterschiedlichen Strategien der Selbstbehauptung, die ebenso scheitern. Von Erfolg gekrönt werden diese erst in den 1950er Jahren, als sich die politische und rechtliche Situation in der BRD dahingehend verändert hatte, dass sich Erika Weber neue Handlungsspielräume eröffneten. Es gelingt Erika Weber jedoch bis zu ihrem Tod nicht, sich sozial zu integrieren, so Paul. Daraus folgt, im Anschluss an Mead, dass das Selbst oder die Identität prekär bleibt, was dramatische psychosoziale Folgen wie soziale Isolation, Resignation und Minderwertigkeitsgefühle nach sich zieht.

Im letzten Kapitel geht Christa Paul dann der Frage nach, ob die Erfahrung der Nicht-Anerkennung in Bezug auf Identitätsbildung generell mit derart dramatischen Auswirkungen für die Betroffenen verbunden ist. Hierzu kontrastiert sie ihre Ergebnisse mit Studien zu ehemals in Fürsorge und Bewahrung Lebenden und mit ehemaligen Heimkindern. Auch wenn keine abschließenden Aussagen getroffen werden können, so wird doch plausibel, wie dramatisch nicht nur die traumatischen Erfahrungen selbst für die Betroffenen sind, sondern wie diese sich durch die Verweigerung von Anerkennung des geschehenen Unrechts gleichsam fortsetzen.

Trotz der mit kritischen Anmerkungen versehenen Methode und Heuristik ist mit dieser Arbeit ein beeindruckendes und einfühlsam vorgetragenes Dokument der Bedeutung von Fürsorge und Bewahrung im Nationalsozialismus – und darüber hinaus – gelungen, das absolut lesenswert ist. Die Geschichte von Erika Weber – und damit sind sowohl ihre eigene Erzählung als auch die Dokumentation durch die Institutionen gemeint – zeigt eindrücklich die Schwierigkeiten, sich selbst zu behaupten im Angesicht grundlegender Missachtungserfahrungen: Wer nicht als Subjekt anerkannt wird, kann auch nicht als solches handeln, so dass widerständiges Verhalten immer zu weiterer Unterdrückung führt. Dabei hat Erika Weber alles, was sie hatte, in die Waagschale geworfen, sogar ihre körperliche Gesundheit. Um als fleißig und arbeitswillig zu gelten, wersetzt sie sich dem Rat der Ärzte und überlastet sich, so dass sie immer häufiger krank wird und offenbar stark abmagert. Doch auch dieser Akt des Widerstands, in dem sie ihren Körper aufs Spiel setzt, wird negativ ausgelegt, weil ihr entweder unterstellt wird, sie simuliere oder sie könne eben nicht selbst auf sich achten, denn sonst würde es ihr besser gehen. So wird deutlich, dass Widerstand, verstanden als Kampf um Anerkennung, unter diesen Bedingungen unmöglich erschien und bis heute erscheint. Darüber lohnt es sich nachzudenken, wenn es darum geht, welches Unrecht als anerkennungswürdig gilt und welches nicht. Dann ergibt sich auch eine Antwort auf die Frage nach den Ungereimtheiten bezüglich der von Erika Weber für sich reklamierten KZ-Inhaftierung, denn KZ-Haft wird bekanntlich offiziell als Unrecht anerkannt und ‚entschädigt‘. Darüber hinaus ermöglicht es die Debatte um Zwangsprostitution in den 1990er und das wissenschaftliche Interesse der Autorin an

diesem Thema Frau Weber, ihre Missachtungserfahrungen zur Sprache zu bringen – unabhängig davon, ob sie tatsächlich zur Prostitution gezwungen wurde.

Anke Wischmann

LITERATUR

- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung) [kommentiert (D)], in: Louis Althusser (Hg.): Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Berlin: VSA, 108-153.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Paul, Christa (1994): Zwangsprostitution. Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus. Berlin: Edition Heinrich.

Cornelius Weiss: Risse in der Zeit. Ein Leben zwischen Ost und West,

Rohwolt Verlag: Reinbek 2012, 367 Seiten, 19,95 €.

Der deutsche Chemiker und Politiker Cornelius Weiss beginnt seine Autobiographie mit einer Schilderung seiner Kindheit in den Wirren des Zweiten Weltkrieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Er erinnert sich u.a. an die blitzschnelle „Umorientierung“ so mancher Zeitgenossen 1945, die sich u.a. darin äußerte, dass man die NS-Flagge zu einem Sowjetbanner „umnähte“ (64).

Die immer wieder – und bis heute – zeitweise auftauchenden Gerüchte von „Hitlers Atombombe“ weist der Autor klar zurück (53). Ein amerikanisches Angebot, ihn für die US-Atomforschung anzuwerben, lehnt Weiss' Vater Carl Friedrich, der einen Antrag auf Eintritt in die KPD gestellt hatte (14), ab; von der sowjetischen Seite lässt er sich hingegen 1946 „überreden“, für zunächst zwei Jahre in die UdSSR zu gehen. Doch daraus wurden „reichlich sieben Jahre hinter Stacheldraht“ (10). Weiss' Vater (und mit ihm die ganze Familie) lebte von der Außenwelt praktisch abgeschnitten in einem sogenannten „Objekt“ im Gebiet von Kaluga nahe Moskau, um an Methoden zur Messung von radioaktiver Strahlung und zum Strahlenschutz zu arbeiten. Nach Weiss' Schätzung kamen nach 1945 – freiwillig oder auch nicht – ca. 4.000 deutsche Spezialisten nicht nur, aber in erster Linie aus rüstungsrelevanten Bereichen (Atomphysik, Raketen- und Radartechnik, Flugzeugbau usw.) in die UdSSR (81). Viele von ihnen glaubten, umso schneller wieder in Deutschland sein zu können, je rascher sie ihr Wissen an die Sowjets abgeben würden. Moskau störte sich sichtlich nicht daran, dass sich unter den „abgeworbenen“ Wissenschaftlern auch zahlreiche ehemalige Nazis befanden, von denen sich wiederum nicht wenige zu „beflissenen Obersozialisten“ im sowjetischen Sinne entwickelten (104 f.).

Die Schule absolvierte Weiss im „Objekt“. Anfang 1953 konnte er in der weißrussischen Hauptstadt Minsk ein Studium der Chemie aufnehmen, wo er die Erfahrung machte, dass „Komasaufen (...) durchaus keine Erfindung der heutigen Jugend“ ist (163). Er gewann naturgemäß noch viele weitere Einblicke in den sowjetischen Alltag und die Stimmungen der Stalinzeit. So artikulierten seine sowjetischen Kommilitonen nie auch nur die geringste oppositionelle Regung (183). Auch er und seine deutschen Altersgenossen in der UdSSR „hegten gegenüber Stalin und seiner Politik wenig Zweifel“ (185). Als der Diktator im März 1953 starb, reihte sich Weiss in eine „endlos lange Menschenschlange“ beim Stalin-Denkmal in Minsk ein. „Stumm standen wir zwei, drei Minuten vor dem Denkmal und verneigten uns, wie es üblich war, zum Schluss vor der Statue.“ (169 f.).

Antisemitische Vorurteile seien in der sowjetischen Bevölkerung weit verbreitet gewesen; so hörte Weiss „gelegentlich idiotische antijüdische Witze“ (192). Und die KPdSU wollte die weitverbreitete Kriminalität nicht wahrhaben, weil sie nicht in ihr ideologisches Konzept passte (195). Es gab aber in der UdSSR eine „hochentwickelte organisierte Kriminalität (...), in die offenbar sogar Teile des staatlichen Wirtschaftsapparats verstrickt waren“ (196). Er widerspricht damit, gewollt oder ungewollt, den – im postsowjetischen Russland wie im Westen mancherorts bis heute kursierenden – Behauptungen einer ganz oder immerhin weitgehend korruptionsfreien Sowjetunion.

1955 kam Familie Weiss in die DDR, wo ihrer Überzeugung nach die Lehren des Marxismus-Leninismus „erfolgreich in die Tat umgesetzt wurden“ (205). Man wundert sich zunächst über die zahlreichen Verkehrsampeln – ein offenkundiger Kontrast

zu den Verhältnissen in der UdSSR (214). In Leipzig setzte Weiss sein Chemiestudium fort, um dann wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dozent seiner Universität zu werden. Er habe sich aber in der DDR zunächst so fremd gefühlt, dass er manchmal aus einer „paradoxen Sehnsucht“ heraus zurück in die Sowjetunion wollte (228).

Der „alltägliche ideologische Druck“ in der DDR sei viel höher gewesen als in der Sowjetunion (224). Er trat aber der SED trotz diverser Aufforderungen nie bei (225) und musste sich zu seinem fünfzigsten Geburtstag 1983 von einem Kollegen sagen lassen, dass er nicht Professor werde, „solange wir die Macht haben“ (285). Zu seiner Überraschung machte man ihn im September 1989 aber doch immerhin zum außerordentlichen Professor.

Vom Bau der Berliner Mauer 1961 war er unter anderem deswegen „entsetzt“, weil die „sozialistische Idee diskreditiert“ worden sei (142). Weiss verurteilt den Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei 1968, der alle Hoffnungen auf einen demokratischen Wandel auch in der DDR zunichte gemacht habe. Seine damalige Reaktion habe aus Resignation und „Rückzug ins Privatleben“ bestanden. „Ich versuchte, meine Arbeit ordentlich zu machen, aber ich engagierte mich nicht mehr, hielt strikt den Mund.“ (273). In der Sprengung der Universitätskirche ebenfalls 1968 sieht er den Keim für die machtvollen Demonstrationen des „Revolutionsherbstes“ 1989 gerade in Leipzig (272).

Weiss vermittelt einige Einblicke in Aufgaben und Funktion des Wissenschafts- und Forschungssektors der DDR, der als Produktivkraft im Sinne des Marxismus-Leninismus galt und daher möglichst rasch volkswirtschaftlich verwertbare Ergebnisse liefern sollte. Es sei versucht worden, die Wissenschaft mit hierarchischen Kommandostrukturen und materiellen Anreizen auf vermeintlich zukunftssträchtige Gebiete zu lenken, was aber von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen sei (248 f., 261).

Den Umsturz in der DDR im Herbst 1989 hat Weiss „so nicht kommen sehen“; es schien ihm undenkbar, dass das Regime „freiwillig das Handtuch wirft“ (290). 1991 wurde er zum Rektor der Universität Leipzig gewählt, was er bis 1997 blieb; er musste dabei – gegen seinen erklärten Willen – viel Personal abbauen.

Sympathien für die SPD hatte Weiss schon seit der Kanzlerschaft Willy Brandts, der das Gefühl vermittelt habe, „dass die DDR-Obrigkeitsmacht nicht mehr ganz unkontrolliert mit uns umspringen konnte“ (303). Die in der DDR nach der „Wende“ neu gegründete SPD wurde für Weiss „das Symbol für einen entschlossenen demokratischen Aufbruch“ (304). Ein Engagement für eine andere Partei hat er offenbar nie auch nur erwogen. Den „Blockflöten der CDU“, so Weiss, die die ersten freien Wahlen in der DDR im März 1990 gewannen, erteilte er eine Absage, als sie ihm einen Beitritt nahelegten (304). 1999 bis 2009 gehörte Weiss dem sächsischen Landtag an – 2004 bis 2007 auf dem Posten des Fraktionschefs, von dem er nach einer Kontroverse um ein neues sächsisches Hochschulgesetz zurücktrat. In seiner Partei bekannte er sich „von Anfang an klar zum sogenannten linken Flügel“ und plädierte auch für eine „punktuelle Zusammenarbeit“ mit der SED-Nachfolgepartei PDS, mit der die SPD „mehr gesellschaftspolitische Übereinstimmung als mit der CDU“ habe (344).

Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der Zeit vor 1985, der rund 280 der 360 Seiten Text gewidmet sind. Michail Gorbatschows Politik der Perestroika (Umgestaltung) in der UdSSR ab 1985 kommentiert Weiss kaum, die postsowjetische russische Politik überhaupt nicht.

Insgesamt: Es handelt sich bei dieser stellenweise durchaus humorvoll erzählten deutsch-sowjetischen Autobiographie um ein interessantes Dokument der Zeitgeschichte, auch wenn man nicht mit allen Beurteilungen und Meinungen des Autors konform geht oder sie mitunter für inkongruent hält. So ist einerseits schwer zu bestreiten, dass der Wohlstand vieler westlicher Länder „in unvorstellbarem Maße auf Pump beruht“ (365); doch andererseits sind es doch in erster Linie linke Parteien, die (auch) angesichts der Finanzkrise und ihrer Folgen für noch mehr Staatsausgaben eintreten, was das Verschuldungsproblem offenkundig noch weiter vertieft. Und welche Gewerkschaften meint Weiss beim „engagierten gesellschaftlichen Einsatz jenseits“ der SED (294) – doch nicht den völlig regimetreuen Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB)? Auch hätte dem Buch ein Namensregister zum Vorteil gereicht. Diese wenigen Vorbehalte ändern aber nichts an dem Urteil, dass die Lektüre dieses Buches für alle an der Geschichte der DDR und/oder der UdSSR empfohlen werden kann.

Martin Malek

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Bettina Dausien, Univ.-Prof. Dr., Professur „Pädagogik der Lebensalter“, Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, A-1090 Wien
- Gelinada Grinčenko, Professor of History, Department of Ukrainian Studies, V. N. Karazin Kharkiv National University, 6, Svobody Sq., office 485, 61022 Kharkiv, Ukraine
- Sebastian Günther, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Medizinische Soziologie, Medizinische Fakultät, Magdeburger Str. 8, 06112 Halle (Saale)
- Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Sozialökonomie, Fachgebiet Soziologie, Welckerstraße 8, 20355 Hamburg
- Wiebke Janssen, Dr., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Medizinische Fakultät Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Magdeburger Straße 8, 06097 Halle (Saale)
- Martin Kohli, Univ.-Prof. Dr., European University Institute, Department of Political and Social Sciences, Via dei Roccellini 9, I-50014 San Domenico di Fiesole
- Martin Malek, Dr., Landesverteidigungsakademie, Institut für Strategie und Sicherheitspolitik (ISS), AG Stiftgasse, Stiftgasse 2a, A-1070 Wien
- Karin Martensen, Dr., Hochschule für Musik, Musikwissenschaftliches Seminar Detmold/Paderborn, Gartenstraße 20, 32756 Detmold
- Nadja Messerschmidt, Dr., Charlottenbrunner Straße 45, 14193 Berlin
- Alexander von Plato, PD Dr., Altenschleuse 9, 21640 Neuenkirchen
- Matthias Pohlig, Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), Universität Bremen, FVG, Wiener Straße/Celsiusstraße, 28334 Bremen
- Felicitas Söhner, Dr., Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Universität Köln, Joseph-Stelzmann-Str. 20, Geb. 42, 50931 Köln
- Anke Wischmann, Dr., Fakultät Bildung, Institut für Bildungswissenschaft, Scharnhorststr. 1, 21335 Lüneburg